

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK



universität
wien

BETTAUER, HUGO

Kampf ums Glück

New Yorker Kriminalroman

Verl. Bettauers Wochenschr.
Wien
1907

eod | books2ebooks.eu

digitalisiert an der
Universitätsbibliothek
Wien

digitised at Vienna
University Library

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

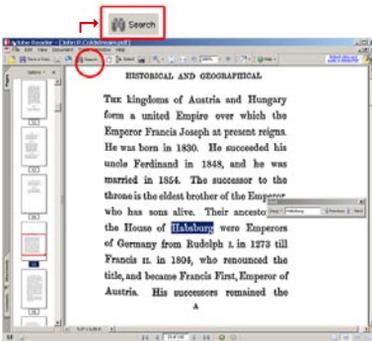
Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the "Select Tool" in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the "Snapshot Tool" from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

More eBooks

More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>

I

468236

KAMPF UMS GLÜCK

NEW YORKER KRIMINALROMAN

VON

HUGO BETTAUER



VERLAG BETTAUERS WOCHENSCHRIFT, WIEN, VIII.,
LANGEGASSE 7

I
468 23 6

=====
Copyrighted by Helene Bettauer Vienna
=====

ERSTES BUCH

In finsterner Nacht

1. Kapitel

Obdachlos

Pfauchend und schwitzend schoben sich die Menschenmassen über den Broadway. Fahl und orangengelb brannte die Sonne auf die Erde herunter, briet die Pflastersteine, daß sie zu rauchen schienen und machte den Asphalt weich und zäh, wie Gummi.

Am 15. Juni hatte noch ganz New York über die für diese Jahreszeit unerhörte Kälte geschimpft und geklagt, und wenn man den Leuten Glauben schenken konnte, so mußten demnächst sämtliche Geschäftsleute im Osten pleite machen und das ganze Land einer Hungersnot und Mißernte entgegensehen.

Dann, im wahren Sinne des Wortes, über Nacht, setzte die Hitze ein, um von Tag zu Tag zuzunehmen und schließlich jetzt, in den letzten Junitagen, einen wirklich unerträglichen Grad zu erreichen.

Die Herren hatten zum großen Teile ihre Röcke über den Arm geworfen und ihre Hemdkrägen durch eingelegte Taschentücher vor dem Naßwerden geschützt, die Damen gingen mit hochroten Gesichtern, bekleidet mit wahren Spinnweben von weißen Blusen einher und fächelten sich aus kleinen und großen Fächern Kühlung zu, die Pferde trabten, glänzend von Schweiß, mit Strohhüten und nassen Schwämmen auf der Stirn

einher und die Apotheken, Cafés, Saloons und Konditoreien waren mit Menschen überfüllt, die in dem törichten Wahn leben, daß man die grausame Hitze von innen durch Limonaden, Eisgetränke und gefrierkalte „Mixed Drinks“ überwinden kann.

Kaum daß einer von den Menschen mehr als vier oder fünf Straßenblocks entlang ging.

Der New Yorker ist schon an und für sich kein Spaziergänger, und im Hochsommer denkt er am allerwenigsten daran, sich noch durch Gehen in Wärme zu bringen. Man geht nur dann, wenn man eben einige Straßen weit zu tun hat. Beträgt die Entfernung mehr als ein halbes Dutzend Straßenblocks, dann springt man schon auf die offene Straßenbahn auf.

Ein junger Mann, der von der Zehnten Straße aus den Broadway betreten hatte, schien nicht dem unbedingten Fahrprinzip zu huldigen. Er ging unermüdlich den Broadway entlang nordwärts, ungeachtet der Tatsache, daß er durch seinen schleppenden, langsamen Gang große Ermüdung verriet und der Schweiß ihm in dicken, großen Tropfen über Stirne, Wangen und Hals entlang lief.

An der Vierzehnten Straße verließ der junge Mensch den Broadway und schlug sich nach rechts in die Anlagen, um einen Sitz auf einer der grünen Bänke zu erspähen.

Vergeblich! Jedes Plätzchen war besetzt, und die nach vorne übergebeugte Haltung fast aller männlichen und weiblichen Bank-„Besitzer“ ließ erraten, daß die Herrschaften keine absonderliche Lust hatten, ihre Ruheplätze aufzugeben.

Doch — da sprang ein kleiner uniformierter Junge, der sich nur hatte verschnaufen vollen, auf, und der junge Mann nahm rasch seinen Platz ein.

Er warf einen Blick voll Ekel und Widerwillen auf seine Nachbarn zur Rechten und zur Linken und preßte dann die Arme fest an den Körper, um sich so

dünn als möglich zu machen und jede Berührung mit den Leuten neben ihm zu vermeiden.

Für einen Menschen mit ästhetischem Empfinden war die Nachbarschaft auch nicht gerade sonderlich angenehm. An der einen Seite saß eine alte Vettel, schmutzstarrend, zerfetzt, nach Branntwein riechend, an der anderen Seite ein Mann mit langem Bart, Locken hinter den Ohren und mit einem schmutzigen Kaftan angetan, der ehemals wohl schwarz gewesen war, jetzt aber eigentümlich rostbraun und violett schillerte.

Das wäre nun nicht schlimm gewesen, wenn der alte russische Jude nicht noch nebenbei über Stirne und Auge einen Verband getragen hätte, der einen würgenden, zum Brechen reizenden Geruch ausströmte.

Ungefähr fünf Minuten lang saß der junge Mann zwischen den beiden Union-Square-Koriphäen. Den Rücken weit vornübergebeugt, den Kopf in die Hände gestützt, stierte er auf seine schwarzen, verstaubten Stiefel hinab, in denen er automatisch und unbewußt ein seltsames Spiel mit den Fußzehen trieb.

Er hob die Zehen und senkte sie, und gleichzeitig mit den Zehen hob und senkte sich das Oberleder der Schuhe, das mit den Sohlen in fast gar keinem Zusammenhang mehr stand. Ließ der Besitzer dieser Stiefel aber die Zehen mit einiger Energie fallen, dann dampfte jedesmal eine Staubwolke zwischen Sohle und Leder hervor.

Ein leiser Windhauch trieb den Jodgeruch aus dem Verbands des russischen Juden dem jungen Menschen direkt in die Nase. Er schüttelte sich vor Ekel, sprang auf und ging weiter, wieder nordwärts, den Broadway entlang.

Karl Lederer — dies der Name des jungen Mannes — schien es durchaus nicht eilig zu haben. Vor jeder einigermaßen anziehenden Auslage blieb er stehen, betrachtete langsam und ausführlich die ausgestellten Dinge, die er nun schon auswendig kannte,

da er in der letzten Woche dieselbe Strecke ungezählte Male zu Fuß zurückgelegt hatte, und ging dann gleichgültig und verdrossen müde weiter bis zum nächsten Fenster.

Am Madison Square blieb Lederer vor einem Juwelierladen, der auch Uhren in der Auslage hatte, stehen und begann mit sich selbst zu reden.

„Es ist jetzt fünf Minuten vor Fünf. Wenn ich mich in diesem Tempo weiter schleppe, so bin ich kurz vor sechs Uhr im Centralpark. Dort sitze ich dann, bis die Dunkelheit heranbricht, dann gehe ich irgendwie und irgendwo umher und suche mir ein Obdach für die Nacht.“

Ein wehleidiger, weinerlicher Zug trat auf das hübsche, sympathische Gesicht des jungen Mannes. Und trotz der versengenden, erbarmungslosen Hitze durchzog ein Schauern seinen schlanken, gut gebauten Körper.

Eine zweite Nacht der Obdachlosigkeit lag vor ihm. Traumverloren, verwirrt und unklar dachte er zurück an die vergangene Nacht, die hundert Stunden gehabt hatte, die kein Ende hatte nehmen wollen, die ihm eine mittelalterliche Tortur erschien.

Von Bank zu Bank war er getaumelt, hatte bleischwer geschlafen, bis ein Blaurock ihn aufgeweckt und davongejagt hatte, durch die öden, dampfenden Straßen war er gekrochen, straßauf straßab, vom Hudson bis zum East River, von der Battery bis zum Centralpark.

Karl Lederer ging mit gesenktem Haupte weiter und seine Gedanken flogen in zwei verschiedenen Richtungen hin und her.

„Vielleicht finde ich jetzt doch das Geld, das Geld, das ich brauche, um mich aus dem Elend herauszu retten“, dachte Karl Lederer, und seine Phantasie begann zu arbeiten.

Er würde sehen, wie eine elegante Dame beim Verlassen ihrer Equipage ihr Ledertäschchen verlieren würde. Unbemerkt würde er es aufheben und mit gleichmütiger Miene, leise vor sich hinpfeifend, einhergehen, einen Saloon betreten, die Toilettenräumlichkeiten aufsuchen und dann erst hastig das Täschchen öffnen.

Achtunddreißig Dollars würde er in der Tasche finden, sofort ein Zimmer mieten und dann — nein — er unterbrach sich selbst, ließ einen dicken Börsianer die Briefftasche verlieren und in ihr nicht achtunddreißig, sondern achthundert, nein, sagen wir dreitausend und vierhundert Dollars liegen.

Soviel mußte es auch sein, denn die dreitausend Dollars wollte Karl Lederer ja sofort auf die Bank tragen und die vierhundert Dollars brauchte er, um sich nett auszustaffieren und für den Kampf ums Glück vorzubereiten.

2. Kapitel

Die drei Bücher

Plötzlich schwirrten die Gedanken des Phantasten ab. Karl Lederer ließ wieder den vergangenen Tag an sich vorbeigleiten, diesen endlosen, scheußlichen Tag mit seiner barbarischen Hitze, seiner öden Langweile und seinem Hunger.

Hunger! Zum erstenmal in seinem Leben hatte Lederer kennengelernt, was Hunger ist. Hunger, wirklicher Hunger, nicht etwa kräftiger, frecher Appetit mit dem wonnevollen Gefühl der unmittelbar bevorstehenden Sättigung — nein, Hunger, hoffnungsloser, ordinärer Hunger!

Zweimal hatte er sich an diesem Tag in stark frequentierte Biersaloons hineingewagt, um zögernd umherzusehen und schließlich mit einem Zusammenraffen aller Energie auf den Luntisch loszugehen und in Hast und Eile ein paar belegte Brötchen hinunterzuschlingen.

Zweimal, und da er dadurch absolut nicht gesättigt werden konnte, so war er noch in einen dritten Saloon gegangen. Dort war es ihm aber vorgekommen, als ob der fette, feiste Kerl hinter der Bar ihm nachsehen würde, und er hatte ohne etwas zu nehmen das Lokal verlassen.

Die übrige Zeit des Tages hatte Karl Lederer im Lesesaal des Cooper Union und in der Astorbibliothek verbracht, wo er ungeheure Quantitäten von Eiswasser in sich hinabschüttete, bis ihn der Hunger nicht länger sitzen ließ, sondern wieder in das Glutmeer hinaustrieb, wo man wenigstens Menschen und Auslagen sah und Geld finden konnte — — —

Im Centralpark war es nicht um ein Atom kühler als auf der Straße, aber dafür überfielen einen die Mosquitos schwarmweise, um sich am Blute und Schweiß der Opfer zu erlaben. Und da eine superkluge Parkverwaltung aus geheimnisvollen Gründen die Parkwege asphaltiert hatte, so brannte einem der Boden durch die Sohlen durch, was besonders dann sehr fatal ist, wenn diese Sohlen gar keine Sohlen mehr sind, sondern mehr eine Vorspiegelung falscher Tatsachen, wie bei Herrn Karl Lederer.

Karl Lederer richtete sich mit einem plötzlichen Ruck auf. Da saß auf einer Bank ganz allein eine junge, bildhübsche und graziöse Frau, elegant und duftig gekleidet. Von Zeit zu Zeit sah sie aus einem Buch auf und rief ihr kleines Töchterchen, das in der Nähe im Rasen spielte.

Vergessen waren für diesen Augenblick Hunger und Obdachlosigkeit. Ein brennender Durst nach Liebe und Zärtlichkeit stieg in Karl Lederer auf, der heiße Wunsch, die Aufmerksamkeit dieser hübschen, zierlichen kleinen Frau zu erregen, sie zu erobern, sich erobern zu lassen. —

Das war nicht mehr der Tramp Karl Lederer in New York, sondern der Referendar Dr. jur. Karl Lederer

aus Berlin, der es gewohnt ist, Damen anzulächeln, Herzen zu brechen und heiße Blicke auszutauschen.

Ganz instinktiv fuhr sich Karl Lederer mit seinem Taschentuch zuerst über das heiße, feuchte Gesicht, dann über die elenden, verstaubten Stiefel. Er befeuchtete die Fingerspitzen, um einige allzuaufdringliche Flecken aus dem blauen Anzug wegzuwischen, zerrte und rückte an dem Rock und den Beinkleidern umher, schob die Krawatte zurecht und sah sorglos und ungeniert in die Luft.

Als er sich aber neben die feine, hübsche Dame gesetzt hatte, da wurde er rot vor Verwirrung und Verlegenheit, er kam sich unsagbar dumm und lächerlich vor und sah sich, als wenn er von einem lebensgroßen Spiegel stände, in seiner Verkommenheit, die Bartstoppeln am Kinn, der Kragen schmutzig und verschwitz, staubbedeckt, elend, hungrig, obdachlos.

Der Referendar hatte sich wieder verflüchtigt.

Der Hunger begann in den Eingeweiden des jungen Menschen zu wühlen. Im Magen brannte es, der Speichel stieg säuerlich in den Mund auf, in den Ohren sauste es und vor den Augen zogen farbige, feuerrote und dunkelblaue Streifen vorbei.

Der ganze Jammer seines derzeitigen Lebens kam Karl Lederer zum Bewußtsein, seine Phantasie weigerte sich, ihn mit Hoffnungsträumen zu speisen. Karl Lederer rechnete in diesem Augenblick nicht mehr auf die Geldtasche mit achtunddreißig oder dreitausend und vierhundert Dollars, sondern er sah Schmach, Verzweiflung, Polizeihaft und Deportation vor sich. Er wußte, daß er nicht noch einen Tag ohne Nahrung würde überleben können, daß er zusammenfallen und verderben würde.

Zwischendurch, inmitten dieser häßlichen, widerwärtigen und traurigen Gedanken sah er aber ab und zu auf seine Nachbarin und sog sich an dem weichen Oval der Wangen und der runden, zarten Biegung der Brüste fest.

Das kleine Mädchen der Dame hatte sich allzuweit in den Rasen verlaufen. Die junge Frau sprang auf, eilte dem Kinde nach und scherzte mit ihm umher. Dabei hatte sie ihre Bücher, drei an der Zahl, auf der Bank liegen lassen.

Ein würgendes Gefühl stieg in Karl Lederer auf, Schamröte und Gier — diese drei Bücher, die ließen sich in Geld umsetzen, in Geld, mit dem man sich eine Suppe, ein Stück Fleisch, ein Obdach für die müden, schwachen Knochen verschaffen konnte.

Ein Blick auf die junge Frau: sie stand gebeugt neben der Kleinen und band die Schnüre der weißen feinen Kinderstiefelchen fest. Ein Blick auf die drei Bücher; sie sahen förmlich aufreizend drein in ihren weißen, roten und gelben Einbänden.

Ein Griff, und Karl Lederer hatte die drei Bücher unter seinen Rock geschoben und ging davon. Zuerst mit langsamen, dann mit immer größeren und rascheren Schritten, bis er, als er außer Sehweite war, zu laufen anfang.

Fast fröhlich und leicht ging Karl Lederer mit seinem Schatz unterm Arm wieder den Broadway entlang, stadtabwärts. Die ganze Sache kam ihm urkomisch vor und einmal mußte er sogar laut auflachen.

Da hatte er mit einer schönen, eleganten Frau flirten wollen und sie statt dessen bestohlen! Als das Wort „bestohlen“ durch seinen Kopf ging, machte er ein ernstes, finsternes Gesicht. Er hatte also gestohlen — war er deshalb wirklich ein Dieb? Oh nein, sicher nicht. Er fühlte sein Gewissen durch diesen Diebstahl nicht belastet, nicht im geringsten sogar. Was war denn geschehen? Er hatte dieser feinen, eleganten Frau vielleicht ein wenig Verdruß und Ärger bereitet und sich dafür neues Leben, neue Lebensmöglichkeit, neue Hoffnungen geschenkt. Drei Bücher genommen, um ein Leben zu retten!

3. Kapitel

Im Café

Karl Lederer erinnerte sich, in der 42. Straße mehrere Buchhandlungen gesehen zu haben, in denen alte Bücher gekauft und verkauft wurden. Dorthin lenkte er zunächst seine Schritte. Würde dort schon geschlossen sein, könnte man ja weiter sehen.

Einer der Händler hatte aber richtig noch offen, und mit einiger Spannung überreichte Karl Lederer die drei Bücher, die natürlich Romane waren und ebenso natürlich irgendwelche Frauen mit drei Taufnamen und schwungvollem Familiennamen zu Verfasserinnen hatten.

Von der Höhe des Betrages, den er bekommen würde, hing ja viel ab: mehr vielleicht, als sonst für einen anderen Menschen von einem Hausverkauf abhängt.

Der Buchhändler machte es so, wie diese Sorte Vampire es immer zu machen pflegen. Er sah sich die Bücher scheinbar ganz flüchtig an, riß sie rücksichtslos hin und her, spuckte aus, machte ein verachtungsvolles Gesicht und fragte schließlich achselzuckend und scheinbar sehr belästigt:

„Wie viel?“

Und als Karl Lederer die Bestimmung der Summe ihm überließ, bot und gab er einen Dollar für die drei neuen, elegant gebundenen Bücher, die am Tage vorher wohl noch zusammen fünf oder sechs Dollars gekostet hatten und teilweise noch gar nicht aufgeschnitten waren.

Vergnügt lächelnd schritt Karl Lederer nun einher. Er kam sich ordentlich reich vor, für ihn, der vor noch ganz kurzer Zeit mit Leichtigkeit einen Tausendmarkschein in einer Nacht vertan hatte, bedeutete dieser eine Dollar jetzt ein gewaltiges Vermögen.

Zuerst kaufte Karl Lederer in einem kleinen Laden, der seit drei Jahren wegen unmittelbar bevorstehender

Demolierung des Hauses „ausverkaufte“, einen Hemdkragen für fünf Cents, dann pilgerte er die Sechste Avenue entlang, bis er zu einem Barbier kam, der im Erdgeschoß auch Bäder hatte.

Baden — heiß und dann kalt baden! Bei dem bloßen Gedanken überrieselte es den jungen Menschen wonnig und er blieb absichtlich vor der Tür des Barbiers einige Augenblicke stehen, um den bevorstehenden Genuß hinauszuschieben.

Er lächelte verschmitzt, da ihm soeben ein guter Einfall gekommen war.

Rasch betrat er nun den Laden, ließ sich ins Erdgeschoß führen, bezahlte einen Quarter und bekam eine Kabine erschlossen.

Langsam und bedächtig, wie Gourmets zu essen pflegen, stieg Karl Lederer in das fast dampfende Wasser und säuberte seinen heißen, feuchten, verstaubten Körper unter einem ungeheuren Aufwand von Seifenschäum. Und seine Phantasie spielte wieder mit ihm, gaukelte ihm Diener und feine Seidenwäsche, Automobil und Spazierfahrten nach Manhattan Beach, Sektgelage und schöne Frauen vor. —

Nun ließ er das heiße Wasser ablaufen, füllte die Badewanne mit kaltem Wasser, ließ die Dusche spielen und sich von oben herab einen Gletscherfall auf den Oberkörper rieseln, und jauchzte vor Vergnügen. Dann begann er die Idee, die ihm vorhin ein Lächeln abgezwungen hatte, zu aktivieren. Er sprang, naß wie er war, aus der Badewanne, entnahm seiner inneren Rocktasche das Futteral eines Rasiermessers und diesem das Messer selbst.

Ein prachtvolles, schwedisches Messer mit elfenbeinernem Heft und außergewöhnlich schwerer und breiter Klinge. Das einzige, was Karl Lederer aus den unsäglichen Wirrnissen der letzten Wochen gerettet hatte, was nicht versetzt oder verkauft worden war. —

Und nun rasierte sich der junge Mann, während das kalte Wasser ihn umgab und er fühlte, wie sein heißes Blut sich langsam abkühlte, und wonnige Ermattung über ihn kam.

Mit der Ermattung aber auch rasender Hunger. Ein Hunger, der sich nicht länger bezähmen ließ, der ihm Ohrensausen, Kopfschmerzen und Herzklopfen verursachte.

Rasch trocknete sich Karl Lederer ab und schlüpfte wieder in die dampfende, schweißnasse Wäsche und Kleider. Und als er die Schuhe, die elenden, zerfetzten Schuhe anzog, da war es für den Moment wieder mit der gehobenen, hoffnungsfreudigen Stimmung vorbei. —

Diesmal ging Karl Lederer nicht den Broadway entlang, sondern er fuhr im offenen Sommerwagen und ließ durch den entgegenwehenden Luftzug seine noch nassen Haare trocknen. Nach wenigen Minuten schon saß er in dem Vorgarten eines kleinen österreichisch-ungarischen Cafés an der Ecke der Neunten Straße und Zweiten Avenue.

Früher, nach seiner Ankunft aus Berlin hatte Karl Lederer gewöhnlich vis-à-vis in dem großen und fashionablen Restaurant gegessen, dann war er zu den kleinen Lokalen auf der anderen Seite der Zweiten Avenue hinuntergestiegen und die letzten Tage waren sogar die nur mehr das Ziel seines stummen Sehns gewesen.

Karl Lederer hatte, als er das Café betreten, noch fünfundsiebzehn Cents im Vermögen gehabt. Als er es verließ, waren es nur mehr fünfundsiebzehn. Sein Hunger hatte ihn zu immer neuen Taten angestachelt, der Suppe ließ er einen Braten, dem Braten eine Wiener Mehlspeise, der Mehlspeise einen Kaffee folgen. Macht Summa Summarum mit Trinkgeld vierzig Cents, wobei sich Lederer sogar die ersehnte Zigarre verkneifen mußte.

Es war fast neun Uhr geworden, und in dem kleinen Vorgarten war jeder Stuhl besetzt. Jene eigentümliche Gesellschaft, die so gar nichts Amerikanisches an sich hat und viel eher nach Wien, Budapest, Jassy oder allenfalls sogar nach Berlin paßt, als nach New York.

An dem Tisch neben Karl Lederer saß eine Gruppe von Herren, die sich lebhaft über das enorme Glück unterhielten, das einer ihrer gemeinsamen Bekannten heute auf dem Rennplatz gehabt hatte. Lebhaft gestikulierend schrieten die nicht eben prima aussehenden Herren, die zum Teil grellrote Krawatten und Panamas billigen Kalibers trugen, aufeinander ein.

„Ich sag Ihnen, Ihnen wünsche ich das jede Woche zu verdienen, was der Löwy heute gemacht hat!“ Und ein Herr mit einer mächtigen Hakennase, dem man den Vollblutmagyar auf hundert Schritte ansah, erklärte in einem unmöglichen Deutsch:

„Mindestens dreitausend Tholer hot er gemacht! Lump miserables wird sicher irgendwo sich festgetrunken hoben, sonst wär er schon hier!“

4. Kapitel

Im Logierhaus

Karl Lederer hörte kaum zu, die Art und Weise, wie sich diese Leute um ihn herum gaben und trugen, chokierte seine feinen Nerven, er fühlte sich beinahe ebenso angewidert wie vorhin im Union Square Park.

Plötzlich allgemeines Toben am Nebentisch.

„Da ist er ja! Löwy hier, komm her, du Glückspilz du!“

Ein mittelgroßer, untersetzter, unsympathisch und vulgär aussehender Herr, der ersichtlich des Guten zu viel getan, taumelte auf den Tisch zu und ließ sich auf einem Stuhl, der rasch für ihn freigemacht wurde, nieder. Und eine Minute später standen schon zwei Sektkübel

neben dem Tisch, und alle Freunde des Herrn Löwy, der den Typus des kleinen schäbigen Buchmachers darstellte, der im Winter nichts zu fressen hat und im Sommer tagtäglich zwischen Ruin und Wohlstand schwebt, ließen sich das kühlende, perlende Getränk wohlschmecken. Schlürfend und schmatzend gossen sie den Sekt hinab, nicht einer, der das Glas anständig halten konnte, nicht einer, der einen halbwegs ästhetischen Eindruck machte.

Karl Lederer schloß die Augen und lächelte müde. Er erinnerte sich an die Gelage im kleinen Freundeskreis, die ihm vor kaum drei Monaten noch geblüht hatten, an die guten Weine und teuren Zigarren und an die süßen kleinen Mädeln —

Die Müdigkeit überwältigte ihn und er wäre beinahe auf dem Stuhl eingeschlafen.

Rasch verließ er das Café. Richtig — in der Tasche hatte er ja noch einen Nickel und zwei Zehncentsstücke, er war also diese eine Nacht wenigstens vor Obdachlosigkeit geschützt.

An der Vierten Straße bog Karl Lederer nach der Bowery ein, wo sich ein Logierhaus neben dem anderen befand. Ein leiser Schauer überfiel ihn, als er an das Tor der ersten Herberge kam.

Wieder eine neue Situation für ihn. Obdachlos war er schon gewesen, aber im Logierhaus hatte er noch nicht genächtigt. Als ihn die Wirtin, bei der er in der letzten Zeit gewohnt und gegessen, vor die Tür gesetzt hatte, da war er so „fertig“ gewesen, daß er nicht einmal die paar Cents für ein Obdach hatte.

Unschlüssig ging Karl Lederer weiter. Vielleicht würde er doch noch zu einem Haus kommen, das halbwegs sauber aussah. Er erinnerte sich, Häuser gesehen zu haben, die Zimmer für 15, 20 und 25 Cents anpriesen. Wenn er da das teuerste nehmen würde, so wäre er vielleicht doch ganz erträglich aufgehoben.

Während er langsam weiterging, kam plötzlich ein Mann auf ihn zu. Ein Mann in mittleren Jahren mit erstarrten, angstverzerrten Gesichtszügen und weit aufgerissenen Augen. Er sprach Karl Lederer deutsch an:

„Herr — nicht wahr — Sie sprechen ja deutsch — ich bin kein Lump — auch kein Bettler, nein gewiß nicht, aber es geht mir so elend — nur essen möchte ich etwas. —“

Das war keine einstudierte Phrase, das war echtes, rechtes Elend, wirklicher Herzensjammer.

Karl Lederer biß sich auf die Lippen, griff nach der Tasche und gab dem armen Teufel den Nickel, wobei er noch wie entschuldigend „ich habe selbst nichts“ murmelte. Und wieder stahl sich ein müdes Lächeln auf seine Lippen.

„Ein Tramp dem anderen,“ sagte er sich leise und dachte an den nächsten Tag, der vielleicht ihn als verzweifeltsten Bettler sehen würde —

Nun hatte er nur mehr zwanzig Cents im Besitz und mußte darauf verzichten, der „vornehmste“ Mieter in einem Logierhaus zu sein.

Langsam und zögernd stieg er hinter dem verschlafenen Hausknecht zwei Treppen zu einem der Schlafsäle empor, die durch Holzverschläge in eine Menge kleine Kabinen eingeteilt sind.

Ein bestialischer, würgender Gestank schlug ihm entgegen, so daß er am liebsten sofort wieder kehrtgemacht hätte. Er ließ sich aber doch seinen Schlafraum anweisen, schloß die Augen, biß die Zähne zusammen, hielt den Atem an und begann sich zu entkleiden.

Von links und rechts drang das Schnarchen der anderen Gäste an sein Ohr, abscheuliche, grunzende, gröhlende, sägende Laute wurden vernehmbar; Karl Lederer schüttelte sich vor Entsetzen.

Nun schlug er die Decke vom Bett zurück, um todmüde sich niederzustrecken. Da sah er plötzlich, daß er auch hier nicht allein war. Unter der Bettdecke

wimmelte und krabbelte es erschreckt auseinander, gegen die Wand zu, unter das Kopfpolster, nach oben und unten —

Ein namenloses Grauen erfaßte Karl Lederer, rasch zog er sich wieder an, rückte den Stuhl soweit als möglich von Bett und Wand weg und setzte sich nun auf den Stuhl, um in gebückter Stellung zu schlafen.

Nach ganz kurzer Zeit aber wachte er wieder auf. Der Kopf schmerzte ihn, er fühlte sich an allen Gliedern wie zerprügelt, der Gestank um ihn her wurde immer schwerer und intensiver. Und kurz entschlossen stieg Karl Lederer wieder die zwei eisernen Treppen hinab, ließ sich von dem nicht wenig verwunderten Hausdiener aufsperrn und — stand wieder auf der Straße, ohne Cent und Obdach.

Karl Lederer wußte, daß man in den Wiener Cafés an der zweiten Avenue den Gästen gegenüber nicht so genau zu sein pflegt, wie in anderen amerikanischen und norddeutschen Lokalen. Wenn er sich wieder zu dem Kellner setzte, der ihn vorhin bedient hatte, so konnte er ganz ruhig noch ein oder zwei Stunden lang dort verbringen, ohne eine neue Bestellung machen zu müssen.

Unmittelbar vor dem Café stieß er auf die Gruppe von „Sportsleuten“, die ihm vorhin so unangenehm auf die Nerven gefallen waren. Aus einigen Worten, die er im Vorbeigehen auffing, entnahm er, daß sie sich mit dem glücklichen Löwy erzürnt hatten. Er wurde jetzt nicht mehr als lieber Kerl gelobt, sondern kurzweg be-soffener Hund genannt.

Und richtig, am Eingang des Cafés stand Herr Löwy, total „voll“ und neben ihm der eine der zwei Cafétiers, ein kleiner, eleganter und höchst verbindlicher Mensch, der den Buchmacher beruhigte und ihm gütlich zuredete.

5. Kapitel

Ein fürchterlicher Plan

Karl Lederer beobachtete den Vorgang, an das efeuunwachsene Gitter gelehnt, und wartete auf die Entfernung des Herrn Löwy, bevor er sich in das Innere des Gärtchens begeben wollte.

Herr Löwy war endlich so weit. Er hatte den unvermeidlichen Panama höchst unternehmend aufs Ohr gedrückt und machte ernstliche Anstalten, seine Würde wieder zu gewinnen und sich zu entfernen. Der Wirt hielt ihn zurück.

„Herr Löwy, ich glaube, Sie haben viel Geld bei sich? Wollen Sie es nicht lieber mir zur Aufbewahrung geben? Sie wissen, ich sperre es in die eiserne Kasse, vielleicht ist es da heute besser aufgehoben als bei Ihnen.“

Da kam er aber schlecht an.

„Was glauben Sie denn,“ stotterte der Buchmacher hervor, „Sie halten mich doch nicht für besoffen. Möchte den Kerl sehen, der mir das Geld wegnehmen wollte — hi-hi-hi — das trage ich hier am Leib — hi-hi — und verheiratet bin ich gottlob nicht.“

Dabei knöpfte er das Hemd auf und wies auf eine Geldtasche aus Rehleder, die ihm am Magen hing.

Dann ging er.

Durch das Hirn Karl Lederers schossen aber in diesem Moment in rasender Geschwindigkeit die Gedanken hin und her. Wie wenn ein Druck auf einen Knopf in einem weitläufigen Gebäude alle Lütewerke in Bewegung setzt, so wirbelte der Vorgang, dessen Zeuge er geworden war, tausend Ideen und Gedanken in seinem Kopf umher.

Da stand er nun als obdachloser, elender Bettler — er, der er dem Leben das Feinste und Schönste abzugewinnen verstand, er, der er durch das Leben verwöhnt und raffiniert war und der unter anderen

Umständen befugt war, in der besten Gesellschaft zu den Besten zu gehören.

Und hier torkelte ein widerlicher, ordinärer, betrunkenener Flegel nach Haus, schwer mit Geld beladen, mit Geld, das er morgen ebenso rasch wieder verlieren würde, wie er es heute gewonnen hatte, Geld, das dem Einen nichts nützte, ihn, Karl Lederer, aber wieder hinauf zu den Höhen der Menschheit bringen konnte.

Und Karl Lederer ballte die Fäuste, knirschte mit den Zähnen und ging dem Buchmacher in weiter Entfernung unbeobachtet und unauffällig nach.

Er hatte nicht weit zu gehen.

Der Buchmacher ging schwankend die Zweite Avenue entlang bis zur Achtzehnten Straße, dann bog er westlich ein und blieb schließlich vor einem zwei-stöckigen Hause knapp vor der Dritten Avenue stehen.

Mindestens fünf Minuten dauerte es, bevor der Betrunkene seinen Schlüssel aus der Tasche gezogen, das Schlüsselloch gefunden, den Schlüssel hineingesteckt und umgedreht hatte.

So lange stand Karl Lederer unauffällig in dem Winkel, den die Vortreppe zum Erdgeschoß bildete. Als er aber sah, daß der Buchmacher endlich die Haustür aufbekommen hatte, da sprang er ihm in ein paar großen Sätzen nach und stand dicht hinter ihm, als er gerade die Türe aufstieß und eintreten wollte.

Der Betrunkene sah Karl Lederer groß an. Und dieser drängte den Atem zurück und sagte lächelnd mit eiskalter Stimme auf Englisch:

„Ich wohne hier im Hause.“

Dann ging er hinter dem Buchmacher Herrn Löwy die durch eine winzige Gasflamme nur notdürftig beleuchtete, mit einem zerschlissenen Teppich belegte Treppe hinauf.

Der Buchmacher riß geräuschvoll eine Schiebetür im ersten Stockwerk auf und taumelte in sein Zimmer hinein. Karl Lederer ging eine Treppe höher und stand

zitternd und mit wildklopfendem Herzen in der Dunkelheit an die Mauer gelehnt.

Was nun? Was wollte er eigentlich hier? Was sollte er sagen, wenn jemand ihn entdeckte und Lärm schlug? Wie nun in das Zimmer des Buchmachers gelangen?

Die ganze Tragweite dieses fürchterlichen, abenteuerlichen Unternehmens kam ihm jetzt in tiefer Finsternis zum Bewußtsein, so daß er vor sich selbst erschrak und am liebsten geflüchtet wäre.

In diesem entscheidenden Moment hörte er, wie die Schiebetür unten wieder bei Seite geschoben wurde, der Betrunkene ächzend und schwankend das Zimmer verließ und langsam, bei jedem Schritt stolpernd und torkelnd die Treppe hinaufkam.

Ein lähmender Schrecken überfiel ihn, ein Riß ging durch seinen Körper vom Scheitel bis zur Sohle, er fühlte, wie der Herzschlag aufhörte und das Blut in den Adern stillstand.

Blitzschnell überlegte er dann: Wenn der Buchmacher auf ihn losgehen würde, dann würde er den Betrunkenen niederringen, die Treppen hinabstürzen und zu entkommen versuchen.

Es kam aber nicht dazu. Der betrunkene Sportmann dachte gar nicht mehr an den Mann, der gleichzeitig mit ihm das Haus betreten hatte, sondern war nur die Treppe hinaufgetorkelt, um das im zweiten Stockwerk gelegene Badezimmer zu erreichen, hinter dessen Tür er alsbald verschwand.

Karl Lederer atmete tief auf und faßte mit eiserner Energie, die ihm sonst wahrlich fremd genug war, seine Gedanken.

Mit einem Ruck hatte sich die ganze Situation verändert. Nun konnte er sein Vorhaben ausführen und den Buchmacher um sein Geld erleichtern, das für jenen so gut wie nichts, für ihn Alles bedeutete.

Leise schlich Karl Lederer die Treppe hinab, huschte in das offene Zimmer hinein, das von einer offenen Gasflamme erleuchtet war, warf sich nieder und kroch unter das breite Bett, das wohl eigentlich für zwei Personen berechnet war.

Bald kam Herr Löwy wieder herunter. Eins-zwei hatte er sich des Rockes und der Beinkleider, sowie der Stiefel erledigt, dann löschte er die Gasflamme aus und warf sich, halb angezogen, wie er war, stöhnend und jammernd ins Bett.

6. Kapitel

Ein Mord

Eine Minute später und Löwy schnarchte wie eine ganze Sägemühle bei voller Arbeit. Es war jenes schreckliche, herzerweichende Schnarchen, das einem Betrunknen, der mit offenem Munde schwer schläft, eigen ist.

Karl Lederer war in der Technik des Rausches genug eingeweiht, um zu wissen, daß ein normales Geräusch den Buchmacher jetzt sicher nicht aus seinen süßen Träumen erwecken würde.

Unbesorgt kroch er unter dem Bett hervor, zündete die Gasflamme wieder an, indem er die Leuchtkraft auf ein Minimum reduzierte, und begann sich umzusehen.

Da lagen zusammengeballt Hose und Rock des Schläfers. In der Rocktasche steckte eine dicke Brieftasche, die mit allerlei Papieren angefüllt war, in der einen Hosentasche war eine Menge Kleingeld und ein zerknüllter Papierdollar.

Verächtlich wollte Karl Lederer die Hose mitsamt dem Geld wieder bei Seite werfen. Dann überlegte er und nahm doch das Nickel- und Silbergeld zu sich. Man konnte nicht wissen, wie wertvoll es noch sein mochte, Kleingeld bei sich zu haben.

Nun hieß es aber, das Geld des Buchmachers zu finden. Bei der Hast, mit der sich der Schläfer ins Bett

begeben hatte, war es ziemlich sicher, daß er die Geldtasche um den Leib hatte.

Leise hob Karl Lederer die Decke von dem Schlafenden ab. Vorsichtig öffnete er die Brustknöpfe des blauen Negligéehemdes. Richtig — da lag auf der haarigen, mit Schweißperlen bedeckten Brust das Ledertäschchen, das den Reichtum enthielt.

In diesem Augenblick schien sich der Buchmacher doch im Schläfe gestört zu fühlen, denn er warf sich ächzend auf die Seite. Und die Geldtasche war bei dieser Wendung den Augen Karl Lederers entschwunden — sie lag nun unter dem Brustkasten des Schlafenden!

Zu Tode erschreckt, bleich, fassungslos fuhr Karl Lederer zurück.

Wieder überlegte er einen Augenblick, ob er nicht kehrtmachen und so rasch als möglich das Haus verlassen sollte. Und innerhalb eines Zeitraumes von kaum einer Sekunde sah er sich wieder draußen auf der heißen, feuchten Straße umherirrend von Bank zu Bank, hungrig elend, schwach. Und vor seinem geistigen Auge tauchte der Bettler auf, dem er vorhin einen Nickel geschenkt hatte, nur daß dieser Bettler jetzt seine, Karl Lederers Züge trug — — —

Nein, er mußte dieses Geld, das so greifbar vor ihm lag, bekommen, um jeden Preis, unter jeder Bedingung!

Er überlegte.

Ja, so würde es am besten gehen. Er mußte das Seidenband, an dem das Täschchen um den Hals des Schlafers hing, durchschneiden, dann konnte er die Tasche auch unter dem Leib des Mannes hervorziehen.

Rasch nahm er das Rasiermesser aus der Tasche, klappte die Klinge auf und näherte sich wieder vorsichtig dem Mann im Bette, der wieder vergnügt und unverdrossen wie eine Lokomotive gröhnte.

Ein Schnitt und das Band war durchgeschnitten. Nun hieß es, sehr, sehr vorsichtig sein. Der Buchmacher

lag noch immer auf der Seite, die Tasche unter ihm. Nur ein Lederzipfel der Tasche lugte hervor.

Während Karl Lederer das offene Rasiermesser noch immer in der Rechten hielt, zupfte er mit einem energischen Ruck an dem Ende der Tasche. Ein wenig kam sie näher. Noch ein Ruck und der vierte Teil von ihr kam zum Vorschein.

Als er aber gerade zum drittenmal ansetzen wollte, geschah etwas ganz Unerwartetes: Der Buchmacher erwachte, riß die blöden schweren Augen auf und brachte noch halb im Schlaf die Worte hervor: „Was wollen Sie hier?“

Im nächsten Moment aber begriff der Mann, die Trunkenheit machte mit einem Schlag einem Erwachen der Denkfähigkeit Platz und die wasserblauen Augen erweiterten sich vor Angst, während ihm der Hilferuf, den er wohl ausstoßen wollte, in dem aufgerissenen Mund stecken blieb.

Was sich nun abspielte, drängte sich in den Bruchteil eines Augenblickes zusammen.

Karl Lederer sah sich aus dem Hause flüchten, die Treppe hinabstolpern, den Türdrücker nicht finden. Polizisten tauchten neben und vor ihm auf, er fühlte wuchtige Schläge mit dem Knüttel und sah sich bereits vor einem jener New Yorker Richter stehen, die brutal und gierig wie Bluthunde, bar jedes psychologischen Verständnisses, jeder menschlichen Regung sind. Erst gestern war ein armer, elender Teufel von Einbrecher zu dreißig Jahren Zuchthaus verurteilt worden und er — er wurde mit geöffnetem Messer in der Hand ertappt.

Wie gesagt — seine Phantasie gaukelte ihm das alles in einer unmeßbar kurzen Zeit vor und dann tat er, was er in diesem Augenblick zu tun müssen glaubte.

Zischend fuhr die breite, blanke Klinge des Rasiermessers durch die Luft und nach der Kehle des Buchmachers, der ohnedies mit hintenübergebeugtem Kopf dalag, als erwartete er den tödlichen Streich.

Und nochmals und nochmals schnitt das haarscharfe Rasiermesser durch die Gurgel wie durch einen Kohlkopf, bis Karl Lederer innehalten mußte, weil das hochaufspritzende, heiße, rauchende Blut ihm das Gesicht überströmte und die Augen geblendet hatte. — — —

Der Mensch ist gerade in den Momenten der Ekstase und höchsten Erregung unberechenbar. Dieser junge, schlanke Mensch mit den zarten Nerven, die durch einen häßlichen Anblick, durch einen unangenehmen Geruch, ein unästhetisches Geräusch chokiert und verstimmt wurden, wurde ruhig und eiskalt, als ihm das warme Blut über die Hände, das Gesicht und den Hals lief. — — — —

7. Kapitel

Verwischte Spuren

Karl Lederer sah sich um und ordnete seine Gedanken.

„Dieser Mann ist tot, ist gestorben, ohne einen Laut von sich zu geben, ringsumher herrscht tiefe Stille, ich habe nichts zu fürchten. Das Geld dieses toten Mannes ist mir nun sicher, ganz sicher; ich muß aber mich selbst vom Blut reinigen und alles zerstören und vernichten, was mich jemals verdächtig machen könnte.“

Karl Lederer drehte die Gasflamme höher und besah sich in dem großen Spiegel zwischen den zwei altmodischen hohen Fenstern.

Er war von oben bis unten mit Blut bedeckt. Das Gesicht, die Hände, der Hals waren mit rotbrauner, zäher Flüssigkeit überzogen, der Kragen, das Hemd, der Rock und die Weste waren über und über besudelt.

Mit seinen blutigen Fingern zog sich der Mörder aus. Stück für Stück, bis er vollständig nackt dastand. Dann ging er zu dem Waschtisch, der mit laufendem

Wasser versehen war und begann sich zu waschen, einmal, zweimal, nochmals — so lange, bis kein Blutstropfen, kein Fleckchen an ihm war. Die blutige Seife warf er in das Waschbecken, ebenso die beiden Handtücher, die er benutzt hatte.

Nur auf diese Art ließ sich vermeiden, daß die Fingerabdrücke ihn irgendwie durch einen teuflischen Zufall verdächtig machen konnten.

Neben einem der beiden Fenster stand ein Schrank mit fünf Schubfächern, der für jedes möblierte, zum Vermieten bestimmte Zimmer typische gelbe Holzschrank.

Der Inhalt der unversperrten Schubfächer bestand aus Wäsche aller Art, Strümpfen, Krawatten und Krägen.

In wenigen Minuten war Karl Lederer halb bekleidet. Die Strümpfe waren zu groß, das Hemd zu weit, ebenso der Kragen, aber immerhin, es ging.

In dem Verschlag, in dem der Waschtisch stand, war auf der anderen Seite eine Tür, die zu einem eingebauten Kleiderschrank führte.

Nach einigem Suchen hatte sich Karl Lederer zu recht gefunden, und er entnahm nun diesem Schrank, der ziemlich leer war, einen alten graugestreiften Anzug und einen weichen Filzhut. Die Hose war etwas zu kurz, der Rock etwas zu weit, das waren aber Mängel, die absolut nicht weiter auffielen. Ebensowenig, wie die Tatsache, daß der kleine, schmale Fuß Lederers in den Stiefeln des Buchmachers beinahe zweimal Platz gehabt hätte.

Nun war er zum Fortgehen bereit, und es galt nur noch zwei Dinge zu erledigen.

Tiefatmend blieb Karl Lederer mitten im Zimmer stehen, dann ging er mit gewaltsamer Entschlossenheit zu dem Bett, auf dem der Ermordete gelbweiß und blutig mit aufgerissenen Augen lag.

Vorsichtig zog der Mörder nun die Geldtasche ganz hervor, entnahm ihr die dicke, schwere Rolle Banknoten, steckte sie ein und ließ die Tasche liegen, wo sie war.

Das war das eine. Das andere bestand darin, daß er seine blutigen Kleider fortschaffen mußte. Sorgfältig packte er Stück um Stück, machte mit Hilfe des gelben Packpapieres, das in den Schubfächern des Wäscheschranks zu unterst lag, ein Paket, wusch sich nochmals die neuerdings befleckten Hände und war nun wirklich fertig.

Nochmals ließ er forschend seinen Blick über das Zimmer schweifen, überzeugte sich davon, daß er, soweit menschliche Berechnung und Voraussicht möglich war, nichts unterlassen hatte, um sich gegen jede Verdachtsmöglichkeit zu schützen, und drehte dann die Gasflamme aus.

Leise tappte er die eine Treppe hinunter, sah sich scheu nach links und rechts durch die Türspalte um und verließ das Haus, nachdem er gesehen, daß gerade kein Mensch die Straße passierte.

Eine Turmuhr schlug die erste Morgenstunde, als Karl Lederer die Achtzehnte Straße verließ, um nach der Dritten Avenue einzubiegen. —

Einen Augenblick blieb er dann stehen und sah blöde und verwirrt um sich. Wachte er oder hatte ihm seine Phantasie wieder einmal einen Streich gespielt und ihm das Unmögliche als Wirklichkeit vorgegaukelt?

Er preßte das Bündel an sich, das süßlichen Geruch ausströmte, mit der rechten Hand griff er nach der Hosentasche und spürte dort eine dicke, knisternde Rolle — nein, er war wach und nüchtern und das alles war kein Traum, sondern krasse, brutale Wirklichkeit gewesen! — — —

Karl Lederer kam jetzt wieder ganz zur Besinnung. Er fühlte, daß er nun vollständig und ganz Herr seiner

Sinne und seines Denkvermögens bleiben mußte, um das fürchterliche Werk, das er verübt, auch klug und intelligent zum Abschluß zu bringen. Vor allem mußte er aber etwas essen und trinken, um den rasenden Hunger, den er wieder verspürte, zu besänftigen und die trockene, heiße Kehle zu kühlen.

Er sah sich um. Da, an der Ecke der Dreiundzwanzigsten Straße und Dritten Avenue befand sich eine Bäckerei mit Lunchbetrieb. Rasch ging Lederer hinein, verzehrte eine Kleinigkeit, machte sich durch zwei Tassen schwarzen Kaffee munter, schüttete ein Paar Gläser Eiswasser hinunter und ging wieder.

8. Kapitel

Eine Begegnung

Es war halb zwei Uhr, und nun lag die wichtige Frage vor ihm, wo Karl Lederer den Rest der Nacht verbringen sollte, Er hätte ja nun ohneweiters irgend ein Hotel aufsuchen und sich ein Zimmer geben lassen können. So groß aber auch die Verlockung hierzu war, Karl Lederer verwarf diese Idee. Am nächsten Morgen würde man sicher eruiert haben, daß sich der Mörder des Buchmachers Löwy in einem Anzug des Ermordeten entfernt und seine eigenen Kleider mitgenommen hatte. Man hatte dann bereits positive Anhaltspunkte, das Hotelpersonal könnte sich an den späten Passagier mit dem Zeitungspaket erinnern, man würde seine Beschreibung haben, und seine Entdeckung war dann nur noch Sache des Zufalls.

Sein Plan war gefaßt.

Karl Lederer ging weiter bis zur Achtundzwanzigsten Straße und bog dann westlich ein, um nach der Untergrundbahnstation zu gelangen.

Zwischen Lexington und Park Avenue fesselte eine an und für sich höchst unbedeutende Szene seine Aufmerksamkeit.

Eine kleine Gruppe von jungen Leuten, Mädchen und Burschen, trennte sich hier. Man wünschte sich allseitig gute Nacht, konstatierte, daß es ein sehr hübscher Abend gewesen war und ging auseinander. Zwei gingen gegen die Dritte Avenue zu, zwei gegen die Park Avenue und ein junges Mädchen marschierte direkt auf das Haus zu, vor dem man sich getrennt hatte. Plötzlich blieb sie stehen und rief der einen der davoneilenden Gruppen in deutscher Sprache noch ein paar Worte zu, die sich auf irgend eine Verabredung für den nächsten Tag bezogen.

Das Mädchen stand in voller Beleuchtung einer elektrischen Bogenlampe, und Karl Lederer blieb betroffen vor so viel Schönheit stehen.

Der Typus des deutschen Backfisches stand da vor ihm. Das hellblaue Sommerkleid umspannte eine graziöse, zierliche Figur, deren weiche Formen eben zu erblühen begannen, das schmale, etwas blasse Gesichtchen wurde von schweren goldblonden Zöpfen umrahmt, die blauen, harmlosen und noch unbewußten Augen blickten voll Lebenslust und Freude drein.

Das Mädchen stand nun vor einem vierstöckigen Etagenhaus und versuchte die Tür zu öffnen.

Vergebene Mühe — der Schlüssel schien nicht fassen zu wollen, vergebens rüttelte und stieß das Mädchen, die Tür ging nicht auf.

Karl Lederer hatte in diesem Augenblick alles um sich her vergessen. Verschwunden war New York, verschwunden das Paket mit den feuchten, blutigen Fetzen. Nur er war da und ein süßes, schönes Kind, das blond war und einen Zauber deutscher Luft und deutschen Wesens mit sich trug.

Mit einem Ruck war Karl Lederer an ihrer Seite, und als das Mädchen erschreckt einen Schrei ausstieß, war er wieder ganz Referendar aus Berlin, zog den Hut mit höflicher Verbeugung und sagte lächelnd:

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, ich wollte nur, wenn Sie gestatten, Ihnen beim Öffnen des Haustores behilflich sein.“

Und das blonde Wesen knickste, wie sie es wohl in der deutschen Tanzschule gelernt hatte und lächelte nun ebenfalls schalkhaft.

Das Öffnen der Tür machte Karl Lederer nicht die geringste Schwierigkeit; er verweilte aber mit Absicht hierbei länger als notwendig. Als er endlich doch geöffnet hatte, zog er wieder den Hut, streckte dem Mädchen seine rechte Hand entgegen, in die sie über und über errötend ihr weiches, heißes Händchen zögernd legte, zog wieder den Hut und sagte gute Nacht.

Das Mädchen erwiderte den Wunsch, knickste wieder und verschwand hinter dem Haustor.

Karl Lederer stand noch eine Sekunde lang da und prägte Hausnummer und Straße seinem Gedächtnis ein. Durchsogen von dem eigentümlich molligen Gefühl, das sensitiven, eindruckempfänglichen Menschen ein zarter, schöner Augenblick verleiht, streckte er sich, dann ging er weiter, der Untergrundbahn zu, die Treppe hinab.

Und nun fuhr Karl Lederer sechs Stunden lang auf der Untergrund- und auf der Hochbahn spazieren. Hinauf bis Kingsbridge, zurück bis zur 96. Straße, dann wieder nördlich bis West Farms, zurück bis zur Brooklyner Brücke, von dort mit der Hochbahn bis zur Endstation im Bronx, wieder zurück bis South Ferry, hinüber auf die Hochbahn, die durch die Neunte Avenue geht und so fort.

Immer das feuchte, immer penetranter riechende Bündel bei sich, von Zeit zu Zeit nach dem Schatz in der Tasche greifend.

Noch wußte er nicht, wie viel er erbeutet hatte, und er verzichtete auch vorläufig darauf, sich hievon zu überzeugen. Momentan war es ihm auch mehr oder

weniger gleichgültig, ob er über ein Vermögen von dreihundert oder dreitausend Dollars verfügte. Seine Phantasie war übermüdet und arbeitete nicht mehr, er baute keine Schlösser in der Luft, schmiedete keine Pläne für die Zukunft, sondern schaute apathisch und stumpf zurück auf den weiten, weiten Weg, den er bis jetzt gegangen war.

Karl Lederer war vor siebenundzwanzig Jahren als der einzige Sohn und das einzige Kind des Landgerichtsrates Lederer in Breslau geboren.

Späterhin wurde der Vater zum Landgerichts-Präsidenten befördert und nach Berlin versetzt, wo Karl das französische Gymnasium und später auch die Universität besuchte.

Seine Jugend unterschied sich in nichts von der anderer Söhne vornehmer, aber nicht eben sehr bemittelter Eltern. Sein Vater war ein stiller, in sich sehr bescheidener Mann gewesen, der im Dienst ganz aufging und für die übrige Welt herzlich wenig Interesse hatte. Seinethalben hätte gesellschaftliches Leben, Theater, große Oper, Ball und „Jour fix“ nicht existieren müssen.

Anders seine Gattin, die Mutter Karls, die aus hochadeliger aber verarmter Familie stammte und trotz der glänzenden Karriere ihres Gatten, den sie als blutjunges Ding geheiratet hatte, wie er noch Amtsrichter war, im Glauben lebte, durch die Heirat mit dem bürgerlichen Herrn Lederer eine böse Mesalliance gemacht zu haben. Sie trieb ihren Gatten zu unaufhörlichen großen Geldaufwendungen an, die weit über seine Verhältnisse gingen, ging viel ins Theater, kleidete sich übertrieben kostbar, arrangierte teure Gesellschaften und empfing Besuch, der dem Gatten die Ruhe und das Geld raubte.

Karl hatte zu seinen Eltern niemals die richtige Relation gehabt.

Sein trockener, nüchterner Vater hatte für das auffällig Phantastische und Schwärmerische seines Sohnes kein Verständnis und ärgerte sich darüber, daß Karl in den realen Fächern, wie Geographie, Mathematik und Physik etc. mit Ach und Krach durchrutschte, während seine Lehrer seine deutschen Aufsätze nicht genug loben konnten.

9. Kapitel

Jugendjahre

Wenn sich Herr Landgerichtspräsident Lederer einmal am Sonntag bei einem Spaziergang nach dem Grunewald mit seinem Sohn eingehender unterhielt, dann fand er immer wieder, daß dieser bildschöne, goldblonde, schwarzäugige Junge, nach dem sich jetzt schon alle Mädchen umsahen und der sich nie auf dieser Erde, sondern immer in fremden, phantastischen Welten befand, nicht Fleisch von seinem Fleische, Geist von seinem Geiste war.

„Gräflich Fürstenwald'scher Einschlag“ erklärte er dann seufzend und war schließlich froh, wenn der Junge anstatt zu dichten, seine Schulaufgaben machte und halbwegs mitkam.

Wenn aber auch der Gräflich Fürstenwald'sche Einschlag unverkennbar vorhanden war, so stand Karl seiner Mutter doch noch fremder und kühler entgegen als seinem Vater.

Mit seiner ausgesprochenen frühreifen Intelligenz erkannte er schon als Knabe die ganze Hohlheit und Nichtigkeit des Daseins, das seine Mutter führte, er fühlte instinktiv, daß seine Mutter selbst in ihm, ihrem Sohn, nur ein Repräsentationsobjekt sah, daß sie ihn aufputzte und schniegelte und mit kostbaren seidenen Schleifen zierte, nicht aus mütterlicher Liebe und mütterlichem Stolz, sondern weil sie wollte, daß er bei anderen Leuten Aufsehen erregen sollte, weil sie sich um diesen

„eleganten und bildschönen“ Jungen beneiden lassen wollte.

Und so kam es, daß Karl Lederer mit sechzehn Jahren ganz genau wußte, wann und wie man kokettieren konnte und wie man eine Schleife um den Hals höchst kunstvoll zu binden hatte, dafür aber die warme, beglückende Zärtlichkeit des Elternhauses noch nicht kannte.

Als Karl die Reifeprüfung mit knapper Mühe bestanden hatte, wurde er am nächsten Sonntag am Frühstückstisch von seiner Mutter höchst feierlich nach seinen Lebenszielen gefragt. Es war das ein entschieden sehr wichtiger Moment, denn sogar der Herr Landgerichtspräsident legte die Vossische Zeitung bei Seite und wartete gespannt auf die Antwort des schlanken, schönen, achtzehnjährigen Bengels.

Frau Landgerichtspräsident Lederer, geborene Komtesse Fürstenwald, hatte die Frage so formuliert, daß Karl eigentlich herzlich wenig zu antworten übrig blieb:

„Nun, mein teurer Junge, wirst du dich wohl über kurz oder lang für deinen Beruf entschließen müssen. Du hast zwei Wege vor dir, mein Sohn: Du kannst jetzt deinen Einjährigen machen und dich dann aktivieren lassen, um des Kaisers Rock für immer zu tragen, oder du entscheidest dich zum juristischen Studium und schlägst die Karriere ein, die deinen Vater zum geachteten, wenn auch leider“ — die Dame warf bei diesen Worten ihrem Gatten einen strengen und nicht eben sehr liebevollen Blick zu und seufzte tief — „nicht zum reichen Mann gemacht hat.“

„Vielleicht bekommt er dann einmal ein Mädchen mit sehr viel Geld,“ warf der Papa ein. Auf diese Weise hatte er für die taktlose Bemerkung seiner Gattin, die ihm nicht einen roten Heller, dafür aber die Schulden ihrer Brüder mit in die Ehe gebracht hatte, Revanche genommen.

Die Antwort, die Karl gab, war so überraschend, daß Mama ihr Hörnchen in die Kaffeetasche fallen ließ und Papa die Tante Voß ganz bei Seite warf:

„Du redest von zwei Wegen, liebe Mama, ich sehe aber einen dritten, für den ich mich entschlossen habe: ich will Philosophie, Literatur und Kunstgeschichte studieren, um mich späterhin literarisch zu betätigen. Am liebsten würde ich mich ganz der kunst- und literaturhistorischen Kritik widmen.“

Einen Augenblick entstand tiefe Stille im Zimmer, dann sprang der Herr Landgerichtspräsident ärgerlich auf, nahm die Zeitung und zog sich mit den Worten: „Mit diesen albernen Phantastereien kannst du mich wirklich verschonen,“ nach seinem Arbeitszimmer zurück.

Frau Mama aber erklärte mit vor Erregung zitternder Stimme, daß derartige pöbelhafte Lebensanschauungen von der gemeinsamen Erziehung mit den Söhnen der Kaufleute, Kommerzienräte und anderen Packs herrührten und verhöhnte die Ideale ihres Jungen, wobei sie durchaus unarische und unaristokratische Worte wie „Schnorrer“ mit einflocht.

Und Karl gab nach und studierte Jus.

Karl gab überhaupt immer nach. Mit all seiner Begabung und seiner Intelligenz war er unreif, unselbstständig und schwankend wie ein junges Mädchen. Er unterlag stets dem Einfluß seiner Freunde, schwankte zwischen dem Edelanarchismus seines Schulnachbars zur Rechten und dem Gleichheitsfanatismus seines Kameraden zur Linken, ließ sich seine hübschesten Gedanken wegdisputieren und führte fast nie aus, was er sich vorgenommen hatte.

So auch diesmal.

Der Widerstand, den er zunächst seinen Eltern entgegensetzte, war weder energisch noch zäh, und seinem Vater war es durchaus nicht allzuschwer, ihn schließlich doch zu der Ansicht überzuführen, daß heut-

zutage der königlich preußische Beamte der erste und zukunftsreichste Mann im Lande sei.

Und so machte Karl zuerst seinen Einjährigen, studierte dann die ihm vollständig gleichgültige Rechtswissenschaft und war mit vierundzwanzig Referendar.

Um diese Zeit starb sein Vater, der Herr Landgerichtspräsident. Und zum erstenmal stand Karl Lederer vor einer wirklich ernsten Situation, vor Lebensfragen und Lebenssorgen.

Die ganze Hinterlassenschaft des Vaters bestand aus der Witwenpension von ungefähr zweitausendvierhundert Mark und einem Barvermögen von zehntausend Mark. Das Vermögen sollte der Sohn haben, um die gagenlose, die schreckliche Referendarzeit überdauern zu können, die Pension gehörte natürlich der Witwe.

Während nun Karl weiterhin in Berlin blieb, um sich auf das Assessorexamen vorzubereiten, übersiedelte seine Mutter, die keine Möglichkeit sah, mit der für ihre Ansprüche sehr kleinen Pension in Berlin zu leben, nach der Provinz, nach einen kleinen Nest bei Liegnitz, wo sie eine ebenfalls verwitwete Schwester mit einer noch kleineren Pension, dafür aber den Grafentitel hatte.

Der Referendar Dr. jur. Karl Lederer stand nun allein in der großen Stadt da, voll von Lebenshunger, Abenteuerlust, übersättigt mit Übermut und Jugendkraft, die sich austoben wollte.

10. Kapitel

Der Weg nach abwärts

Wie die meisten sensitiven, intelligenten und energielosen Menschen, war auch Karl Lederer durch und durch feminin. Seit seinem siebzehnten Lebensjahr lebte er unaufhörlich in einer mit Sexualität geschwängerten Sphäre. Zuerst kam für ihn das Weib, dann lange nichts und dann erst alles andere, wonach er strebte.

In seinem Urteil, in seinem Gebaren, in seiner Lektüre und seinen Ansichten war er vollständig von der Frau, unter deren Einfluß er gerade stand, abhängig. Er war den Frauen gegenüber treulos, unaufrichtig und falsch, dabei aber nie ihr Herr, sondern immer ihr Sklave. Er eroberte nicht, sondern ließ sich erobern. Zuerst mußte er fühlen, daß er ihr gefiele, dann erst wurde bei ihm das Interesse rege. Er flammte in rasender Leidenschaft auf, wie ein Blitzlicht, um ebenso schnell zu erlöschen.

War er aber mit dem Weibe, an das er sich gerade gebunden hatte, innerlich fertig, dann hatte er nicht den Mut, die Fesseln direkt zu lösen, sondern er wurde treulos, hielt Rendezvous nicht ein, log und zog sich feige langsam zurück.

Es kam Karl Lederer durchaus nicht darauf an, einem Mädchen mit einer großen Leidenschaft die Liebe zu erklären, und voll von warmen Gefühlen von ihr zu gehen, dabei aber auf dem Heimweg sich sofort in ein hübsches Lärvchen, das ihn kokett anlächelte, zu vergaffen, ihr nachzusteigen und, wenn sich die Gelegenheit ergab, ihr all das zu sagen, was er eine Stunde vorher einer anderen keuchend ins Ohr geflüstert hatte.

Er repräsentierte eben nicht den Don Juan-Typus, der vergeblich nach seinem Ideal sucht, sondern er laborierte daran, daß er sein Ideal mehrmals im Tage fand. Er war eben geladen mit Sexualität, so daß der schwächste Funke zur Explosion genügte.

Dabei war er ein entzückender Gesellschafter, ein liebenswürdiger guter Kamerad, weich und zart den Frauen gegenüber, auch wenn er sie betrog, herzlich und aufrichtig gegen seine Freunde, vorausgesetzt, daß sie keine hübschen Frauen, Schwestern oder Geliebten hatten.

Aus Rücksicht für Vater und Mutter hatte er bisher seinen Neigungen Zügel anlegen müssen. Er konnte

nicht allzuoft die ganzen Tage und Nächte außerhalb des Hauses verbringen, hatte auch bei seinem geringen Taschengeld nicht die Mittel, um sich ausleben zu können.

Nun war das mit einem Schlag anders geworden. Er lebte allein für sich, konnte tun und lassen was er wollte, war niemandem Rechenschaft schuldig und hatte Geld. Zehntausend Mark — eine ganz nette Summe für einen jungen Menschen, der bisher mit einem Taschengeld von dreißig Mark per Woche auskommen mußte.

Was in den nächsten zwei Jahren geschah, ist so landläufig und typisch, daß es sich in wenigen Worten erzählen läßt.

Durchtobte Nächte, Liaisons mit kleinen Mädeln vom Theater, Aufbrauchen des kleinen Vermögens, Schulden und immer wieder Schulden, zuerst erfolgreiche und dann vergebliche Anleiheversuche bei der Mutter, die selbst nichts übrig hatte und ohnedies anfang, ihre Pension zu verpfänden, und schließlich der verzweifelte Versuch, sich durch Hasardspielen herauszureißen.

Dann der Skandal mit seiner Plötzlichkeit, Heftigkeit und Brutalität.

Karl Lederer war nach und nach Habitué in einem Spielerklub geworden, dem auch einige Herren mit guten Namen, in der Hauptsache aber Hochstapler, Glücksritter und herunterkommene Kavaliere angehörten. Die Falschspieler nicht zu vergessen.

Eine anonyme Denunziation brachte die Sache zum Klappen, die Polizei hob das ganze Nest aus, es gab einen ungeheuren Zeitungsskandal, Verhaftungen, Selbstmorde etc.

Unter denen, gegen die die Anklage wegen gewerbsmäßigen Hasardspiels erhoben wurde, befand sich auch Karl Lederer, der sein Assessor-Examen noch immer nicht gemacht hatte. Die Anklage wurde zwar

zurückgezogen, da man bei ihm die Gewerbsmäßigkeit nicht hatte nachweisen können, aber immerhin — Karl Lederer war fertig, gründlich fertig. Sein Name war durch die Zeitungen geschleift worden, er hatte wahnsinnige Schulden und keinen Menschen der sich seiner angenommen hätte.

Seine Mutter hatte ihm kalt und kurz geschrieben, daß sie ihren Sohn Karl fürderhin als gestorben betrachten müsse und den, der sich noch immer wagte, ihren Sohn zu nennen, von der Schwelle jagen müßte, wenn er jemals versuchen sollte, sich ihr zu nähern.

Und nun gab es für Karl Lederer nur eine einzige Möglichkeit, die ihm annehmbar erschien: Amerika, das Land, in dem man noch immer als armer Schlucker unter- und als reicher Mann emportauschen konnte, wenn man den ehrlichen Willen zur Arbeit hatte.

Den ehrlichen Willen hatte aber Karl Lederer damals. Wenigstens den ehrlichen Willen, später zu wollen.

Von Jugendfreunden und Schulkameraden pumpte er sich tausend Mark aus, biß die Zähne zusammen und beging die für seine Verhältnisse heroische Tat, sich ein Billett zweiter Klasse von Hamburg nach New York zu kaufen. Allerdings trieb er den Heroismus nicht auf die Spitze, denn als er am zweiten Tag der Fahrt das Essen in der zweiten Klasse miserabel und die Gesellschaft schofel fand, zahlte er drauf und übersiedelte nach der ersten Kajüte.

An das alles mußte Karl denken, während er todmüde, mit bleischweren Gliedern in der Bahn rund um New York herumfuhr.

Je näher er aber in diesem Rückblick auf sein Leben zu der Station kam, an der er jetzt hielt, desto trüber, grauer, trostloser wurden die Bilder, die an seinem geistigen Auge vorbeizogen.

Nun war er in New York angelangt.

Statt — wie er sich vorgenommen hatte — gleich von Hoboken aus sich auf die Suche nach einem möblierten, billigen Zimmer zu begeben, blieb er drei Tage lang in einem Hotel ersten Ranges am Columbus Square wohnen, nur deshalb, weil eine der Mitreisenden vom Schiff, eine schöne, schlanke Amerikanerin aus dem Süden, sich dort so lange aufhielt.

Dann mietete er sich in einem Boardinghaus ein. Ziemlich bescheiden bereits, aber immerhin weit über seine Verhältnisse.

11. Kapitel

Der Pfandschein

Schließlich kam es Karl Lederer ja auf ein paar Dollars mehr oder weniger nicht an, denn nun wollte er ja ernstlich an die Suche um Beschäftigung gehen. Jeden Tag nahm er sich vor, am nächsten Morgen ganz zeitig, so um fünf Uhr etwa, die Zeitungen durchzulesen und nach Stellen, die ihm passend schienen, zu fahnden. Jeden Tag aber schlief er bis in den Vormittag hinein und verschob sein Vorhaben auf den nächsten Tag.

Erst als er im Boardinghaus den Rest seiner Barschaft gezahlt hatte, begann er sich wirklich umzusehen. Zuerst nur nach Lehrer-, Bankbeamten-, Reisebegleiterposten, späterhin auch nach bescheideneren Stellungen.

Er fand nichts. Einerseits, weil er die englische Sprache kaum notdürftig beherrschte, andererseits, weil derartige Stellungen überhaupt sehr schwer zu bekommen sind. Und selbst wenn er für einen Posten brauchbar gewesen wäre, so witterte der betreffende Kaufmann doch in ihm sofort das verwöhnte Herrchen, das sich alle zwei Tage verschlafen und es kaum drei Wochen bei ihm aushalten würde.

Frackanzug und Salonrock zusammen brachten den nächsten Mietbetrag ein. Im Laufe der Woche gingen

dann noch drei Anzüge drauf, eine Woche später die Uhr und der Siegelring des Vaters. Denn man brauchte schließlich nicht nur den Betrag für Zimmer und Board, sondern man mußte doch auch rauchen, brauchte Geld für die Straßenbahn, für den Schuhputzer und hatte das Bedürfnis, zwei bis dreimal in der Woche ins Café Fleischmann zu gehen, um Zeitungen zu lesen und am Abend im Boulevard oder im Martin ein wenig Musik zu hören.

Mit dem letzten Anzug, der ins Pfandhaus wanderte und dem letzten Pfandticket, das verkauft wurde, hatte auch das ein Ende.

Und dann wurde Karl Lederer eines Tages nicht mehr in das Boardinghaus hineingelassen, weil er zwei Wochen nicht gezahlt hatte und die Wirtin sich wenigstens an der Wäsche und den vielen schönen seidenen Krawatten schadlos halten wollte.

Und dann kam Obdachlosigkeit, Hunger und — Mord.

Wie aus tiefem Schlaf fuhr Karl Lederer jäh in die Höhe. Die Ereignisse der letzten Stunden stiegen vor ihm auf und er glaubte den salzigen, süßlich-bitteren Geschmack von Menschenblut auf den Lippen zu spüren.

Er schüttelte das Grauen und Entsetzen gewaltsam von sich ab, fühlte nach der Geldrolle in seiner Hosentasche und sagte lautlos zu sich selbst:

„Im Kampf ist alles erlaubt. Und ich habe eben blutig ums Glück gekämpft. Jener ist als Opfer gefallen, ich aber muß vorwärts und an mich, nur an mich denken.“

Stunde auf Stunde verrann und endlich hielt es Karl Leder an der Zeit, die letzten Spuren seines Verbrechens zu vertilgen.

Zunächst handelte es sich für ihn darum, sich einen neuen Anzug zu verschaffen, an Stelle dieses durch seinen schlechten Sitz auffälligen des Ermordeten.

Das hört sich leicht an, war indessen sehr schwierig. Würde er in einen Laden gehen und einen Anzug kaufen, ohne ihn zu probieren, so wäre dies an und für sich auffällig genug. Der Verkäufer würde sich seiner erinnern und am Vormittag, wenn die Zeitungen Berichte über den Mord und vielleicht gar eine Beschreibung des Anzuges veröffentlichen würden, der dem Buchmacher entwendet worden war, den Käufer mit dem Mord in Zusammenhang bringen.

Würde er aber einen Anzug probieren, so müßte dem Verkäufer wieder auffallen, daß der Anzug, den er trug, sicher nicht für ihn bestimmt gewesen war.

Eine halbe Stunde lang grübelte Karl Lederer nach und fast schien es, als ob sein Plan an dieser Anzugsfrage scheitern müßte.

Plötzlich fuhr er hastig nach der Brusttasche, der er ein ganzes Bündel Briefe und Papiere entnahm. Als er seinen blutbefleckten Anzug eingepackt und den des Ermordeten angezogen hatte, hatte er es nämlich nicht unterlassen, alle Papiere, die er bei sich trug, aus der Tasche zu nehmen und sie in die andere Tasche zu stecken.

Und nun erinnerte sich Karl Lederer daran, daß sich unter diesen Papieren ein Versatzzettel befinden mußte. Der letzte Anzug, den er versetzt hatte, war ein brauer Jakkettanzug mit „Schwalbenschwanz“, ein sogenannter „Frock-Coat“, der hier sehr ungebräuchlich ist. Die großen Versatzämter, die Karl Lederer sonst mit seinem Besuch beehrte, wollten den Anzug nicht belehnen, und so ging der junge Mann nach einem kleinen Winkelleihhaus an der Ersten Ave., unweit der 14. Straße, wo er einen Dollar geliehen bekam. Nur daß die obligaten Einkäufer von Pfandtickets diesmal den Zettel nicht kaufen wollten.

Damals hatte sich Karl Lederer nicht wenig über den Verlust dieser zehn Cents, auf die er gerechnet

hatte, geärgert, jetzt war er über diesen glücklichen Zufall überfroh.

Richtig, da war der Pfandschein, der ihm zum Retter aus schwerer Verlegenheit werden sollte.

Karl Lederer zählte seine Barschaft an Kleingeld. Er hatte gerade noch einen Dollar und fünfundsiebzig Cents — ungefähr soviel, als er noch brauchen würde, bevor er die große Geldrolle zählen und anbrechen konnte.

An der Vierzehnten Straße verließ Karl Lederer die Hochbahn, begab sich nach dem Pfandhaus, das soeben geöffnet hatte, und ging nun mit zwei Paketen weiter.

Nun konnte sein ursprünglicher Plan tadellos ausgeführt werden.

Die Sonne brannte wieder durch den schweren, warmen, feuchten Dunst hernieder, der Asphalt begann wieder zu dampfen und New York konnte sich auf einen qualvollen, erbärmlichen Tag gefaßt machen.

Karl Lederer war todbleich, wie er so mit den zwei Bündeln die Hochbahntreppe hinaufkeuchte. Nur die äußerste Willenskraft hielt ihn aufrecht, hätte er sich auch nur einen Moment der Erschöpfung, Schläfrigkeit, dem Hunger und der Müdigkeit hingeeben, so wäre er ohnmächtig hingestürzt.

Er wußte aber, was ein derartiger Zwischenfall für ihn bedeutet hätte, biß die Zähne zusammen und ging weiter.

Die Fahrt im offenen Sommerwagen der Dritten Ave.-Hochbahn tat ihm außerordentlich wohl, so daß die Schläfrigkeit sogar ein wenig nachließ.

12. Kapitel

Die Umwandlung

An der 169. Straße stieg er aus und wandte sich ostwärts, wo die Straße bergauf geht. Karl Lederer kannte sich verhältnismäßig ganz gut im Bronx aus,

da er in der ersten Zeit seines New Yorker Aufenthaltes ein flüchtiges Verhältnis mit einem kleinen deutschen Ladenmädel gehabt hatte, das bei seinen Eltern in der Jennings Str. lebte. Ein paarmal hatte er mit dem Mädchen Rendezvous gehabt und sie waren dann in den unbelebten Gegenden des Bronx kreuz und quer gegangen.

Am McKinley Square machte Lederer halt und ging in eine kleine Eisenwarenhandlung, die zwischen der 169. und 170. Straße an Boston Road liegt. Er erstand dort für ein paar Cents eine Petroleumkanne und ein Paket Streichhölzer.

Dann ging er zum erstbesten Greisler und ließ die Kanne mit Petroleum füllen. Nachdem auch das geschehen, kaufte er sich nach dem Augenmaß ein Paar Lederpantoffel und nebenan Strümpfe, Hemd und Kragen.

In glühender Sonnenhitze keuchte Karl Lederer mit den zwei Paketen und der Kanne zu Fuß gegen Osten, über die Westchester Avenue hinweg. Dort liegt noch allerlei verwahrlostes Gehölz, ungeheure Bauplätze befinden sich da, Wiesen und Sümpfe, Steinbrüche und Felder.

Karl Lederer sah sich scheu um.

Nur wenig Passanten waren zu sehen und weit und breit kein Polizist.

Eilig ging er seitwärts in das straßen- und häuserlose Terrain hinein und irrte wohl eine halbe Stunde umher, bevor er einen Platz gefunden hatte, der ihm ganz sicher erschien. Auf der einen Seite ein Haufen Steine und Felsblöcke; auf der anderen ein ziemlich dichtes Gehölz, nach links eine hohe Bretterplanke, die einen Baugrund abschloß, und gegen rechts, gegen Süden zu nichts als leere, öde Wiesen.

Es war die höchste Zeit, daß Karl Lederer diesen Platz gefunden hatte. Seine Füße waren wund und weh,

die Kniee bebten und die Augen brannten von der Hitze und dem scharfen Sonnenlicht.

Nun hieß es eilig handeln.

Mit fieberhafter Eile riß Karl Lederer das eine Bündel auseinander, in dem die nun schon getrockneten, übelriechenden, mit einer rotbraunen Kruste bedeckten Sachen lagen. Er lockerte die Gegenstände, legte das Papier zu oberst und begoß nun den kleinen Haufen mit der Hälfte des Petroleums, das er in der Kanne hatte. Dann warf er noch einige Hände Streichhölzer darüber und zündete den Haufen nun an.

So hoch schlugen die Flammen auf, daß Karl Lederer ängstlich davonlief und sich hinter einen Baum kauerte.

Niemand war zu sehen, die Flammen wurden kleiner, der Rauch ließ nach, und Karl Lederer wagte sich wieder näher.

Fünf langsame Minuten mochten vergangen sein, dann hatte sich das ganze Bündel, dieser blutige Beweis seiner Todesschuld, in Asche verwandelt. — —

Karl Lederer verstreute die Asche mit dem Fuß, ein Windstoß kam ihm zu Hilfe und die schwarzen, dünnen Flocken stoben lustig nach allen Seiten auseinander.

Nun schlich sich Karl Lederer zwischen die Bäume, entkleidete sich rasch vollständig und warf die frische Wäsche, den ausgelösten Anzug usw. über.

Dann wiederholte sich das Schauspiel von vorhin. Wieder wurde eine Art Scheiterhaufen errichtet, diesmal aus den abgelegten Kleidungs- und Wäschestücken, wieder der Haufen mit Petroleum, dem Rest, begossen und wieder zerstörten die gierigen Flammen das, was ihnen zur Vernichtung übergeben worden war.

Der junge Mensch atmete befreit und erleichtert auf. Nun gab es nur noch zwei Dinge, die ihn störten: die Petroleumkanne und das Rasiermesser.

Die Kanne belästigte ihn nicht lange. Sie sah aus, wie Millionen anderer Ölkannen in Amerika aussehen, und ungeniert warf er sie im Vorbeigehen auf einen Abfallhaufen, wo zahlloses Gerümpel, leere Kannen, Dosen usw. umherlagen.

Das Rasiermesser beschloß er zu behalten. Die Wunden des Toten konnten unmöglich erraten lassen, mit welchem Rasiermesser die Tat geschehen war, und das Messer selbst war am besten bei ihm aufgehoben. Einen Moment nur dachte er daran, es zu vergraben, überlegte aber, daß wenn ein Zufall es späterhin einmal zu Tage fördern würde, es dann erst recht zum Verräter werden könnte.

Aber ganz abgesehen von dieser Erwägung — Karl Lederer war nun vollständig am Rande seiner Kraft angelangt, er hätte sich nicht mehr bücken, nicht mehr die geringste körperliche Arbeit leisten können.

Und doch gab es noch Verschiedenes zu tun und zu arrangieren.

Mit der Straßenbahn fuhr Karl Lederer, der sich nun mit keinerlei Paketen zu tragen hatte, aber in dem schweren Winteranzug sehr litt, nach der Harlemstation, ging dort die paar Schritte bis zur 125. Straße und begab sich zunächst nach den Toilettenräumlichkeiten des Warenhauses, das er aufsuchte. Als er allein und vor Beobachtung sicher war, rieß er die Geldrolle aus der Tasche und nahm die oberste Note — einen Hundertdollarschein — ab. Dann steckte er die Rolle, ohne sie weiter gezählt zu haben, wieder ein.

Nun hieß es, die notwendigen Einkäufe besorgen: zuerst ein paar gelbe Halbschuhe, die er mit den Pantoffeln vertauschte, dann einen tadellosen, eleganten und leichten Sommeranzug, noch etwas Wäsche, einen flotten Strohhut, einen Spazierstock und schließlich einen gelben, leichten flachen Handkoffer, wie er von Herren in Amerika allgemein gebraucht wird.

Es war elf Uhr vormittag und die Temperatur hatte jenen Grad angenommen, der das Leben zur Last werden läßt und eine wahre Selbstmordepidemie hervorruft.

Karl Lederer aber fühlte sich frei und leicht, wie ein Vogel hoch oben in der Luft. Vergessen waren die Geschehnisse der letzten Tage, vergessen Hunger, Elend und — Blut, er fühlte sich wieder als junger, eleganter Mensch der Gesellschaft, als Flaneur, der die Tasche voll Geld hat und für den es momentan nur eine wichtige Frage gibt: wie schlägt man diesen heißen Tag auf die angenehmste Weise tot?

13. Kapitel

„Flirt“

Ein Cab führte Karl Lederer von der 125. Straße nach einem eleganten, vornehmen Hotel am Broadway. Wenige Minuten später und Karl Lederer stand allein, hinter verschlossener Tür in dem Zimmer, das er sich hatte geben lassen. Nun erst konnte er erfahren, wie viel er im Vermögen besaß, nun konnte er sehen, wie teuer er seine Ehre, sein Gewissen, seinen Frieden verkauft hatte.

Er zählte einmal und zählte nochmals — dann atmete er befreit und befriedigt auf: vorläufig war er aller Sorgen enthoben, er verfügte über die Summe von zweitausend neunhundert und fünfzig Dollars!

Ein eiskaltes Bad, Wechseln des Anzuges und der Wäsche, ein Glas eiskalte Milch zur Stillung des Durstes und des Heißhungers, dann sauste Karl Lederer in einem kleinem Mietautomobil hinaus nach Manhattan Beach, wo er dinieren, baden, flirten und ruhen wollte. Die Schläfrigkeit war gewichen, seine erregten Nerven arbeiteten zu hastig, seine Phantasie spielte zu wild, um den Gedanken an Schlaf aufkommen zu lassen. —

Der junge Mensch, der früher von seinen Kollegen oft ausgelacht worden war, weil er kein Blut sehen konnte, der vor Empörung außer sich geriet, wenn er sah, wie jemand ein Tier quälte oder ein kleines Kind schlug, dachte an die Tat, die er in finsterner Nacht begangen, wie an eine Bagatelle zurück. Wie an eine komische, groteske Anekdote, die man späterhin einmal in lustiger Gesellschaft erzählen kann, um den Anderen zu imponieren.

Er hatte das Gefühl, als ob er jetzt die erste Staffel nach aufwärts erklommen hätte, um nun unaufhaltsam seinen Weg dahinzustürmen, zu Reichtum und Glück.

Und im Geiste sah er sich als Millionär, umgeben von Dienern und schönen Maitressen, von Luxus und künstlerischem Glanz.

Karl Lederer dinierte auf der Terrasse des Manhattan Beach Hotels, suchte sorgfältig seine Gerichte aus, überlegte fünf Minuten lang, ob er als Tischwein weißen Burgunder oder Forster Riesling trinken sollte, und rauchte bei türkischem Kaffee seine Zigarre mit dem unendlichen Behagen eines Menschen, der das Leben zu genießen versteht.

Am Nebentisch saß ein ungleiches Paar. Ein alter grauköpfiger Herr mit seiner schlanken, schönen jungen Frau. Eine Amerikanerin von jener eigentümlichen Schönheit, die diese Frauen zu den Königinnen der Welt gemacht hat. Eine Frau, die sich die Extravaganz eines ungeheuerlichen, radgroßen, mit zehn mächtigen Straußfedern beladenen Hutes und die Geschmacklosigkeit eines Juwelenladens auf den Fingern und an den Armen gestatten kann, ohne ordinär auszusehen.

Die schöne Frau langweilte sich ersichtlich neben ihrem Begleiter, der fast kein Wort sprach, sich dafür aber desto eifriger in den Zähnen stocherte. Als sie Karl Lederer bemerkte, der sie mit den Augen fast verschlang, sah sie zuerst recht empört und indigniert drein, dann lächelte sie interessiert.

Und da Karl Lederer ganz genau wußte, daß eine Frau schon halb erobert ist, wenn sie die Augenkanonade mit einem Lächeln erwidert, so setzte er den Flirt nach besten Kräften fort.

Im Wasser wurde das graziöse Spiel fortgesetzt.

Aus einigen Äußerungen, die die schöne Frau zu ihrem Mann machte, erkannte Lederer, das das Ehepaar hier im Hotel wohnte, und aus weiteren Äußerungen, daß die Frau vorhatte, ins Wasser zu gehen, während der alte Herr von einer Pinochlepartie sprach, die im Rauchzimmer seiner harrte.

Natürlich zögerte Karl Lederer nicht, dem Beispiel der Schönen zu folgen, und bald sah er diesen ästhetisch schönen, schlanken Frauenkörper im Badeanzug vor sich. Das blauseidene, mit Stickerei verzierte Badekostüm, die schwarzseidenen, durchsichtigen Strümpfe brachten die Köstlichkeit des Wuchses erst recht zur Geltung, und Karl Lederer war wieder einmal Feuer und Flamme.

Die schöne Frau sah sehr wohl die Wirkung ihrer Schönheit, und ein abermaliges Lächeln, mit dem sie auf seine Blicke reagierte, ließ deutlich erkennen, daß sie im Wasser, diesem neutralen Gesellschaftsgebiet, nichts gegen eine Annäherung einzuwenden hätte.

Mit einem Schlage aber wurde Karl Lederer mutlos. Er erinnerte sich an sein schlechtes, mehr als mangelhaftes Englisch und an die Unmöglichkeit, die schöne junge Frau anzusprechen. Ärgerlich und ergrimmt über sich und die Welt, leistete er sich den heiligsten Schwur, so rasch als nur menschenmöglich die englische Sprache bemeistern zu wollen, und dann ging er wütend wieder aus dem Wasser, trocknete sich ab, zog sich an und gab dem Chauffeur des gemieteten Automobils den Auftrag, nach Hause zu fahren.

Und nun kam die Reaktion in ihrer vollen Gewalt.

Die Stimmung war dahin, die Luftschlösser versanken in nebelhafte Ferne, die bleierne Müdigkeit in allen Gliedern teilte sich seinem Gemüt mit.

Bleich lehnte sich Karl Lederer in die Kissen des Wagens zurück und schloß die Augen.

Um Himmels Willen, was war geschehen? Er hatte einen Mord begangen, einen grausigen, heimtückischen, feigen Meuchelmord um lumpigen Geldes willen! Er, der das Geld innerlich zu verachten glaubte, er, der Menschen haßte und verachtete, die dem Gelde nachliefen und es als Zweck und nicht als Mittel zum Zweck betrachteten — er hatte um dieses elenden, schmutzigen Geldes willen einen Menschen abgeschlachtet!

Und nun fuhr er wieder zurück nach der Stadt, in der das Schreckliche geschehen war, zurück nach der Stadt, die heute erfüllt sein würde von dem Grauen über diese Tat.

Was tun, konnte er überhaupt noch weiter leben mit dem Odium dieser Tat? Konnte er es wagen, sich noch jemals in die Gesellschaft anständiger, braver Leute zu begeben, und würden die Spuren schließlich nicht doch auf ihn hinweisen? Würde sich nicht ein Netz von Verdachtsmomenten über seinem Haupte zusammenziehen, bis er reif für die Todesstrafe, für den elektrischen Marterstuhl sein würde? — — —

Das Automobil kam vom offenen Land in bewohntere Gegenden und mit den ersten Miethäusern tauchten auch die Straßenaraber auf, die mit ihren Zeitungen unter dem Arm sich gegen die entgegenkommenden Wagen und Straßenbahnen stürzten.

14. Kapitel

New Yorker Sensationen

Karl Lederer gab dem Chauffeur einen Wink zu halten und kaufte eines der roten Blätter, die ihm die die Bengel ins Gesicht hineinschwenkten.

„Orlando gewinnt das Brighton-Derby — Großfeuer in einer Candy-Fabrik — ein Erdbeben auf Jamaica“, das waren die Sensationen des Tages.

Noch war also von dem Morde nichts bekannt.

Irgend eines weiteren Gedankens unfähig — halb tot vor Müdigkeit — brennende und stechende Schmerzen im Kopf, warf sich Karl Lederer in seinem Hotelzimmer entkleidet aufs Bett, um erst gegen acht Uhr abends schweißbedeckt aber immerhin halbwegs ausgeruht wieder zu erwachen.

Nachdem er sich angekleidet hatte, fühlte er die Haut der Wangen und des Kinnes an, um sich zu überzeugen, ob er sich rasieren mußte.

Es war dies der Fall und plötzlich überkam ihn eine galgenhumoristische Stimmung und die Idee schoß durch sein Hirn, sich mit seinem eigenen Rasiermesser, mit demselben Messer, mit dem er dem Buchmacher die Kehle durchgeschnitten hatte, zu rasieren. Gleich darauf schauderte er zusammen und zog es denn doch vor, hinunter zum Hotelbarbier zu gehen.

Auf der Straße überlegte Karl Lederer, wohin er sich nun wenden sollte. Und nach kurzem hin und her kam er zum Entschluß, sich nach dem Café Boulevard auf die kleine Sommerterrasse zu begeben.

„Fort mit allen Sentimentalitäten!“ sagte er sich. „Was ich getan habe, kann nie und nimmer mir zur Gefahr werden. Nur ich selbst könnte zu meinem Verräter werden, nur meine eigene Ängstlichkeit mich zum Mörder stempeln. Wenn ich mich erst selbst so weit in der Gewalt habe, daß ich dorthin gehe, wo das Verbrechen seinen Anfang genommen hat, dann erst bin ich ganz sicher.“

Und bald darauf saß Karl Lederer auf der Terrasse des Restaurants, das nur durch die Breite einer Straße von dem Kaffeehaus getrennt war, von dem aus der Buchmacher Löwy den Gang nach dem Tode angetreten hatte. — — —

Während er dem Kellner seine Bestellungen gab, hörte er, wie links und rechts an den Nachbartischen über ein Tagesgespräch debattiert wurde, dessen Details er nicht vernehmen konnte. Als aber das Wort „Löwy“ an sein Ohr schlug, da wußte er, daß nun das düstere, nächtliche Geheimnis ruchbar geworden war.

Mit fast übermenschlicher Anstrengung beherrschte er sich und sagte mit kalter, belegter Stimme, deren Klang ihm selbst fremd erschien, dem Kellner, er möge ihm die letzte Ausgabe des „Journal“ besorgen.

Kaum zwei Minuten später hatte er das Blatt vor sich, dessen erste, zweite und dritte Seite mit dem Bericht über den grauenhaften Mord in der Achtzehnten Straße angefüllt waren.

„Turfmann ermordet und beraubt — Buchmacher Löwy in seinem Bett mit durchschnittener Kehle tot aufgefunden — angeblicher Täter bereits in den Händen der Polizei“ — das waren die wichtigsten der vielen fetten Überschriften, die Karl Lederer wie kleine lebendige Kobolde entgegenstarrten.

Dann zwang er sich zur Ruhe und las den langen Bericht von Anfang bis zu Ende durch, wobei von Zeit zu Zeit ein harmloses, selbstgefälliges Lächeln auf seinen Lippen erschien. Er kam sich in diesem Augenblick furchtbar wichtig und interessant, wie der geheime Lenker einer weltbewegenden Affaire vor. Und mußte lachen, wenn er sah, wie die Polizei kopflos hinter falschen Fährten einhertappte. —

Der Buchmacher Julius Löwy pflegte gewöhnlich spät des Nachts nach Hause zu kommen und dann am nächsten Tag bis in die Mittagsstunden hinein zu schlafen, die Wirtin, Frau Fanni Wenk, hatte also gar keinen Grund, sich zu beunruhigen, als auch diesmal Julius Löwy unendlich lange zu schlafen schien.

Als es drei Uhr geworden war, kam sie zur Überzeugung, daß ihr Mieter besonders schwer geladen



gewesen sein mußte, wenn er dem Schlaf zuliebe sogar den Besuch des Rennplatzes versäumte. Um vier Uhr wurde sie aber sehr ärgerlich, da sie selbst ausgehen, vorher aber noch das Zimmer in Ordnung bringen wollte.

Frau Wenk machte sich nun auf der Treppenhalle, vor dem Zimmer Löwys, sehr laut bemerkbar, um den Langschläfer zu wecken.

Vergebene Mühe — nichts rührte sich in dem Zimmer.

Nun bemächtigte sich der braven Frau, bei der Löwy schon drei Jahre lang wohnte, doch eine eigentümliche, ihr selbst unerklärliche Unruhe, und sie begann an der Tür zu horchen.

Kein Atemzug, kein Schnarchlaut drang heraus.

Sie klopfte an der Tür, zuerst leise, dann immer fester — keine Antwort. Sie stieß mit dem Fuß und polterte — keine Antwort.

Nun machte sie den Versuch, die Tür, die gewöhnlich von innen verriegelt war, zu öffnen, und siehe da — die Tür ging auf.

Die Vorhänge waren dicht zugezogen, das Zimmer war stockfinster. Heiße, dumpfe Luft, untermischt mit einem penetranten, säuerlichen, faden Geruch, schlug der Frau entgegen, als sie zum Fenster gehen wollte, um die Vorhänge zurückzuziehen, stolperte sie über Fetzen und Kleider — sie riß einen Vorhang in die Höhe, und gleich darauf alarmierten ihre gellenden Hilferufe das Haus, die Straße und sogar den Polizisten an der Ecke. —

Bald waren Polizisten in Hülle und Fülle, Ärzte, Detektives, höhere Polizeibeamte, der Chef der Kriminalabteilung der Polizei, Photographen und Reporter zur Stelle und der Sachverhalt wurde festgestellt.

Der Coronersarzt konstatierte mit apodiktischer Gewißheit, daß der Tod des Ermordeten durch fremde Hand, mit Hilfe eines Rasiermessers herbeigeführt

worden sei. Mindestens drei mit Wucht ausgeführte Schnitte hatten die Kehle des Opfers durchgeschnitten und den augenblicklichen Tod herbeigeführt.

Bis hierher entsprachen alle Feststellungen so ziemlich den Tatsachen. Dann aber begann Irrtum auf Irrtum.

Der Coronersarzt glaubte mit Sicherheit feststellen zu können, daß der Mord erst gegen vier Uhr morgens geschehen war. Die Wirtin, Frau Wenk, behauptete fest und steif, daß aus dem Kleiderschrank des Toten nur ein hellbrauner Anzug fehlte, tatsächlich aber war der Anzug, den Karl Lederer angezogen und verbrannt hatte, grau gewesen.

15. Kapitel

Auf falscher Fährte

Über die Höhe des geraubten Betrages gingen die Ansichten weit auseinander. Die einen behaupteten, Löwy müsse mindestens achttausend Dollars bei sich gehabt haben, die anderen bezifferten die Summe auf höchstens fünfhundert Dollars.

Durch Zufall wurde den untersuchenden Beamten sofort bekannt, daß Löwy sich nach einem heftigen Streit in dem Café an der Zweiten Avenue nach Hause begeben hatte. Die Männer, mit denen er zusammengesessen hatte, vier an der Zahl, wurden auch alsbald verhaftet, drei von ihnen wieder freigelassen, da sie ihr Alibi nachweisen konnten. Einer indessen, ein Herr Krumm, der dem Buchmacher drohend die Faust nachgeschüttelt hatte, wurde in Haft gehalten. Krumm war ebenfalls Junggeselle, wohnte ebenfalls in einem möblierten Haus an der Fünfzehnten Straße und konnte mit besten Willen nicht nachweisen, daß er sich um vier Uhr morgens zu Hause befand.

Die Detektives glaubten absolut nicht an Krumms Schuld, aber die Tatsache, daß er sein Alibi nicht

nachweisen konnte, kam ihnen höchst gelegen. Sie bezeichneten ihn den Reportern gegenüber schlankweg als den so gut wie überführten Mörder Löwys, um der Öffentlichkeit gegenüber als „erfolgreich“ dazustehen.

Im Laufe der nun folgenden Nacht wurde dem armen Teufel im Polizeihauptquartier sehr übel mitgespielt. Der sogenannte „dritte Grad“ wurde an dem vorgeführten Häftling, der vergeblich seine Unschuld beschwor und beteuerte, zur Anwendung gebracht.

Die Sache spielte sich ungefähr folgendermaßen ab:

Krumm wurde vor den Chef des Detektivdepartements gebracht und verhört. Zuerst in anständiger, höflicher Weise, dann, als er absolut nicht gestehen wollte, immer brutaler und roher. Als der Detektiv-Inspektor selbst sich heiser geschrien hatte, kam ein anderer Beamter an die Reihe, dann wieder der erste, und so fort.

Vergebens bat und flehte Krumm, man möge ihm einen Stuhl zum Sitzen, einen Schluck Wasser zur Erfrischung geben. Anstatt seine Bitten zu erfüllen, wurde er ins Gesicht geschlagen, unterm Tisch in die Kniee getreten und von einem Polizisten mit dem Knüttel gegen die Magenwand geschlagen. Das alles so, daß die Schmerzen enorm, aber keine Verletzungen ersichtlich waren.

Um drei Uhr morgens, nach siebenstündigem Verhör, wurden die übelriechenden, blutigen Handtücher, an denen sich der Mörder abgetrocknet hatte, das Kopfpolster des Ermordeten, seine Wäsche etc. herbeigebracht und dem Häftling zuerst nur gezeigt, dann gegen das Gesicht gepreßt. Und als auch das nichts nützte, wurden die Prügel mit verdoppelter Vehemenz fortgesetzt.

Schließlich erreichten die brutalen Gesellen denn auch ihren Willen. Halb ohnmächtig vor Schmerz und Müdigkeit, fast irrsinnig vor Angst vor dem, was noch kommen konnte, brach Krumm zusammen und gestand

ein, den Buchmacher Löwy, dessen Adresse er gar nicht kannte, ermordet und beraubt zu haben.

Am nächsten Tage konnte die Polizei triumphierend die Presse von diesem Geständnis unterrichten und auf ihren Lorbeeren ausruhen.

Zwei Tage später mußte Krumm, der vor dem Richter sein Geständnis natürlich zurückzog, als absolut unverdächtig wieder freigelassen werden.

Im allgemeinen pflegt damit die Affaire für die Polizei erledigt zu sein. Die Presse geht zu anderen Sensationen über, und die Bluttat ist in Vergessenheit geraten. Diesmal aber war man in der allerstillsten Saison, das „Journal“ nahm den Fall wieder auf, schrieb Belohnungen aus und beschuldigte die Polizei in vehemente Weise der absoluten Unfähigkeit.

Bei dem ungeheuren Einfluß des „Journal“ konnte die Polizei das nicht auf sich sitzen lassen. Es wurden neuerlich Verhaftungen vorgenommen, und zwar mußten diesmal ein paar Italiener dran glauben.

Die Italiener sind in solchen Fällen bei der Polizei als Karnickel außerordentlich beliebt. Sie verstehen die Landessprache nicht, sind unbeliebt, haben keine Protektion, können sich nicht wehren und pflegen keine Schadenersatzprozesse anzustrengen.

Wird eine Frau überfallen, verschwindet ein Kind, kann ein Mörder nicht gefunden werden — es werden „verdächtige Italiener“ sistiert.

So auch diesmal. Zwei harmlose italienische Fruchthändler, die angeblich in der Mordnacht in der Achtzehnten Straße gesehen wurden, erschienen plötzlich der Polizei verdächtig, wurden verhaftet und — wieder freigelassen.

Dann aber war die Angelegenheit wirklich eingeschlafen. Ein neuer Mord lenkte die Aufmerksamkeit auf sich, und da natürlich auch dieser Mörder nicht gefunden wurde, so hatte man keinen Grund, sich

noch länger um den Mörder des Buchmachers zu kümmern.

Die Polizei korrupt und maßlos unfähig — die Bevölkerung sorglos und vergeßlich — das arbeitet Hand in Hand.

16. Kapitel

Ein Wiedersehen

Bei unvermindert sengender Hitze war der glorreiche vierte Juli herangebrochen, und abends war die Luft von Dampf und Pulvergeruch geschwängert.

In allen Straßen, vor allen Häusern brannten die Leute ihr Feuerwerk ab, Schüsse krachten durch die Luft, Dampf stieg auf und das Gejohl und Getute der Menschen erfüllte die Stadt, konnte nervöse Menschen rasend und toll machen.

Zwischendurch sausten hier und da die schweren, großen rasselnden Wagen der Feuerwehr und die leichten Gefährte der Ambulanzen durch die Straßen, um zu löschen und zu helfen.

Karl Lederer hatte sich nach dem Terrace Garden geflüchtet, wo es zwar drangvoll überfüllt, aber immerhin einigermaßen erträglich war.

Er saß allein im Garten an einem kleinen Tisch und langweilte sich.

Gerade heute hatte die Person, die ihm in den letzten Tagen am Abend immer Gesellschaft geleistet hatte, ihn im Stich lassen müssen.

An dem Sonntag, der dem Morde gefolgt war, hatte sich Karl Lederer wieder an die See begeben, diesmal aber nach Coney Island, wo ihn das Treiben der Massen anzog. Als er schon im Wasser war, sah er hübsches junges Mädchen, das sich ängstlich an die Leine klammerte und doch zu gern sich hinaus, den großen Wellen entgegen gewagt hätte.

Karl Lederer nahm seinen ganzen Mut zusammen, legte sich ein paar Phrasen mühevoll zurecht und bot dem jungen Mädchen auf englisch an, ihr beim Schwimmen behilflich sein zu wollen. Und die Kleine, die ihre lustigen Augen mit Wohlgefallen auf dem schlanken, hübschen, sogar im Schwimmanzug eine gewisse Vornehmheit der Erziehung verratenden jungen Menschen ruhen ließ, nahm an und ließ sich die Geheimnisse der edlen Schwimmkunst beibringen.

Und dann, als sie sah, wie freundlich, wohlgezogen und taktvoll sich der junge Herr bei diesen zu Dreistigkeiten genug Anlaß gebenden Schwimmübungen benahm, sagte sie auch zu, als er sie einlud, mit ihm zusammen im Brighton Beach Hotel zu supieren.

Spät nachts aber, als Kitty Wilcox, das kleine, anglo-amerikanische Typewritermädel, etwas beschwipst und kichernd die Junggesellenwohnung betrat, die sich Karl Lederer in der West 52. Straße gemietet hatte, da war Lederers Wunsch erreicht: er hatte ein halbwegs hübsches und nettes Mädel gefunden und mit ihr die Gelegenheit, die englische Sprache im wahren Sinne des Wortes spielend zu erlernen. — — —

Heute aber hatte sich Kitty irgend einer Gesellschaft anschließen müssen und Karl Lederer saß als Strohwitwer im Terrace Garden und langweilte sich.

Es war schließlich doch zehn Uhr geworden und Karl Lederer überlegte gerade, ob er nicht am besten täte, nach Hause zu gehen, kalt zu baden, und dann einmal zeitig an den Schlaf zu denken, als er plötzlich überrascht in die Höhe fuhr.

Da stand vor ihm, mit ausgestreckten Händen, ein junger Mensch, der erste gute Bekannte aus früheren Jahren, den er bisher in Amerika getroffen hatte.

„Lederer, Mensch, wie kommst denn du hierher?“

„Dasselbe frage ich dich, Winzer! Auf alles eher wäre ich gefaßt gewesen, als gerade dich hier zu sehen!“

Die beiden jungen Leute maßen sich gegenseitig blitzschnell mit den Augen, dann nahmen sie nebeneinander Platz.

Die Fragen und Antworten übersprudelten sich ordentlich, bis bei einer Flasche Wein etwas Ruhe über sie kam und sie sich gegenseitig orientieren konnten.

„Ich werde dir etwas sagen, alter Junge,“ erklärte schließlich Georg Winzer lachend. „Was soll ich mich weiter vor dir genieren und dir irgend ein Märchen aufbinden, das du doch nicht glauben würdest. Ich habe eben Pech gehabt und bin hierher übers große Wasser gegangen, um den alten Adam auszuziehen und den Kampf ums Glück mit neuen Kräften zu beginnen. Du weißt wohl, daß ich zwei Jahre lang bei der Berliner Bank angestellt war. Wundervolle Bureaustunden und winziger Gehalt, der einem die viele freie Zeit nicht gerade wünschenswert machen kann.“

Na also — Weiber und Jeu — du kennst ja das alte Lied — und eines Tages hatte ich notgedrungen bei meiner Bank eine Zwangsanleihe gemacht, die ich nicht zurückzahlen konnte. Da ich weder Lust hatte, mich mit salbungsvollen Worten hinausschmeißen zu lassen, noch vielleicht gar mit unserem deutschen Strafgesetzbuch in Konflikt zu kommen, so tat ich das einzig Vernünftige, was mir zu tun übrig blieb, ich packte acht Tage vor Revision meiner Kasse — ich hatte die Materialkasse unter mir — meine sieben Sachen und gondelte im Januar hierher.“

„Im Januar — da bist du also ungefähr ein Vierteljahr länger als ich in diesem gesegneten Lande. Von mir brauche ich dir wohl nicht viel zu erzählen, ich nehme an, daß du hie und da einmal noch ein paar Berliner Zeitungen gelesen und von meiner Geschichte vernommen hast?“

„Allerdings habe ich das getan,“ erwiderte Winzer,

„und ich habe eigentlich immer damit gerechnet, daß du früher oder später hier auftauchen würdest.

„Übrigens“ — er warf einen Blick über Lederers elegante Kleidung — „scheint es dir ja geglückt zu sein. Du hast wohl schon etwas Anständiges gefunden?“

17. Kapitel

Verschiedene Charaktere

Lederer errötete leicht und überlegte kurz. In der freudigen Aufwallung über dieses unvorhergesehene Wiedersehen mit dem alten Gymnasialkollegen hätte er am liebsten von den Kämpfen und Sorgen erzählt, die er durchgemacht hatte, und dann ein paar geheimnisvolle Andeutungen über einen plötzlichen Glücksfall gemacht. Die Vernunft siegte aber und er erwiderte leichthin:

„Im Gegenteil, Georg, ich habe noch nicht einen Cent verdienen können. Allerdings habe ich noch einiges Geld, das man mir von Seiten der Familie meiner Mutter mitgegeben hat. Wie steht es aber nun eigentlich mit dir?“

„Außen hui, innen pfui,“ sagte lachend Winzer. „Das heißt, ich habe eine Stelle, bei der ich nicht sterben und nicht leben kann, einem kleinen Kreis von Bekannten gegenüber aber bin ich der große Herr, der sich immer anständig kleidet, den Damen Candy mitbringt und dabei scheinbar etwas ökonomisch veranlagt ist. Ich bin nämlich, so wie du mich ansiehst, Stadtreisender für Legmann & Co., Engros-Grocer, und verdiene durch meine Provisionen ungefähr achtzehn Dollars wöchentlich, wovon aber mindestens drei bis vier Dollars an Straßenbahn-Fahrgeld aufgehen. Das heißt, es würden doppelt so viel sein, wenn ich nicht die Kunst heraus hätte, mit einem „Transfer“ achtmal zu fahren und das neuntelmal überhaupt nicht zu zahlen.“

Lederer lachte herzlich. Der burschikose Ton des Schulkollegen tat ihm ordentlich wohl und er animierte ihn zum Weitererzählen.

„Na, und welchen Grund hast denn, nach außen so glanzvoll aufzutreten, statt dich nach der Decke zu strecken?“

Georg Winzer wurde plötzlich sehr ernst. Er warf mit einer energischen Bewegung den Kopf zurück und sagte klar und bestimmt:

„Sehr einfach, mein Junge, weil ich vorwärts kommen will. Weil ich keine Lust habe in den Kaffeehäusern oder in schäbigen Boardinghäusern umherzusitzen, sondern mich amerikanisieren will. In gute Gesellschaft kommen will, unter reiche Leute, die ich als Staffeln zum Aufwärtssteigen benützen kann.“

Lederer, der — von allen Zufälligkeiten des Lebens abgesehen — das Zeug in sich hatte, ein wirklich vornehmer Charakter zu sein und alles Strebertum haßte, fühlte sich durch die Worte seines Freundes nicht eben sympathisch berührt. Etwas kühler fragte er:

„Und ist dir dies Eindringen in die „gute“ Gesellschaft schon gelungen?“

„Sicher, so weit dies eben bei einem Menschen möglich ist, der kurze Zeit im Lande ist und nicht über wirkliche Mittel verfügt.“

Siehst du, als ich damals von Berlin sozusagen flüchtete, da fuhr ich auf dem Schiff in der ersten Kajüte. Nicht etwa aus Wehleidigkeit oder Verwöhntheit — oh nein, wenn es darauf angekommen wäre, so hätte ich die Reise auch als Kohlenzieher mitgemacht — sondern weil eben mein Ziel vor Augen stand: Das Bohemtum aufgeben, vorwärtskommen, bürgerlich werden! Und jede Bekanntschaft, jede Verbindung ausnützen!

Die Mehrausgabe, die mir die erste Klasse verursacht hatte, hat sich reichlich rentiert. Unterwegs schloß ich mich an die Familie eines Geistlichen an,

Reverend Forster heißt der Herr, und als wir in New York ankamen, war ich bei dem Pastor selbst, bei seiner dürren Gattin und den ungezogenen Kindern so beliebt geworden, daß ich bei den Leuten täglicher Gast wurde.

Bald war ich mit meinen Moneten zu Ende, und da war es wieder Reverend Davis Jefferson Forster, der mir die Stelle besorgte, die ich heute noch habe. Er war es auch, der mich in einige wirklich feine, reiche Familien einführte, durch die ich demnächst wieder einen Schritt vorwärts zu kommen hoffe.

Und nun ist aus dem hoffnungslos verbummelten Georg Winzer ein solider Mensch geworden, der jeden Sonntag in die Kirche geht und im „Verein christlicher junger Männer“ in Brooklyn wohnt und ißt.“

Lederer riß zuerst die Augen weit auf, dann schüttelte er sich vor Lachen.

„Nein, Georg, das kann ich mir mit dem besten Willen nicht recht vorstellen.“

„Da gibt es gar nichts zu lachen,“ sagte etwas gereizt Winzer. „Ich habe dort ein nettes kleines Zimmer, genieße die Annehmlichkeiten des mit dem Vereinshaus verbundenen Gymnasiums und Bades und zahle durch die Vermittlung des Reverend Forster nur sechs Dollars wöchentlich. Das allein gibt mir die Möglichkeit, mich so zu kleiden, wie ich es tue.“

Etwas wie Neid überkam Lederer.

Da saß nun kraft- und energiestrotzend dieser gleichaltrige Schulfreund vor ihm, und die ganze Art und Weise, wie er sich den Weg zu bahnen begann, schien dafür zu bürgen, daß er den Kampf ums Glück mit Erfolg, mit mehr Erfolg als er, Karl Lederer, der jenem hundertfach an Intelligenz und Erziehung überlegen war, bestehen würde.

Noch nicht den geringsten tatsächlichen Erfolg konnte er aufweisen, es sei denn, daß man die Art und Weise, wie er sich in den Besitz einer größeren

Summe gesetzt hatte, als Erfolg betrachten wollte. Und nun, wo er wenigstens die Hände frei hatte und sich rühren konnte, hatte er sich noch immer nicht entschließen können, an die Arbeit zu gehen, sondern verbrauchte das Geld, das Sündengeld, an dem Blut klebte — — — — —

„Das muß anders werden,“ sagte er sich selbst, und laut setzte er hinzu:

„Demnächst werde ich mich wohl auch kopfüber in das Erwerbsleben stürzen. Ich warte nur ab, bis ich mit Hilfe des kleinen Mädels, das ich mir zugelegt habe, anständig Englisch kann, dann kann der Rummel losgehen. Wie steht es eigentlich mit deinem Englisch?“

„Sehr gut! Ich war ja, wenn du dich daran erinnerst, als ich die Universität verließ, ein Jahr lang als Bankvolontär in London und beherrsche die Sprache vollkommen.“

Während aber Lederer verstimmt über sich selbst nachdachte stieg auch in seinem Gegenüber bitterer Neid auf. Neid über den Leichtsinn, über die Sorglosigkeit des Anderen, der zunächst nur an Vergnügen und Frauengeschichten dachte, während er selbst sich mühsam vorwärts drängte, sich abplagte wie ein Mietgaul und sich täglich zehnmal von übel aufgelegten Grocern hinausschmeißen lassen mußte, bevor er einen erheblichen Auftrag bekam — — —

„Ich muß jetzt gehen,“ sagte Winzer nach einer Weile. „Man sieht es bei uns nicht gerne, wenn man nach Mitternacht nach Hause kommt.“

„Wie kommst du überhaupt hierher von Brooklyn?“

Winzer lächelte sarkastisch:

„Nun, man hat doch auch einmal das Bedürfnis, sich in deutschen Kreisen zu bewegen, und noch mehr Bedürfnis nach ein paar guten Glas Bier, die ich sonst nicht so leicht haben kann.“

Und auf den fragenden Blick Lederers:

„Du mußt nämlich wissen, daß einerseits in unserem Vereinshause strikte Abstinenz herrscht, andererseits Reverend Forster wütender Temperenzler ist. Natürlich habe auch ich mich zu seiner Fahne bekannt und wenn der gute Mann mich irgendwo Bier oder Schnaps trinken sehen würde, so wäre es mit der Freundschaft ein für allemal vorbei. Übrigens trinkt Herr Forster und besonders seine Frau quartweise eine Patentmedizin namens „Pirano“, die angeblich gegen Kopfschmerz und Nervosität sehr gut sein soll, in Wirklichkeit aber ungefähr sechzig Prozent Alkohol enthält. Mehr als einmal wackeln die beiden bedenklich, wenn sie eine Flasche „Medizin“ geleert haben!“

Die beiden Schulfreunde gingen nun auseinander, nachdem sie noch ein Rendezvous für die nächsten Tage verabredet hatten.

Lederer und Winzer waren Freunde, ohne daß sie deshalb einander wirklich nahegestanden hätten. Es war dies eben jene Freundschaft, die auf der Schulbank entsteht und die dann auch ohne Seelenverwandtschaft nachhaltiger bleibt, als Freundschaft, die zwischen reifen Männern geschlossen wird.

Die beiden jungen Leute waren in allem und jedem die absolutesten Gegensätze.

Lederer blond, weich in seinen Gesichtszügen, weich und mädchenhaft in seinem Auftreten. Winzer hingegen schwarz, voll männlicher, brutaler Energie im Äußeren und im Inneren. Schon die scharfe Hakennase, das breite starke Kinn, die flackernden, scharfen Augen verrieten, daß in diesem Körper Willenskraft und Selbstüberwindung herrscht.

Lederer war immer ein schlechter Schüler gewesen trotz seiner großen Begabung. Er war verträumt, verspielt, ließ sich von seinen Neigungen absorbieren, behandelte diesen Gegenstand mit Feuereifer, während er jenen ganz vernachlässigte.

Auch hierin war sein Freund Winzer sein Gegenteil.

Durchaus nicht begabt, interessenlos, untalentiert und doch ein ganz erträglicher Schüler. Weil er es verstand, die Kameraden, die rechts und links von ihm saßen, auszunützen, sich bei den Lehrern einzuschmeicheln, durch Listen und Kniffe sich bei den Prüfungen durchzuschwindeln.

18. Kapitel

Zwei Wege

Lederer war schon als Knabe in Geldangelegenheiten vornehm, er verschenkte und verborgte sein Taschengeld, revanchierte sich für jede kleine Gefälligkeit, gab am meisten, wenn eine Sammlung für irgend welche wohltätige Zwecke veranstaltet wurde.

Winzer betrieb einen lebhaften Schacher, borgte sich Geld aus, ohne es zurückzugeben und stellte sogar seine außerordentlichen Körperkräfte in den Dienst des Mammons. Das heißt, gegen entsprechende Vergütung verprügelte er auf Wunsch einen der Schuljungen, an dem sich ein anderer rächen wollte.

„Gegensätze berühren sich.“ Das kam bei Lederer und Winzer deutlich zum Ausdruck. Winzer, der der Sohn eines halbwegs wohlhabenden Handwerkers war, bewunderte innerlich den schlanken, feinen, vornehmen Jungen, der neben ihm saß, und Lederer imponierten die kleinen Teufeleien und wilden Streiche, die Körperkraft und der draufgängerische Mut des Kameraden.

Später allerdings, nachdem sie beide das Gymnasium verlassen hatten, trennten sich ihre Wege und sie verloren sich fast ganz aus den Augen. Hie und da einmal, daß sie sich sahen und herzlichst begrüßten — jeder hatte seine eigenen Interessen und neue Bekanntenkreise, die es ausschlossen, daß der Schulfreund sich näherte.

Und nun hatten sie sich hier wiedergefunden, beide gestrandet, beide der Heimat entrissen. Der eine voll von brutalem Vorwärtsdrang, bereit sich schrittweise durch Heuchelei, Strebertum und Verstellung in die Höhe zu arbeiten, der andere die Tage verträumend, umgaukelt von Luftschlössern, sich auf ungeheuerliche Glückszufälle verlassend. Und wie im Traume, fast unbewußt, plötzlich, ohne Überlegung zum Raubmörder geworden.

19. Kapitel

Don Juans Launen

„Hören Sie einmal, Frau Hazel, wenn das Fräulein heute kommt, so sagen Sie wieder, ich wäre nicht zu Hause.“

Frau Hazel, eine korpulente Dame reiferer Jahre mit nicht eben sehr sympathischen Gesichtszügen, lachte verschmitzt.

„Nein, das arme Mädchen! So sind die Männer, zuerst wissen sie sich vor lauter Liebe gar nicht zu fassen, dann haben sie genug und halten ein armes Kind zum Narren.“

„Ich bin eben nicht für das ewige Einerlei,“ erwiderte der junge Mann achselzuckend und zog sich nach seinem Zimmer zurück.

Die Unterhaltung war in englischer Sprache geführt worden. Lederer hatte das erreicht, was er wollte, er hatte in den zwei Monaten, die nun schon das Verhältnis mit Kitty Wilcox, dem hübschen irischen Mädchen, das er sich in Coney Island aufgezwickt hatte, dauerte, enorme Fortschritte in der englischen Sprache gemacht. Im wahren Sinne des Wortes spielend hatte er das erlernt, wozu andere zwei oder drei Jahre brauchen.

Nun hatte er aber auch genug von dem Mädchen. Seine Phantasie brauchte neue Reize, Kitty langweilte ihn und er hatte sich längst vorgenommen, das Verhältnis abzubrechen.

Ein anderer würde das in offener und ehrlicher Weise getan haben. Oder hätte wenigstens eine bevorstehende Reise, geschäftliche Überbürdung oder ähnliches vorgeschützt. Zu alledem hatte aber Lederer seiner ganzen Art nach nicht die Entschlossenheit und den Mut. Er griff zu dem bequemsten, für das Mädchen allerdings demütigendsten Mittel: er hielt die Vereinbarungen nicht mehr ein, ließ sich verleugnen.

Als sich Karl Lederer damals, Ende Juni, in dem Hause auf der Westseite ein möbliertes Zimmer mit anstoßendem Badezimmer gemietet hatte, da war seine erste Frage gewesen, ob er Besuch empfangen dürfe. Und Frau Hazel, seine Wirtin, die aus unbekanntem Gründen behauptete nicht deutsch sprechen zu können, wogegen ihr schlechtes Englisch sprach, hatte verständnisvoll geäußert:

„Damenbesuche kann ich nicht gestatten. Ich muß mich allerdings dabei ganz auf meine Herren verlassen. Denn in der Nacht schlaf ich im Basement so fest, daß mich kein Kanonenschuß aufwecken würde und am Tag bin ich schwerhörig und kurzsichtig.“

Lederer hatte diese zart umschriebene Bejahung seiner Frage sehr wohl verstanden und gemietet. Und nun war es bereits das dritte Mal, daß Frau Hazel die blonde Kitty hatte wegschicken müssen.

Es läutete. Die „möblierte“ Dame öffnete und Karl, der den nach rückwärts gehenden Parlor innehatte, horchte an der Tür.

Es war richtig Kitty.

Karl Lederer hörte, wie das junge Ding mit mühsam unterdrücktem Weinen dreimal fragte, ob er denn wirklich nicht zu Hause sei, dann vernahm er erboste Worte wie „kein Gentleman“, „zum Narren halten“, „überhaupt nicht mehr kommen“ und so weiter, dann ging das Schimpfen in lautes Weinen über, die Tür flog zu und die Wirtin kam, klopfte und flüsterte lachend durch die Tür:

„Nun die sind Sie wohl los! Die kommt nicht wieder!“

Ein brennendes Gefühl der Scham bemächtigte sich Lederers. Er empfand voll und ganz das abscheuliche Unrecht, das er dem armen, zärtlichen Ding angetan hatte, er kam sich wie ein Lump vor und verachte sich selbst ehrlich und aufrichtig in diesem Augenblick.

Fünf Minuten später stand er aber wieder vor dem Spiegel, knüpfte sich einen neuen Schlips sorgsam um den Kragen, drückte den eleganten Strohhut unternehmend auf den Kopf und verließ in behaglicher Stimmung das Haus.

Die Tragik des Vorfalles von vorhin hatte sich verflüchtigt, übrig geblieben war nur mehr die Komik, und die zwang ihm jetzt ein Lächeln ab.

20. Kapitel

Reminiszenzen

Die mörderische Hitze der dritten Augustwoche war gebrochen, die letzten Tage des Monats waren erträglich, feuchtigkeitsfrei und lustig. Besonders jetzt, gegen sechs Uhr abends, wehte ein frischer, angenehmer Wind durch die Straßen, sodaß Karl Lederer beschloß, endlich wieder einmal von seinen Beinen Gebrauch zu machen und eine halbe Stunde zu gehen.

Karl schlenderte die 5. Avenue entlang und ließ seine Gedanken umherschweifen.

Ein mißmutiger Zug trat auf sein helles, schönes, fast knabenhaft jung aussehendes Gesicht. Er war mit sich und der Entwicklung der Dinge unzufrieden. Woche auf Woche verging und noch immer wollte sich nicht jener Zufall einstellen, der ihn hob und nach vorwärts schleuderte.

Allerdings, er mußte sich gestehen, daß er diesem Zufall in keiner Weise entgegengekommen war. Am Vormittag hatte er bis zur Lunchzeit geschlafen, dann

hatte er opulent in irgend einem erstklassigen Restaurant gespeist, war dann ins Martin oder Fleischmann gegangen, hatte dort müßig und lesend, die importierte Zigarre im Mund, die Stunden verträumt, bis seine Kleine, die in der Office eines Rechtsanwaltes beschäftigt war, ihm zur Verfügung stand. Dann waren sie irgendwo hinausgefahren, hatten sich amüsiert und die Nacht zum Tage gemacht.

Das Geld schmolz bei dieser Lebensführung dahin wie der Schnee in der Sonne,

Fast dreitausend waren es gewesen und jetzt nur mehr etwas über fünfzehnhundert — allerdings, die kleine Kitty hatte sich mit der Zeit als recht kostspielig erwiesen. Ein in Amerika aufgewachsenes Mädchen mag aus noch so bescheidenen Verhältnissen kommen — in überraschend kurzer Zeit wird sie sich an feine Soupers, an Automobilfahrten und Spitzenblusen gewöhnen und tun, als wenn sie inmitten von Luxus und Wohlstand aufgewachsen wäre.

Karl richtete sich hoch auf, wie immer, wenn er sich innerlich einen Energieruck gab.

„Von heute an muß das anders werden,“ murmelte er vor sich hin. „Nun bin ich das Mädchel los und die Bummelei hat ein Ende. Morgen früh sehe ich mich nach einer Beschäftigung um und nehme an, was immer es auch sei. Das wäre ja idiotisch — wenn ich das Geld vertun würde, um wieder auf der Straße zu liegen, das Geld, das —“

Er schloß die Augen, um den Gedanken, den er aussprechen wollte, gewaltsam zu unterdrücken. Wie immer, wenn er an jene Nacht dachte —

Gedanken lassen sich aber nicht verscheuchen wie Vögel und immer wieder tauchten die Bilder aus jener Zeit vor Karl auf, aus jenen Tagen, in denen er hungernd und obdachlos durch die Straßen gekrochen war, bis sich sein Rasiermesser in der Kehle des Betrunknen vergraben hatte . . . und er sah sich wie

er aus dem Hause geschlichen war, mit seiner Beute und dem Bündel voll blutbefleckter Kleider . . .

Seine Gedanken sprangen ruckweise vorwärts und er sah plötzlich ein süßes, holdes Mädchengesicht vor sich auftauchen, einen Gretchenkopf mit blonden Zöpfen, ein deutsches Mädchen. Er sah, wie zwei große, schelmische Kinderaugen auf ihn gerichtet waren, wie das Mädchen, dem er damals das Haustor geöffnet hatte, einen in diesem Lande ohne Formen und Zeremonien sich so sonderbar ausnehmenden Knix machte, um dann im Haustor zu verschwinden, während er weiter wanderte, ruhelos, von Angst und Qual gepeitscht — —

21. Kapitel

Familie Girk

Karl sah auf, um zu sehen, an welcher Straße er angelangt war, und seine Augen fielen auf eine Laterne, die die 28. Straße ankündigte.

Er mußte lachen.

„Bestimmung oder Zufall — jedenfalls will ich sehen, ob ich das süße, schöne Kind wieder erspähen kann.“

Lederer bog nach Osten ein und stand nach kurzer Wanderung vor jenem Haus, dessen Tür er in der verhängnisvollsten Nacht seines Lebens dem jungen Mädchen aufgesperrt hatte.

Er betrat den äußeren Hauseingang und blieb vor den Briefkästen stehen, die die Namen der Wohnparteien enthielten.

Einige „Mac“ und „O“ standen verzeichnet. „Die können es nicht sein,“ sagte sich Lederer. „Gottlieb Rosenblüh“ — er lächelte — nein, das Mädchen sah wirklich wie eine Rose, nicht aber wie eine Rosenblüh aus. „Siegfried Blumenfeld“ — ebenfalls nicht. „Harry Coyen“ — erst recht nicht. „Wenzel Wondraczek“

— brr — nach einem Namen mit Zungenverrenkungen schien das blonde Kind nicht auszusehen — „Friedrich Otto Girk, Dirigent — halt, das kann stimmen!“

Lederer überlegte. Was nun? Er konnte doch schließlich nicht stundenlang vor dem Haustor warten, auf die Möglichkeit hin, das blonde Mädchen zu sehen. Schließlich aber auch nicht gewaltsam in die Wohnung eindringen.

Bei derartigen Herzensaffären entwickelte Lederer mehr Schlauheit und Unverschämtheit, als ihm sonst zuzumuten war. So beschloß er denn auch jetzt, tatsächlich in die Wohnung einzudringen, wenn auch nicht mit offenem Visier, sondern unter einem geschickt eronnenen Vorwand.

Lederer drückte nun auf den Klingelknopf, die Tür sprang auf und er ging die zwei stockfinsternen Treppen zu der Wohnung der Familie Girk hinauf.

Oben stand schon jemand bereit, um zu sehen, wer heraufkam. Ein Herr von kaum fünfzig Jahren war es, schwarz, schlank, hager.

In sehr schlechtem Englisch fragte er Lederer nach seinem Begehrt. Der junge Mann, über den jetzt doch eine leichte Verlegenheit kam, räusperte sich zuerst und erkundigte sich dann auf englisch, ob nicht bei ihm, Herrn Girk, ein junger deutscher Mann Namens Franz Hiller wohne.

Herr Girk verneinte, und damit wäre eigentlich das ganze Abenteuer erledigt gewesen, denn der Dirigent zog sich nach seiner Wohnung zurück.

So leicht gab sich aber Karl Lederer nicht geschlagen. Er begann nun deutsch zu sprechen, fragte, ob nicht früher einmal dieser Herr Hiller hier gewohnt habe und, als auch dies verneint wurde, ob nicht vor Herrn Girk ein anderer deutscher Musiker Inhaber dieser Wohnung gewesen sei.

Herr Girk bat nun den Fremden, näher zu treten, und führte ihn in das einzige Vorderzimmer, den Parlor

hinein. Dann rief er seine Frau, die denn auch mit großer blauer Umhängeschürze und nassen Händen, augenscheinlich war sie in der Küche mit dem Waschen des Geschirres beschäftigt gewesen, hereinkam. Die typische deutsche Hausfrau aus dem kleinen Mittelstande, der in verhältnismäßig jungen Jahren der ewige Kampf ums Auskommen, die Geburt vieler Kinder, ihr Aufziehen, die schlaflosen Nächte an den Kranklagern der Kinder, die niemals endende Arbeit im Hause jeden Liebreiz, die einstens graziöse Körperform, das höhere geistige Interesse geraubt haben.

Immerhin — die schönen, blonden Haare und die blauen Augen der freundlich und neugierig dreinblickenden Frau ließen erkennen, woher das Mädchen, das Karl damals in der Nacht mit den Augen verschlungen hatte, seine Schönheit besaß.

„Du, Alte,“ begann Herr Girk, „der junge Mann will wissen, ob vor uns hier nicht auch ein Musiker gewohnt hat? Weißt du vielleicht etwas darüber?“

Frau Girk verneinte zwar, fuhr aber mit der blauen Schürze rasch über einen Stuhl und lud den fremden, eleganten jungen Herrn zum Platznehmen ein.

Ein lebhaftes Gespräch war gar bald im Gange. Lederer log eine Geschichte von einem intimen Jugendfreund vor, der angeblich vor Jahren in diesem Hause bei einem deutschen Kapellmeister gewohnt hatte. Frau Girk versicherte ein- über das anderemal, wie schwer es ihr geworden sei, ihre in New York lebende Cousine zu entdecken, und Herr Girk riet dazu, den Namen des Freundes in die Gesuchtspalte des „Morgen-Journal“ zu setzen.

22. Kapitel

Helene

Plötzlich erschienen aus dem offenen Nebenzimmer zwei weitere Hausbewohner. Ein kleines Mädchen von ungefähr zwölf Jahren und ein anderes, das Karl

Lederer sofort als das holde, schöne Kind, nach dem er suchte, erkannte.

Doch auch sie mußte ihn erkannt haben, denn blutübergossen blieb sie stehen und warf einen über- raschten, erstaunten Blick auf Karl und von ihm weg auf Vater und Mutter.

Diesen war das kleine Zwischenspiel entgangen, und Herr Girk, der an dem jungen Menschen ent- schiedenes Gefallen fand, stellte vor:

„Das sind meine beiden ältesten Mädchen — dies ist Herr — ja, wenn ich nur Ihren Namen wüßte.“

„Pardon,“ sagte Lederer, der selbst einigermaßen verwirrt war, „mein Name ist Karl Lederer aus Berlin.“

„Aus Berlin, ne, da sind wir ja nu Landsleute,“ rief Herr Girk vergnügt und streckte dem uneingela- denen Gast die Hand entgegen. Als aber Frau Girk den Töchtern erklärte, warum Lederer bei ihnen vor- gesprochen habe, da sah ihn das schöne Mädchen, das jetzt im einfachen, aber sauberen und kleidsamen Hauskleide noch lieblicher war, groß an mit einem abweisenden Blick, aus dem Karl ersah, daß sie ihn nicht nur erkannt hatte, sondern auch seiner Erzählung absolut keinen Glauben schenkte.

„Frechheit steh mir bei!“ sagte sich Karl und dann nahm er sich vor, seinen Schwindel so weit zu treiben, daß er unbedingt wie Wahrheit aussehen mußte.

Er legte die Hand auf die Stirn, schien einen Augenblick nachzudenken und rief dann aus:

„Träume ich oder ist dies wirklich einer der un- glaublichsten Zufälle der Welt? Wenn ich mich nicht täusche, so sehe ich Sie, verehrtes Fräulein Girk, heute nicht zum erstenmal? Richtig, nein, es stimmt, es muß stimmen! Es war ja hier in dieser Gegend, als vor einigen Wochen ein junges blondes Mädchen in der Nacht hier nicht das Haustor aufsperrn konnte und

ich die angenehme Rolle des Ritters spielen durfte. Nicht wahr, Fräulein Girk, das waren doch Sie?“

Helene Girk, die nun wirklich ganz perplex war und nicht länger an Schwindel glauben durfte, lachte und sagte:

„Ich habe Sie überhaupt gleich erkannt, obwohl Sie sich in der Zwischenzeit doch sehr verändert haben.“

„Ja, ein bischen netter sehe ich heute wohl aus,“ erwiderte Karl. „Ich war damals nämlich fischen und hatte mir zu diesem Zweck von einem Bekannten einen alten Anzug ausgeborgt.“

„Aha,“ rief jetzt Frau Girk. „Sie waren also der Herr, der in der Nacht, wo der Buchmacher in der Achtzehnten Straße ermordet wurde, aufgesperrt hat? Helene hat uns damals am Morgen erzählt, wie ihr ein deutscher Herr so freundlich bei Aufsperrern geholfen hat. Seitdem der Mord passiert ist, würde ich Helene um keinen Preis mehr in der Nacht allein nach Hause gehen lassen.“

Es war ein Glück, daß es in dem Zimmer fast dunkel war und Frau Girk jetzt erst die Gasflammen ansteckte, denn sonst hätte man sehen müssen, wie das Gesicht des jungen Menschen von Leichenblässe überzogen wurde und wie seine starren Augen mit den erweiterten Pupillen einen grausigen Kontrast zu dem verzerrten Lachen um den Mund bildeten. —

Als Karl seine Fassung wieder gefunden hatte, hielt er es an der Zeit, sich zu empfehlen.

Daraus wurde aber nichts.

„Ne,“ sagte Herr Girk, „so leicht kommen Sie mir nicht wieder weg, Landsmann. Ich habe heute nichts zu tun und wenn Sie auch nichts Besonderes vorhaben, so sind Sie hiermit zu einer Tasse Kaffee eingeladen.“

Karl zögerte natürlich nicht, die Einladung anzunehmen und schon war Frau Girk aufgesprungen,

um den Kaffee zu bereiten, während Helene ins Speisezimmer eilte, um den Tisch abermals zu decken.

Bald kam es zu gemütlichem Plaudern, das natürlich zu allerlei Erzählungen aus dem eigenen Leben führte.

Herr Girk erzählte von den mannigfachen Kämpfen, die ihn aus der Heimat in die neue Welt getrieben hatten.

Er hatte ursprünglich Musik studiert, dann aber diese für ihn recht brotlose Kunst an den Nagel gehängt, war in städtische Dienste übertreten und in Berlin Magistratsbeamter geworden. Der kleine Gehalt, die Stube voll mit Kindern, die Teuerung auf allen Gebieten, allgemeine Unzufriedenheit — kurz und gut, er sah, daß er in der alten Heimat wohl niemals auf einen grünen Zweig kommen würde und übersiedelte nach New York, wo ohnedies verschiedene Verwandte seiner Frau lebten.

23. Kapitel

Musikers Erdenwallen

Vor drei Jahren war er hergekommen und es war ihm alles recht gut geglückt. Er warf sich hier wieder auf die Musik, lebte zuerst von Orchestrirungen und musikalischen Arrangements, bis er durch die Vermittlung seines Schwagers die Dirigentenstellung bei einem kleinen deutschen Verein bekam.

Er füllte diese Stellung so gut und eifrig aus, daß er bald mehrere ähnliche Stellungen bekam und heute war er nicht nur bei einem halben Dutzend kleiner Vereine, sondern auch bei dem größeren Gesangverein „Eichenlaub“ Dirigent und verdiente genug, um seine Familie anständig erhalten zu können.

Sein Stolz war seine älteste Tochter Helene. Jedesmal, wenn er von ihr sprach, sah er sie mit Stolz und Freude an, bis Helene errötend protestierte:

„Laß doch Vater, du wirst mich noch ganz eingebildet und arrogant machen.“

Helene hatte schon in Berlin eine ganz vorzügliche Schulbildung bekommen, sie hatte sogar, da ein alter Onkel von ihr Gymnasiallehrer war, Latein gelernt, und nun bereitete sie sich auf den Lehrerinnenberuf vor. Noch ein Jahr Hochschule hatte sie vor sich, dann ein Jahr in der „Teacher's Training School“ und dann konnte sie selbst daran gehen, den jungen New Yorker Nachwuchs heranzuziehen.

„Alles wäre recht und schön,“ seufzte Herr Girk, „wenn nur diese vertrackte englische Sprache nicht wäre. Stellen Sie sich nur vor: Weder ich noch Mutter sprechen ein vernünftiges Wort englisch. Zuerst habe ich mir den Kopf mit dem Lernen ganz dumm gemacht, jetzt habe ich es endgültig aufgegeben. Na, schließlich brauche ich ja in meinem Beruf nicht englisch zu sprechen. Es wurmt mich nur, daß ich nicht ordentlich schimpfen kann. In der Elektrischen oder auf der Bahn, wenn einen da so irgend ein Flegel belästigt oder auf der Straße, wenn einem jemand auf die Stiefel spuckt, da packt mich so ordentlich die Lust zu schimpfen, daß sich die Balken biegen. Und so muß ich mir das eben verkneifen.“

Alles lachte und es begann nun ein lebhaftes Gespräch über Amerika im allgemeinen und im besonderen, bei dem Herr und Frau Girk, die doch nur einen winzigen Ausschnitt aus dem amerikanischen Leben kannten, ihre Weisheit losließen. Helene hörte nur schweigend zu, nur von Zeit zu Zeit warf sie eine Zwischenbemerkung ein, wenn das, was gesprochen wurde, den Tatsachen allzu ferne stand.

24. Kapitel

Wie man Frauen fesselt

Karl Lederer fühlte, wie seine Neigung zu dem schönen, duftigen Kind von Minute zu Minute wuchs. Er ließ seinen Blick fast unaugesetzt auf ihr ruhen, und seine Augen spiegelten deutlich die heißen Wünsche seines Herzens wieder. Wenigstens für Helene, denn das junge Mädchen kämpfte unaugesetzt zwischen tiefer Verlegenheit, einer gewissen Indignation und dem Gefühl des Triumphes, das jedes Weib, ob alt oder jung, empfindet, wenn es sieht, daß es einem Manne gründlich den Kopf verdreht hat.

„Na, und darf man, ohne indiskret zu sein, fragen, was Sie hier in diesem gesegneten Lande machen,“ fragte nach einer Weile Herr Girk.

Karl schluckte, errötete ein wenig und erzählte dann tatsächlich mit jener Offenheit, die er immer hatte, wenn sie ihm nicht allzu schwer fiel, seine Lebensgeschichte.

Mit mannigfachen Veränderungen und Milderungen natürlich. Es blieb schließlich nur der geniale junge Mann aus vornehmer, reicher Familie übrig, der einen Beruf ergreifen soll, zu dem er keine Lust hat, zu viel Geld verbraucht und schließlich von Muttern auf einige Jahre nach Amerika geschickt wird.

Die bedenkliche Spieleraffäre, den Bruch mit der Mutter, seine wirklichen Erfahrungen in Amerika — das alles behielt Karl wohlweislich für sich.

Er hatte seinen Zweck erreicht: er imponierte gewaltig.

Der ehemalige Magistratsbeamte, der gewöhnt war, vor jedem Vorgesetzten tief den Hut zu ziehen und für den ein preußischer Richter ohnedies ein ganz bedeutendes Tier war, fühlte sich durch die Tatsache, daß

hier bei ihm der Sohn eines Oberlandgerichts-Präsidenten saß, außerordentlich geschmeichelt.

Frau Girk sagte zu dem jungen Mann von nun ab, bis er es sich ernstlich verbat, immer Herr von Lederer, und Helene, nun Helene sah mit ihren großen, schönen Augen Karl interessiert an.

Sie ahnte, daß sie da vor sich eine Spezies jener Gattung Lebemänner hatte, von denen man in Romanen und Zeitungsberichten so viel liest. Sie sah ihn in ihrer mädchenhaften, vom Berliner Pflaster ein ganz wenig imprägnierten Phantasie als Held zahlloser Liebesaffären, umworben von schönen, lasterhaften Frauen, und freute sich im Grunde ihres jungen Herzens doppelt darüber, daß gerade sie so viel Eindruck auf diesen sicher sehr verwöhnten Herrn gemacht hatte.

„Und sehen Sie sich nach gar keiner Beschäftigung um, Herr Lederer?“ fragte sehr höflich Herr Girk.

Jetzt sah sich Karl gezwungen, drauf los zu lügen. Er log im allgemeinen niemals, nur um aufzuschneiden oder aus Freude an der Lüge. Aber er war doch nicht Mann genug, um sich durch die Wahrheit freiwillig eine Blöße zu geben. Und er fühlte instinktiv, daß er nicht nur in den Augen dieser schlichten Leute sondern auch in denen Helenens an Wert verlieren würde, wenn er sich als Müßiggänger, der dem lieben Herrgott die Zeit stahl, bekannte.

„Ich sehe mich vorläufig ein wenig im Bankfach um und bin Volontär in einem unserer ersten Bankhäuser, dessen Chef ein Jugendfreund meines Vaters war. Komme ich wieder nach Berlin zurück, so können mir die Erfahrungen, die ich da sammle, sehr wertvoll werden. Bleibe ich hier, so werde ich mich ganz dem Bankfach widmen.“

Dann gab er dem Gespräch rasch eine andere Wendung.

25. Kapitel

Männertreue

Als er sich zum Gehen bereit machte, wurde er warm und herzlich eingeladen, recht bald wieder zu kommen. Während Herr und Frau Girk vorauseilten, um die schlecht beleuchtete Treppe zu erhellen, war er, die anderen Kinder sich schon zurückgezogen hatten, einen Augenblick mit Helene allein.

„Darf ich hoffen, Sie recht bald wieder zu sehen?“ flüsterte er erregt dem Mädchen zu.

Und in holder Verwirrung stammelte Helene:

„Kommen Sie doch bald wieder zu uns.“

„Liegt Ihnen denn daran, Fräulein Helene?“

Das Mädchen sah ihn scheu von der Seite an, errötete über und über, nickte bejahend und rannte dann aus dem Zimmer. — —

Voll von beseeligenden Gefühlen wandelte Karl wie im Traum verloren, die Straßen entlang.

Er fühlte sich jung und stark und lebenslustig wie noch nie, am liebsten wäre er im Galopp die Straße entlang gerast. Und rein und gut fühlte er sich, wie schon lange, lange nicht.

„Helene,“ flüsterte er ein über das anderemal, „Helene, du süßes, liebes Kind, du! Wenn ich dich mir erobern könnte fürs ganze Leben, an deiner jungen Brust würde ich genesen, würde ich vergessen, würde ich wieder streben lernen.“

Karl war auf und ab gelaufen, ohne zu wissen wohin.

Als er aufblickte, sah er, daß er sich gerade vor dem Eingang zum Madison Square Dachgarten befand, wo allabendlich ein leichtgeschürztes Singspiel mit wenig Handlung und viel schönen Mädchen gespielt wurde.

Die Vorstellung war längst zu Ende, soeben erschienen lachend, kichernd und lärmend all die Künstler

und Künstlerinnen, unter letzteren eine ganze Schaar bildsauberer, junger Dinger.

Amüsiert mischte sich Karl in die Gruppe.

Ein heißer Blick aus den Augen eines brünetten kleinen Mädels voll Bewegung und Rasse traf ihn. Ihre Blicke kreuzten sich. Er sah sie von oben bis unten an, sie ihn. Beide schienen zufrieden zu sein.

An der nächsten Straßenecke trennte sich das hübsche Ding von ihrer Begleitung und fünf Minuten später tänzelte sie am Arme Karl Lederers einem fashionablen Restaurant in der Sechsten Avenue zu, wo es gute Weine und feurige Zigeunermusik gab.

Und Karl Lederer, der „unbedingt“ am anderen Tag hatte mit der Arbeit beginnen wollen, erwachte erst zu später Nachmittagsstunde mit wüstem Kopf und hämmernden Schläfen.

Der kleine Kobold vom Abend vorher hatte ihn soeben verlassen. — —

26. Kapitel

In Coney Island

Ein Sonntag am Ende des Monats September, wie er schöner wohl nirgends existiert, als im Osten der Vereinigten Staaten.

Die Sonne entfaltete nochmals ihre ganze Kraft, aber dabei war die Luft klar und rein und ein frischer Abendwind von der See her hob die Unannehmlichkeit der hohen Temperatur auf.

Coney Island war mit Menschenmassen gefüllt, wie sonst nur im Hochsommer. Ganz New York freute sich des schönen Sonntags und die bange Ahnung, daß Ausflüge und Spaziergänge im Freien nun doch bald ein Ende haben und bald kalte Stürme die Menschen in ihre Wohnungen fegen würden, trieb Hunderttausende hinaus nach der See, nach Coney Island, dem Dorado der großen und kleinen Kinder, der kulturfernen Groß-

städter, die nicht Einsamkeit und Beschaulichkeit, sondern turbulente Fröhlichkeit, Tamtam und Lärm haben wollen.

Mit jener überlegenen Freude, die darin besteht, daß man sich über die Unterhaltungswut anderer amüsiert, gingen Helene und Karl Arm in Arm die Surf Avenue in Coney Island entlang.

Um ein Uhr waren sie nach Brighton Beach gefahren, hatten dort auf der Hotelterasse gespeist und waren dann nach Coney Island gegangen. Und nun hatten sie den ganzen Nachmittag und Abend vor sich, allein, ungestört, unbeobachtet.

Es war Karl nicht leicht geworden, dieses Arrangement so herbeizuführen. Herr Girk ließ nicht wie so manche andere Eltern seine Tochter allein Ausflüge in Herrenbegleitung machen, und am allerwenigsten in Begleitung Lederers, dessen Neigung für Helene auch ihm und seiner Frau auf die Dauer nicht fremd bleiben konnte.

Da hatte denn Karl mit großer Mühe Helene dazu gebracht, ein wenig zu schwindeln und durch List dieses Alleinsein auf viele Stunden herbeizuführen.

Helene hatte eine gleichaltrige Freundin, die ebenso wie sie sich für den Lehrerberuf vorbereitete. Mary Ort, so hieß das Mädchen, war die Tochter einer Witwe, die dem amerikanischen Erziehungsprinzip huldigte, junge Mädchen in ihrer Bewegungsfreiheit nicht zu beeinträchtigen, sondern sie das Leben nach besten Kräften genießen zu lassen.

Als nun Karl, der diese Leute kennen gelernt, Frau und Fräulen Ort gegenüber einmal klagte, daß er absolut keine Gelegenheit herbeiführen könne, sich mit Helene allein gründlich auszusprechen, da war die Empörung der guten Frau groß und sie machte sich sofort anheischig, die Sache zu „fixen“.

Sie lud einfach Helene zu einem gemeinsamen Coney Island-Ausflug für den nächsten Sonntag ein, und

nun hatten weder Herr noch Frau Girk etwas einzuwenden, daß auch Lederer sich anschloß.

Vor wenigen Wochen hätte Helene, die mit rührender Zärtlichkeit an ihren Eltern und Geschwistern hing, den Gedanken, Vater und Mutter auf solche Weise zu hintergehen, weit von sich gewiesen. Jetzt aber waren ihre Sinne schon zu erregt, ihr Wille zu schwach, ihre Liebe zu stark, um nicht selbst ein Alleinsein mit Karl herbeizusehen.

Karl hatte das Mädchen von ganzem Herzen gern und meinte es durchaus aufrichtig mit ihm. Hätte er heute eine Stellung gehabt, die ihn halbwegs ernähren konnte, so würde er nicht einen Augenblick gezögert haben, um Helene anzuhalten.

Es war dies aber vorläufig nicht der Fall und Karl war absolut nicht der Mann dazu, sich zu bezähmen, seine heißen Wünsche zu unterdrücken und den Seelenfrieden des Mädchens, das er liebte, höher zu schätzen, als den Wunsch, sich das junge, blühende Kind zu eigen zu machen.

Vor dem zielbewußten Rouée, dem planmäßigen Verführer, kann sich ein junges Mädchen mit reinen Gedanken viel leichter schützen, als vor dem weichen, gutherzigen Schwächling, der selbst der Verführte seiner Leidenschaft ist.

Mit seinen warmen schönen Augen hatte sich Karl tief in das Herz des Mädchens geschlichen, das gar bald nur mehr von ihm träumte, nur an ihn dachte, nur für ihn lebte. Die erste Liebkosung hatte sie schroff zurückgewiesen, dann wurde sie lässiger in ihrer Abwehr, gab ihm ruhig die kleine, weiche Hand unterm Tisch, erwiderte seinen heißen Druck, ließ sich, in kurzen Augenblicken des Alleinseins, den raschen Kuß auf Wange und Mund gefallen, erwiderte den Kuß. —

Immer leidenschaftlicher und ungestümer wurde er, immer nachgiebiger und erregter sie.

Dazu kam noch der korrumpierende Umgang mit ihren Schulfreundinnen, diesen amerikanischen Mädchen mit einer eigentümlichen, dehnbaren selbstfabrizierten Moral.

27. Kapitel „Moral“

Da war von all den Mädchen, soweit sie nur hübsch genug waren, nicht eine einzige, die nicht ein kleines Verhältnis gehabt hätte. Nicht ein Verhältnis, wie es ein deutsches Mädchen hat, sondern ein „amerikanisches“ Verhältnis. Ein Verhältnis mit all den kleinen Freuden und Plänkeleien sinnlicher Liebe ohne deren äußerste Konsequenz.

Zuerst hatte Helene gestaunt und sich entrüstet, wenn ein Mädchen lachend erzählte, daß sie mit ihrem Liebsten einen Ausflug nach Atlantic City oder sonst wohin gemacht und erst um vier Uhr morgens nach Hause gekommen war. Man hatte sie aber ausgelacht, ihr die „dummen deutschen Ideen“ auszureden versucht und ihr dann ins Ohr getuschelt, wie man als Mädchen alles, alles, alles tun dürfe, bis auf das eine — — —

Und als Helene an diesem schönen, lauen Herbsttag mit Karl davonzog, da ahnte sie, daß ihr dieser Tag süße, heiße Liebkosungen bringen würde, Liebkosungen, die natürlich zu nichts verpflichten und ihre Grenze haben mußten — — —

Gegen vier Uhr nachmittag war es denn doch ein wenig schwül und heiß geworden. Karl und Helene waren den Strand entlang gegangen und zum Parkway Park gekommen. Tausende von Menschen tummelten sich fröhlich im Sand und im Wasser und Karl schlug vor, sich Badeanzüge auszuborgen und ebenfalls in die See zu gehen.

Zuerst sträubte sich das blonde Mädchen, dann gab sie nach, da sie ja schließlich keinen vernünftigen Grund zur Weigerung angeben konnte.

Bald darauf gingen beide Hand in Hand den Wellen entgegen, die sich weißschäumend ihnen entgegenwarfen und immer höher den Körper hinaufkletterten, bis eine mächtige Woge sie ganz einhüllte.

Helene jauchzte vor Vergnügen wie ein kleines Kind und Lederer sah sie mit einem seiner verliebtesten Blicke an.

Lieb und süß sah sie aus in dem kurzen Bade-röckchen und den schwarzen Seidenstrümpfen, die sich eng an ihre schlanken, wohlgeformten Beine schmiegt.

Einem plötzlichen Impuls folgend, schlang Karl seine Arme um ihren jungen, weichen, schönen Körper, preßte sie fest an sich und trug sie weiter ins Wasser hinein.

Badefreiheit, die auch in diesem sonst so prüden Lande geduldet ist —

Helene war so namenlos verwirrt, daß sie nicht abwehrte, als ihr Körper so eng an den seinen gepreßt war. In holdseliger Verwirrung errötete ihr liebes Gesicht und nur ihre Augen suchten fast hilfeflehend die seinen.

Es lag so viel rührende Scham, so viel weiche Liebe in diesem Blick, daß Karl die Leute um sich her vergaß, seine Lippen auf die ihren preßte und flüsterte:

„Du mein Lieb, Du, Du mußt meine süße, liebe Lebensgefährtin werden — —“

Und es war ihm ernst, sehr ernst um diesen Wunsch. Jäh loderte das Gefühl der äußersten Opferwilligkeit in ihm auf, das heiße Wünschen, dieses Mädchen namenlos glücklich zu machen, jeden Kummer, jede Sorge von ihr fernzuhalten. — —

Hand in Hand bewegten sie sich durch das Gewühl der Buden und Tingeltangel.

Ihr war das junge Herz so übervoll, daß sie nicht sprechen, sondern nur glücklich lächeln und ihm zuhören konnte.

Er sprach, und was er sagte, war ein seltsames Gemisch aus Wahrheit, Illusion, Phantasterei und Sentimentalität.

Er erzählte ihr von seinem Leben, wie so viele Frauen schon seinen Weg gekreuzt, niemals eine die Offenbarung geworden sei, bis jetzt, wo er sie, Helene, gefunden hatte.

Er sprach mit Entrüstung von sich selbst, wie er bisher ohne feste Ziele und Zwecke durchs Leben gewandert war und die Zeit vertrödelt hatte, nun aber arbeiten, eisern arbeiten wollte, um sich und ihr ein Heim, ein Glück aufzubauen. Von seinen guten Verbindungen sprach er, wie es ihm überhaupt nicht fehlen konnte, wie er am nächsten Tag schon eine der vielen Stellungen annehmen wollte, die ihm offen standen. Zahlen schwirrten hin und her, er malte sein Heim mit lebhaften Farben aus, entwarf Pläne über die Art und Weise, wie sie leben, sich amüsieren, reisen, lesen wollten — — —

Und das junge unerfahrene Ding hört ihm mit gläubiger Andacht zu, erwiderte den schmerzhaften Druck seiner Hand und war voll von bräutlichen, seligsinnlichen Gefühlen.

28. Kapitel

Versuchung

Dem Sturm tiefinnerlicher Gefühle folgte die unbändigste Heiterkeit. Und die führt natürlich in Coney Island unwiderruflich nach Dreamland und Lunapark.

Eine Sehenswürdigkeit nach der anderen klapperten Karl und Helene ab, sie sahen die Schöpfung der Welt mit Adam und Eva in Schwimmhosen, bewunderten die halbfertigen Babies im Incubator, fuhren in der Gondel durch Venedig und schossen schreiend und ausgelassen wie Kinder die eigenartigen Rutschbahnen entlang, die wahre Meisterwerke der Technik sind. Und immer blieben sie eng aneinandergedrückt und immer heißer wurde ihr Blut, immer traumähnlicher ihr Wollen — — —

Selbst die größte seelische Erregung kann das Körperliche nicht ganz ausschalten.

Sowohl Karl als auch Helene begannen ganz gehörigen Appetit zu spüren und die Magenfrage wurde erörtert.

Bei Feltmann und bei Henderson war es mächtig überfüllt, und die jungen Leute hatten durchaus keine Lust, gedrängt und unbehaglich zu sitzen. So wurde denn beschlossen, wieder zurück nach Brighton Beach oder vielleicht gar nach Manhattan Beach zu fahren, wo die Überfüllung wohl nicht so arg sein würde.

Als die Beiden aber dorthin gingen, wo Wagen stehen, die den Verkehr nach Brighton vermitteln, kamen sie an einem kleinen Hotel vorbei, das mit seinem hellen Anstrich und den roten Blumen im Vorgarten einen recht freundlichen Eindruck machte und nicht sehr voll zu sein schien.

Kurz entschlossen gingen sie in den Restaurationsaal und fanden richtig einen Ecktisch, an dem man ziemlich ungestört sitzen konnte.

Behaglich plaudernd verzehrten sie das unvermeidliche Porterhousesteak — das Einzige, was man in echt amerikanischem Restaurant ohne allzu großes Risiko bestellen kann — und tranken eine Flasche Rotwein dazu, die dem Preise und der Etikette nach aus Bordeaux hätte kommen müssen, in Wirklichkeit aber nach etwas herbem California schmeckte.

„Weißt du was, Lieb,“ sagte Karl, während er sich behaglich zurückstreckte, „nun wollen wir unsere heimliche Verlobung bei einer Flasche Sekt feiern, zu der wir Krachmandeln und Rosinen knabbern und fleißig nach Vielliebchen suchen wollen.“

Helene, der der Cocktail vor dem Essen und der Rotwein ein ganz klein wenig zu Kopf gestiegen waren, war durchaus einverstanden. Gerade wie aber Karl dem Kellner winkte, trat ein mißlicher Zwischenfall ein. Ein entschieden angetrunkener Herr trat mit einer

unmöglich aussehenden, zerzausten und zaundürren Dame ein, und da alle anderen Tische jetzt besetzt waren, setzten sie sich zu Karl und Helene.

Lederer schnitt eine wütende Grimasse und sagte halblaut zu Helene, daß er unter solchen Umständen auf den Sekt verzichten müsse.

In diesem Augenblick beugte sich der Geschäftsführer oder Besitzer des Lokales, der die Bemerkung gehört hatte, zu Lederer hin und flüsterte ihm mit einem etwas unverschämten Lächeln ins Ohr:

„Wenn Sie mit der Dame lieber allein sein wollen — wir haben sehr hübsche Zimmer für drei Dollars zu vermieten.“

Helene hatte nichts gehört.

Karl kämpfte nur einen Augenblick mit sich selbst, dann überkam es ihn siebend heiß, eine Blutwelle drang ihm vom Herzen zum Kopf, er atmete schwer, nickte dem Wirt zu und sagte heiser und keuchend zu Helene:

„Komm, Lieb, wir wollen nach oben gehen, der Wirt will in einem Extrazimmer für uns allein servieren.“

Sie gingen die Treppe hinauf, auf der gerade mehrere Pärchen nach abwärts gingen.

Helene wurde es eigenartig beklommen zu Mute, ihre Knie zitterten, aber sie sah keinen Grund zur Furcht und ging Karl und dem Kellner nach.

29. Kapitel

Verführt

Der Kellner sperrte eine Tür auf und das junge Paar betrat einen Raum, dessen geschlossene Jalousien ein tiefes Dunkel verbreiteten.

Unterwegs schon hatte Karl dem Kellner die Bestellung gegeben, so daß sie jetzt allein waren.

Verwundert sah sich Helene um, dann stieß sie

einen leisen Schrei aus, zog Karl heftig am Arm und sagte mit fast schluchzender Stimme:

„Komm, ich bleibe hier nicht. Komm sofort weg von hier.“

Ihre Augen hatten in der einen Ecke des dürftig möblierten Zimmers ein breites weißes Bett erblickt. Sie befanden sich also nicht in einem Separatgasträum, sondern in einem Hotelzimmer.

Karl war ihrem Blick gefolgt, schlang seinen Arm um sie und sagte mit sanfter, weicher Zärtlichkeit:

„Ängstigt dich das Bett, mein Schatz? Geh, sei nicht dumm, das Bett kann uns doch nicht hindern hier am Tisch gemütlich allein eine Flasche Champagner zu trinken.“

Helene riß sich aber los, eilte zur Tür und sagte bebend:

„Karl, wenn du mich wirklich liebst, so gehst du gleich weg mit mir.“

Karl Lederers Begehren war aber so heiß und wild geworden, daß er jede weiche Rücksicht in sich unterdrückte. Er war seiner Sinne nicht mehr Herr, er war keines vornehmeren Gefühls mehr fähig, sondern wollte nichts, als dieses junge schöne Kind an sich reißen und sich zu eigen machen.

Und er tat das, was Männer in solchen Fällen gewöhnlich zu tun pflegen und was seine Wirkung fast nie versagt. Er spielte den Gekränkten.

„Gut, gehen wir,“ sagte er kalt. „Ich werde aber niemals vergessen, wie sehr du dich nach dem Alleinsein mit mir sehnst und welch Vertrauen du in meine Ehrenhaftigkeit setzt. Ich dünkte denn doch, daß du mich so weit kennen solltest, um ohne Angst und Bedenken mit mir an irgend einem Orte allein zu bleiben.“

Und Helene, die schon die Hand auf dem Türdrücker hielt, ging zurück, auf ihn zu, legte ihre Hände auf seine Schultern und sagte schlicht und einfach:

„Gut, mein Karl, bleiben wir. Ich vertraue mich dir an.“

Der Kellner brachte eine Schüssel mit Obst und „Studentanfutter“ und den Sektkübel. Er entkorkte die Flasche, schenkte die ersten Gläser ein und entfernte sich dann diskret, nachdem ihm Karl noch rasch eine Zehndollarnote zur Begleichung der Zeche in der Höhe von zirka sechs Dollars in die Hand gedrückt hatte.

Nun waren sie allein.

Sie tranken den süßen, feurigen Wein, tauschten die Gläser, wie es Verliebte zu tun pflegen, aßen Viel Liebchen, küßten sich züchtig mit gespitzten Lippen, scherzten und lachten.

Allmählich aber wurde Karl ungestümer und dreister. Immer näher rückte er einen Stuhl an den Helenens heran, immer wilder und verwegener wurden seine Liebkosungen, immer heißer seine Worte.

Wohl wehrte Helene ab und entschlüpfte mehr als einmal lachend seinen Armen, aber ihr Widerstand war nicht mehr ganz ernsthaft. Auch ihre Sinne waren umnebelt, auch ihr kreiste das Blut machtvoll in den Adern.

Schwächer und schwächer wurde ihre Abwehr, wilder auch ihr Küssen, bis sie in grenzenloser Hingabe an seiner Brust hing und sich ihr Atem vermischte. — — — —

Wirr und bleich erhob sich das junge zum Weib gereifte Mädchen. Scheu blickte sie um sich, dann setzte sie sich an den Rand des Bettes, stützte das Köpfchen in die Hände und begann zu schluchzen. Herzerreißend, bitterlich zu schluchzen.

Karl aber kniete neben ihr nieder, wiederholt seine Schwüre und Beteuerungen, nannte sie hundertmal „mein geliebtes Weib,“ küßte ihr die Tränen weg und überflutete sie mit seinen sanftesten, zärtlichsten Worten, bis sie unter Tränen lachte und ihren blonden Kopf

an seinen Schultern barg, zerknirscht und selig, in tiefster Scham und höchstem Glück — — — — —

Lange nach Mitternacht war es, als sie zu Hause in der Achtundzwanzigsten Straße, angelangt waren. Und wortlos und lange standen sie in dunkler Flur einander gegenüber. Karl mit ein wenig verhaltener, uneingestandener Ungeduld, weil es ihn drängte, nach den Ereignissen dieses Tages mit sich allein zu sein, Helene, weil sie den teuren Geliebten nicht gehen lassen konnte.

Noch ein heißer, langer Kuß, dann gingen sie auseinander. Helene hinauf nach ihrem Zimmer, in dem sie mit einer jüngeren Schwester zusammen schlief, gestern noch ein harmloses, unschuldiges Kind, heute eine Wissende, ein Weib, ein Mädchen, das die so oft anempfohlenen Grenzen nicht hatte einhalten können. Karl Lederer mit dem satten, reichen Gefühl des Frauenbezwingers und voll von ehrlicher Liebe zu dem schönen, vertrauensvollen Kinde — —

11. Kapitel

Gesangverein „Eichenlaub“

Der Gesangverein „Eichenlaub“ feierte sein Stiftungsfest im großen Saal des Terrace Garden.

Es war gesteckt voll, ein erheblicher Teil der deutschen Prominenz, der wirklichen und der gewollten, hatte sich eingefunden. Die Herren in Frack, die Damen in hellen Kleidern. Nicht durchwegs, sondern hier und da sah man auch einen unmöglichen Straßenanzug oder eine Dame mit schwarzem Kleiderrock und weißer Bluse. Verhältnismäßig wenig junge Leute, da die heranwachsende amerikanisch-deutsche Jugend ihre eigenen Wege wandelt und von den Vergnügungen der Eltern nicht allzuviel hält.

Es ging heiter und etwas zu geräuschvoll zu, wie in jeder mittleren deutsch-amerikanischen Gesellschaft.

Abgemühte, verblaßte und verwiterte Frauen, den Kopf voll von häuslichen Sorgen, oft und laut lachend, um zu zeigen, daß man sich königlich amüsierte, mehr oder weniger dicke Herren mit mehr oder weniger geröteten Gesichtern und oft nicht ganz aufrechtem Gang. Bierbrauer oder deren Vertreter, wohlhabende Grocer und Fleischer, einige deutsche Tammanypolitiker, die sich zeigen müssen, Journalisten und Ärzte in großer Anzahl. Jene Vereinsärzte, die sechs, sieben und mehr Vereinen, Verbänden und Logen angehören, überall, nur nicht zu Hause zu treffen sind, unermüdlich Toaste ausbringen, schwungvolle Festreden halten können und den Vereinsparlamentarismus viel besser beherrschen, als die Arzneikunde.

Die Vereinsreporter waren, wie gesagt, in großer Anzahl vertreten, sowohl die der deutschen, wie die der amerikanischen Zeitungen. Die letzteren ließen sich von irgend einem der Vorstandsmitglieder die Liste „hervorragender“ Anwesender geben und gingen dann, die ersten hatten es nicht so leicht, die mußten bis zum letzten Moment ausharren, um der Prominenz gerecht zu werden.

Zu ihnen drängten sich die Herrschaften, die sterben, wenn sie ihren Namen nicht in der Zeitung finden, wie die Motten das Licht. Jeden Augenblick stürzte einer auf diesen oder jenen Reporter hin, jeder wurde mit überströmender Liebenswürdigkeit zum „Doktor“ gemacht, jeder zur Bar hingezerrt oder zu dem Tisch, an dem das große Licht mit seiner Familie saß.

Wird der große Mann dann am nächsten Tag nett erwähnt, so zuckt er die Achseln, brummt, daß er sich nicht gerne in der Zeitung herumschleifen lasse und — kauft dreißig Nummern der betreffenden Zeitung, von denen dann ein großer Teil unter Kreuzband nach drüben, nach Kyritz oder nach Posemuckel, wandert, wo Basen, Vettern und Freunde sich auch ein wenig der Berühmtheit ihres amerikanischen Vettters oder Freundes erfreuen dürfen.

Wird er gar nicht erwähnt, so wird die Zeitung flugs zum „Wurstblatt“, das überhaupt gar nichts bringt, bekommt er einen kleinen boshaften Hieb, dann verwissert sich die prominente Persönlichkeit sehr vorsichtig, ob hinter der Bosheit nicht doch eine Schmeichelei versteckt ist. Ist das aber wirklich nicht der Fall, so brüllt der Herr bei der nächsten Monatsversammlung über die „Zeitungschmierer“, die er am liebsten ausgeschlossen sehen möchte.

Soeben wackelt ein dicker Herr mit einem weißbewesteten Bäuchlein quer durch den Saal auf einen Reporter zu, der wie ein Mittelding von Schullehrer und königlich preußischem Subalternbeamten aussieht, umarmt ihn zärtlich, versichert, daß es ihn unendlich freue, den Herrn Doktor hier zu sehen, dessen geistvolle Vereinsberichte er immer schon in der Office lese und fordert ihn zu einem Spaziergang zur Bar auf.

Der Reporter aber, der einerseits nichts verträgt, anderseits von dem Gefühl durchdrungen ist, wehrt sanft aber höflich ab und versichert, daß die Exponiertheit seiner Stellung ihn veranlasse, sich nicht allzuoft an der Bar zu zeigen.

So muß denn der prominente Herr sein Anliegen sofort vorbringen und der Reporter erfährt, daß der Herr, der Mitglied von achtundzwanzig Gesangs-, Turn-, Skat- und Kegelveinen ist, sich in der nächsten Woche auf einige Tage nach Florida begeben werde.

„Wissen Sie, das interessiert die Leute natürlich sehr, Sie wissen ja, bei meinem Bekanntenkreis. Na, schreiben Sie ein recht nettes Sächelchen darüber. Ich kann Ihnen auch mein Bild gleich geben.“

Und schon entnimmt der dicke Herr seiner Brusttasche eine Photographie, auf der er im Frack mit sämtlichen Vereinsabzeichen auf der biederer Brust abgebildet ist.

Während der Journalist mit der exponierten Stellung sich seine Notizen macht, hat das große Vereinslicht

schon einen anderen Reporter entdeckt, auf den er ebenfalls losstürzt, um ihm die wichtige Neuigkeit mitzuteilen. Da dieser Reporter das Gefühl der Exponiertheit nicht in so starkem Maße hat und auch mehr verträgt, so gehen sie beide nach der Bar ab.

31. Kapitel

Wie Menschen lieben

Unter denen, die höchst amüsiert das Leben und Treiben auf einem deutsch-amerikanischen Vereinsfeste studieren, befindet sich auch Lederer.

Da Herr Girk der Dirigent dieses Vereines ist, so hat er sich Herrn Girk, Frau Girk und Helene angeschlossen.

Nachdem der gesangliche Teil des Programms beendet war, trat die ungebundenste Heiterkeit in ihre Rechte. Die Stühle wurden hinausgeräumt, eine Kapelle spielte lustige Weisen auf und die Paare begannen sich im Tanze zu drehen.

Helene war schöner als je zuvor. Ihre jugendliche Gestalt war voller und üppiger geworden, die Lippen waren brennender und die Augen leuchtender. Nur daß aus ihnen nicht mehr der unschuldsvolle, heitere Sinn des Kindes blickte, sondern heiße, verzehrende Leidenschaft — — —

Während sie so dahinschwebten, flüsterte er ihr galant in das kleine rosige Ohr:

„Süß bist Du heute wieder, Lieb, einfach zum Aufessen.“

Um ihren Mund zuckte es, sie runzelte die Stirne und schloß die Augen.

Dann sagte sie fast hart:

„Karl, Liebenswürdigkeiten kannst du dir mir gegenüber ersparen. Sag mir lieber, ob du mich wirklich noch immer liebst, ob du mir treu bist, ob du an dein Gelöbniß noch denkst.“

Und Karl beugte sich zu ihr hinab und beteuerte seine grenzenlose Liebe, seine Treue und sein heißes Sehnen, sie zu seinem Weibe zu machen. Da leuchtete es in ihren Augen wieder fröhlich auf, sie preßte sich eng an ihn und stammelte:

„Du mein Geliebter, mein Alles, mein Gott du!“

Sechs Wochen waren nun seit jenem Sonntag vergangen, da sich Helene ihm im Rausch der Sinne hingegen hatte, und in diesen Wochen hatte sie immer wieder vergeblich gegen sich selbst gekämpft. Immer wieder war sie scheu wie ein gehetztes Reh zu ihm geeilt, und immer wieder hatte sie schluchzend an seiner Brust gelegen und gefragt:

„Karl, wirst du mich niemals verlassen, wirst du mir meine Ehre wieder geben?“

Noch hatte Karl das junge, schöne Kind nicht über, noch liebte er sie aufrichtig, noch dachte er nicht an Trennung.

Aber immerhin — sechs Wochen sind für das Liebesleben eines so flatterhaften Menschen eine ziemlich lange Spanne Zeit. Karl liebte Helene noch, aber seine Stürmischkeit, die Leidenschaft seiner Gefühlausbrüche ließ nach. Er bettelte nicht mehr, wenn sie wegging, sie möge ihm noch zehn, noch fünf Minuten schenken, im Gegenteil, oft erinnerte er sie daran, daß sie gehen müsse, um zu Hause keinen Verdacht zu erwecken.

In seinen Träumen und Phantasien begann er schon an andere Frauen zu denken. Am Anfang dieses Verhältnisses hatte er mit seiner üppigen, zügellosen Phantasterei sich ein glückliches, bescheidenes Heim mit Helene als Luftschloß aufgebaut. Er malte sich aus, wie er eine gute Stelle bekommen, Helene heiraten und mit ihr friedlich leben würde. Er sah sich schon von kleinen blonden Kindern umgeben, sich selbst als ernsten, strebsamen Gatten und Vater, dem die Vergangenheit nur mehr wie ein wüster Traum erschien.

Bald aber wechselten die Bilder seiner Phantasie. Helene trat in den Hintergrund, es entstanden wieder Luftschlösser voll wilder Pracht, raffiniertem Luxus und orientalischer Üppigkeit.

Stellung hatte Karl noch immer nicht gefunden, oder besser gesagt, nicht gesucht, und sein Geld, das Blutgeld, schwand mit unerhörter Geschwindigkeit dahin. Fast dreitausend Dollars waren es Ende Juni gewesen, und jetzt, Mitte November, waren es kaum vierhundert.

Helene hatte ihn oft gebeten, sich doch nach ernster Arbeit umzusehen, um sein Versprechen wahr zu machen und sie heimführen zu können. Immer wieder aber hatte er sie vertröstet und beschwichtigt, ihr von großen Hoffnungen vorgeschwindelt, von gewaltigen Plänen, die sich demnächst realisieren würden. Und Helene war einerseits zu zartfühlend und taktvoll, anderseits zu verliebt, um weiter in ihn zu drängen.

Sie vertraute ihm noch ganz und voll, und selbst wenn mitunter ein leises Mißtrauen in ihr rege wurde so schwand dies doch wieder dahin, wenn sie in seinen Armen lag und er sie mit seinen Liebkosungen betäubte.

32. Kapitel

Ein Korb

Karl führte Helene an den Tisch, an dem ihre Eltern saßen.

Forschend sah Frau Girk in das errötete Gesicht mit den flammenden Augen. Mit dem Instinkt der Mutter ahnte sie unbewußt, daß ihrer Tochter von dem jungen Mann, der fast täglich bei ihnen war, irgend eine Gefahr drohte. So unbewußt aber, daß sie diesen Verdacht in keiner Weise begründen konnte.

Mehrmals schon hatte sie ihrem Gatten gegenüber ihre Bedenken geäußert, aber dieser hatte immer nur dieselbe Antwort gehabt:

„Unsinn, Alte, dieser Lederer ist ein hochanständiger Mensch, und wenn er es auch nicht wäre, so

ist es doch unsere Helene. Übrigens — falls er wirklich Absichten auf das Mädchen hat, na dann wird er sie eben heiraten, das ist ja auch noch kein Unglück.“

Am Tische des Dirigenten Girk ging es recht lebhaft zu. Die Vereinsmitglieder und aktiven Sänger kamen, um ihrem Dirigenten die Hand zu schütteln, und die jüngeren männlichen Jahrgänge schwirrten herbei, um einen Blick aus den schönen Augen Helenens aufzuschnappen. Die verschiedenen Tanzaufforderungen lehnte sie ab. Nur von ihm, ihrem Geliebten, wollte sie sich umfassen lassen.

Unter denen, die am Tische Platz nahmen, befand sich auch ein junger deutsch-amerikanischer Rechtsanwalt Namens Heinrich Sarmond. Ein netter, kluger, etwas wohbeleibter Herr, der in Helene auf Tod und Leben verliebt war und ernsthaft um sie anzuhalten gedachte.

Er drängte sich jetzt neben Helene hin:

„Grüß Gott, kleines, schönes Kind, ich habe Sie die längste Zeit nicht gesehen. Schnell geben Sie mir das Patschhändchen zum Willkomm!“

Helene legte aber nicht, wie sie es sonst getan hätte, ihre kleine, schneeweiße Hand in seine Rechte, sondern errötete leicht, warf blitzschnell ihrem Karl einen zärtlichen, lustigen Blick zu, bemerkte die entgegengestreckte Hand nicht und gab dem Gespräch rasch eine harmlose Wendung.

Dr. Sarmond hatte den Blick aufgefangen und begriff sofort die ganze Situation. Sentimental, wie er trotz seines Embonpoints war, versank er in tiefen Weltschmerz, wurde wortkarg und verstimmt und beschloß schließlich, sich noch heute Gewißheit zu verschaffen.

Als er aber wirklich durchsetzte, daß Helene ihm einen Tanz gab, und er sie mit ernstern Worten fragte, ob ihr Herz noch frei sei und sie seine Frau werden wolle, da erfuhr er die Wahrheit.

Mit feuchten, tränenverschleierten Augen sah sie ihn an und sagte leise:

„Nein, Doktor, mein Herz ist nicht mehr frei, und ich kann nur mehr die Frau des Mannes werden, den ich liebe.“

Helene wollte durch diese Worte durchaus nichts von ihrem Geheimnis verraten. Aber irgend etwas in dem Ton, in dem sie die Worte hervorgebracht hatte, machten Dr. Sarmond, der sich nicht mit Unrecht für einen Psychologen hielt, stutzig.

Der zärtliche, warme Blick vorhin, die Worte, „ich kann nur mehr die Frau des Mannes werden, den ich liebe“, brachten ihn auf die richtige Fährte. Es wurde ihm eigentümlich zu Mute, nicht nur der Schmerz über den Korb, den er bekommen hatte, sondern auch Angst um das liebe, holde Kind bedrückte ihn, er preßte ihren Arm ein ganz klein wenig und sagte sehr ernst:

„Fräulein Helene, wenn ich schon darauf verzichten muß, Sie ganz mein Eigen zu nennen, so lassen Sie mich doch wenigstens Ihren Freund sein. Und wenn jemals ein Kummer Sie bedrücken sollte, so denken Sie daran, daß Ihnen jemand lebt, für den es köstlich wäre, Ihnen nützen und helfen zu dürfen.“

Als sie wieder am Tische saßen, da sah sich Dr. Sarmond seinen jungen, glücklicheren Rivalen genau an. Er studierte dessen Gesicht, lauschte jedem seiner Worte, begann mit ihm ein Gespräch, um ein wenig aus seiner Vergangenheit herauszuholen.

Trotz seiner instiktiven und höchst begreiflichen Aversion gegen Lederer, konnte er an ihm nichts aussetzen.

Benahmen tadellos, liebenswürdig, heiter, scheinbar offen. Vorzügliche Familie, warscheinlich Schulden und Spielfaffären, etwas faul und unpraktisch, etwas Schwerenöter und Frauenjäger — alles in allem aber ein angenehmer Mensch, dem man schwer Gram sein konnte.

Das war das Resumee, das der junge Rechtsanwalt aus seinen Betrachtungen und Beobachtungen zog.

Ein unangenehmes Gespräch

Einige der Herren am Tisch sprachen von einer Fischpartie, die sie am nächsten Sonntag unternehmen wollten, und während der eine den Fischfang im Sommer anziehender fand, erklärte der andere, Spätherbstpartien vorzuziehen.

Karl, der ebenfalls eingeladen wurde, wehrte ab und sagte etwas leichthin und spöttisch:

„Erstens habe ich in meinem Leben weder Angel noch Netz ausgeworfen und zweitens muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich eine prinzipielle Aversion gegen diesen Sport habe, der mir immer etwas geistesstörend und blödsinnig vorgekommen ist.“

Verwundert warf Helene ein:

„Aber Karl — oh Pardon — Herr Lederer, Sie sind doch selbst im Sommer spät Nachts vom Fischen heimgekehrt.“

Und als er sie verwundert ansah und „Ich? Davon weiß ich wirklich nichts,“ erwiderte, da fuhr sie fort:

„Nun, damals, als ich das Vergnügen hatte, Sie zum erstenmal zu sehen.“

Dann erzählte sie Dr. Sarmond, der neben ihr saß, lachend die Geschichte ihrer Bekanntschaft, während Karl Lederer mit verzerrtem Lächeln da saß und abwechselnd hohe Röte und Leichenblässe sein Gesicht überzog. Er hätte sich in diesem Moment selbst für seinen Mangel am Geistesgegenwart und Gedächtnis prügeln können.

„Das war damals in der Nacht, als der arme Buchmacher in der Achtzehnten Straße ermordet wurde,“ schloß Helene ihre Erzählung. Und Karl tat nun das Dummste und Unüberlegteste, was er nur tun konnte. Gereizt, fassungslos und scharf sagte er:

Na, wissen Sie, Fräulein Helene, ich finde es nicht gerade sehr geschmackvoll, unsere Bekanntschaft immer mit einem Raubmord in Verbindung zu bringen.

Der Ton, in dem diese Worte gesprochen waren, war so schroff, daß Helene purpurrot wurde und Dr. Sarmond einen überaus überraschten Blick auf den jungen Mann warf.

Schließlich konnte er sich aber diese Schroffheit nur als Zeichen eines etwas übertriebenen Feingefühls auslegen, und er gab dem Gespräch rasch eine neue Wendung.

Karl sah sofort die maßlose Dummheit seiner Bemerkung ein und versuchte den Eindruck seiner Worte Helene gegenüber dadurch zu verwischen, daß er doppelt zärtlich und lieb mit ihr war. Und als sie sich verabschiedeten, da sah er sie lockend und lüstern an und flüsterte:

„Kommst du morgen nachmittag zu mir?“

Und sie schloß halb die Augen, errötete tief und hauchte verwirrt:

„Ja, du mein Geliebter, ich komme!“ — —

Dr. Sarmond aber saß noch lange, bis zum grauenden Morgen, in seiner Wohnung am Schreibtisch und grübelt über sich und sein Leben nach. Jetzt erst, allein mit sich selbst, rückblickend, fühlte er den tiefen Schmerz, der ihm geschehen war, und er biß sich auf die Lippen, um nicht laut aufzuschreien.

Schließlich nahm er Papier und Schreibzeug und richtete an einen ihm befreundeten und geschäftlich verbundenen Rechtsanwalt in Berlin das dringende Ersuchen, sich sorgfältig und genau nach dem Vorleben des Dr. jur. Lederer, ehemaliger Referendar und Sohn des vor mehreren Jahren verstorbenen Landgerichtspräsidenten zu erkundigen.

Dann legte er sich seufzend zu Bett und dachte daran, wie einsam es nun, wo er wußte, daß Helene ihm verloren war, um ihn her und in ihm werden würde.

34. Kapitel

Hoffnungen

„Ich habe etwas für Dich, alter Junge, komm heute abend so gegen neun Uhr nach der Scheffelhalle an der Dritten Ave., nahe 18. Straße. Ich werde Dich mit einem Herrn bekannt machen, der vielleicht auf Deine Dienste reflektiert. Dein Georg Winzer.“

Karl Lederer atmete tief auf, als er diesen Brief bekam.

„Donnerwetter — das wäre ein Rettungsanker in höchster Not,“ murmelte er vor sich hin und ging mit großen Schritten in seinem elegant möbliertem Zimmer auf und ab.

Es war wirklich die höchste Zeit.

Abermals waren vier Wochen dahingegangen und noch immer hatte Karl keine Stellung, keinen Verdienst gefunden. Wohl aber war sein winziges Vermögen noch mehr zusammengesmolzen, derart sogar, daß er es in Gestalt eines einzigen Hundertdollarscheines und etwas Kleingeldes heute bequem in der Hosentasche bei sich herumtragen konnte.

Aber nun konnte es ihm ja nicht mehr fehlen. Heute noch würde er eine gute Stellung bekommen — eine andere würde ihm Georg doch schwerlich anbieten — die Stellung würde sich von Monat zu Monat verbessern, er würde rasch nach oben kommen und bald in der Lage sein, so zu leben, wie es seinem Geschmack entsprach.

Vor allem eine größere und elegantere Wohnung, ein Automobil, einen feinen, graziösen Selbstfahrer, und dann ein paar wilde, tolle Nächte mit den kleinen Mädeln vom Casinotheater.

Karl war unlängst bei einer Premiere im Casinotheater gewesen und er war über so viel Schönheit, Formvollendung und Grazie, wie er es da auf der Bühne sah, einfach baff gewesen. Heiß war es damals

in ihm aufgestiegen und er hatte den brennenden Wunsch gehabt, fünf, sechs, sieben von den kleinen Teufelinnen im Chor einzuladen und einmal wieder so ausgelassen und fröhlich zu sein, wie er es vor seinem Sturz in der lustigen Berliner Referendarzeit gewesen war.

Das ging aber nicht, denn Karl wußte ganz gut, daß bei solchen Scherzen in New York ein paar hübsche Banknoten daraufzugehen pflegen, und so verrückt wollte er denn doch nicht sein, um nach einer vergnügten Nacht als Bettler mit leeren Taschen wieder aufzuwachen.

Nun aber, wenn er erst die Stellung hatte, avanciert, wohlhabend, reich geworden war, dann —

Karl runzelte die Stirne und blieb stehen.

„Helene,“ murmelte er leise, „Helene, die hätte ja das allererste Anrecht darauf, mein Glück mit mir zu teilen.“

Mit unendlicher Rührung und warmem Herzen dachte er an sein blondes, schönes Mädchen, das von Tag zu Tag ängstlicher und verzagter wurde. Das ihm niemals mit Worten, sondern nur mit ihren großen, rührend treuen und verzweifelten Augen Vorwürfe darüber machte, daß er noch immer nicht für sie arbeiten und kämpfen wollte —

Wäre er jetzt mit Helene zusammengewesen, dann hätte er sie an sich gezogen und sie gebeten, seine kleine Frau werden zu wollen, heute noch, gleich, sofort.

So war sie aber nicht bei ihm und seine Gedanken glitten von ihr ab zu einer anderen Frau, die er kürzlich kennen gelernt hatte, einer schönen, feurigen, geistvollen und weltgewandten Künstlerin vom Deutschen Theater — —

35. Kapitel

Rechtsanwalt Rosenstone

„Gestatten die Herren, daß ich Sie miteinander bekannt mache: Mein Jugend- und Gymnasialfreund Karl Lederer aus Berlin — Herr Rechtsanwalt Dr. Rosenstone, einer der bedeutendsten New Yorker Advokaten.“

Etwas betreten nahm Karl bei den beiden Herren Platz.

Das war also der Mann, der seine Dienste in Anspruch nehmen wollte!

Na, sehr vertrauenerweckend sah er ja nicht gerade aus.

Trotz seiner guten, sicher sogar teuren Kleidung machte dieser Rechtsanwalt Rosenstone den Eindruck unsagbarer Schabigheit und Schmierigkeit. Seine dicke, weiche, formlose Gestalt ließ sich von keinem Bekleidungskünstler der Welt in einen Anzug pressen, das Fett schien überall herausquellen und heraushängen zu wollen.

Das schwarze, fettglänzende Haar schüttete unauhörlich einen Regen von Schuppen auf den Kragen des Rockes, die breiten, derben Hände waren ungepflegt und trotz großer Diamantringe ordinär, die Fingernägel trauerten ihrer verlorenen Reinheit nach, und aus den wulstigen, dicken Lippen lugten indiskret mächtige Goldplomben hervor.

Aber die Nase, die Nase! Die krönte diesen ganzen Bau!

Wie eine krummgeratene Gurke saß sie im Gesicht, oben, am Rücken, fast ebenso breit wie am unteren Ende, gebogen und doch platt geraten war diese Nase, aus der, im Verein mit den kurzsichtigen, schlauen Schweinsäugelchen ein Menschenbeobachter unschwer Habgier, Rücksichtslosigkeit, Gewissenlosigkeit herauslesen konnte.

Winzer hatte durchaus nicht geflunkert, wenn er diesen Rechtsanwalt bei der Vorstellung einen der bedeutendsten genannt hatte.

Rosenstone hatte den Ruf, die unmöglichsten Rechtsfälle durchzudrücken, in allen schmierigen Affairen die fetten Finger zu haben, als Ehescheidungsspezialist unübertrefflich zu sein. Er war bekannt als unerbittlicher Beutelschneider, aber auch als unentbehrlich in allen jenen Fällen, wo es galt, einen Gegner, der das Recht auf seiner Seite hatte, zu Tode zu quälen, zu malträtiertieren, zu foltern.

Rosenstone schreckte vor nichts zurück, wenn nur Geld dabei zu verdienen war. Jeder New Yorker Richter wußte, daß Rosenstone prinzipiell nur mit gekauften, meineidigen Zeugen vor Gericht erschien, jeder Richter wußte, daß jeder Fall, den Rosenstone vertrat, eo ipso faul sein mußte, weil kein ehrlich denkender Mensch, der sich im Rechte glaubt, sich an diesen Advokaten wandte — aber jeder New Yorker Richter schwieg und behandelte Rosenstone mit ausgesuchter Höflichkeit, weil man den Einfluß, die Bosheit und Gefährlichkeit dieses Mannes kannte und fürchtete.

Lederer wußte von alledem nichts, für ihn war nur der abscheuliche Eindruck maßgebend, den Advokat Rosenstone auf ihn machte.

Was ihn aber nicht verhinderte, seine Phantasie blitzschnell auslaufen zu lassen. Er sah sich im Geiste bereits selbst als berühmten Rechtsanwalt, als Teilhaber dieses Mannes, als Zierde des New Yorker Barreaus —

36. Kapitel

Die Idee des Advokaten

Nach einigen allgemeinen, gleichgültigen Phrasen kam Rechtsanwalt Rosenstone ohne weitere Umschweife auf die Affaire zu sprechen, die ihn hierhergeführt hatte.

„Ich will mich ganz kurz fassen, junger Mann, und Ihnen erklären, auf welche Weise wir zusammenkommen könnten. Sie sind also Jurist und kennen das neue bürgerliche Gesetzbuch in Deutschland!“

„Sicher,“ erwiderte Karl selbstbewußt, „ich war ja Referendar und stand unmittelbar vor dem Assessor-examen.“

„Nun gut. Also ich will — übrigens, Sie können ja schon ganz gut englisch, wie mir Herr Winzer versichert hat, also will ich lieber englisch reden, es geht leichter. Also ich will meinem Anwaltsbureau ein neues Departement zufügen und zwar eines für ausschließlich deutsche Rechtsangelegenheiten. Es gibt Tausende von Menschen hier im Lande, die allerlei Sachen mit deutschen Militär- und Gerichtsbehörden zu erledigen haben, und während diese Leute jetzt sich mit irgend einem kleinen, schoflen Winkeladvokaten abgeben müssen, der nichts versteht, will ich diese Sache im Großen betreiben.“

Dazu brauche ich nun einen Mann, der nicht nur im Gesetzbuch und im Abfassen von Gesuchen und Eingaben Bescheid weiß, sondern der auch einen außerordentlich guten, liebenswürdigen und harmlosen Eindruck macht. Nun, Sie scheinen mir wirklich der geeignete Mann zu sein. Ich will Ihnen nicht schmeicheln, aber Sie sehen so brav und gut aus, daß, wenn so ein ehrlicher Dutchmann wegen einer Erbschaft zu uns kommen wird, er mit dem größten Vertrauen der Welt jede Unterschrift geben wird.

Natürlich, Sie verstehen, ich bin kein Wohltätigkeitsinstitut, sondern ich will Geld verdienen. Ich gebe mich nicht mit lumpigen zwei oder drei Dollars ab, sondern ich gehe aufs Ganze. Ich bin ein teurer Mann und bei mir gibts keine „Bargains“.

Karl erklärte sich ohneweiteres einverstanden, zu Herrn Rosenstone als Chef des deutschen Rechtsdepartements einzutreten.

„Gut, heute haben wir Donnerstag, also beginnen Sie am Montag mit der Arbeit. Und wenn Sie wollen, so können Sie mir gleich eine gute Anzeige aufschreiben, die von heute an täglich in allen deutschen New Yorker Zeitungen und in einigen der Nachbarorte erscheinen soll.

Dabei nahm er einen mächtigen Füllfederhalter aus der Tasche, ließ sich vom Kellner einen Bogen Papier geben und überreichte beides Karl.

Karl entwarf eine Anzeige, der Anwalt las sie kopfschüttelnd, zerriß sie, ließ ihn eine zweite und eine dritte schreiben, bis man sich auf folgende Form geeinigt hatte:

Deutsch-Amerikanisches Rechtsschutz-Bureau.

Unter persönlichem Protektorat von
M. Rosenstone
Rechtsanwalt, Advokat, Notar.
42 Nassau Str.

Inkassos jeder Art, Erbansprüche, Gesuche, Militär-Angelegenheiten, Gnadengesuche, Auffindung vermißter Personen, Rechtsberatung etc.

Die Konsultationen leitet der königl. preußische Referendar a. D. Dr. jur. Karl Lederer. Sprechstunden von 10—5 Uhr.

Nun war die Gehaltsfrage zu erledigen.

37. Kapitel

Ein smarter Kopf

Georg Winzer wollte sich diskret für einen Moment entfernen, aber Rosenstone legte seine schwere Hand auf Winzers Arm und verhinderte ihn am Aufstehen.

„Bleiben Sie ruhig sitzen, wir haben doch keine Geheimnisse zu besprechen.“ Und dann zu Lederer gewandt:

„Also, junger Mann, ich werde Ihnen etwas sagen: ich kenne solche junge Herren, wie Sie einer sind und

weiß, daß es sehr gut ist, sie in ihrem Eifer anzustacheln. Ich werde Ihnen also einen festen Gehalt von nur fünfzehn Dollars pro Woche geben, außerdem aber eine Provision von zehn Prozent für jeden Eingang an Geld. Da es ganz unmöglich ist, daß wir nicht jede Woche schon am Anfang wenigstens unsere zweihundert Dollars machen werden, so ergibt das ein ganz hübsches Einkommen für Sie.“

Man ging nun fort, der Rechtsanwalt und Winzer entfernten sich gegen Norden zu, Karl gegen die vierzehnte Straße, da er Grund hatte, heute nach Theaterschluß vor dem Irving Place Theater sich einzustellen.

Als sie sich verabschiedeten, sagte Karl seinem Schulfreund noch leise:

„Ich danke dir herzlichst für den Dienst, den du mir erwiesen hast. Es war wirklich die höchste Zeit. Und wie geht es dir? Haben sich deine Hoffnungen erfüllt?“

„Glänzend, mein Junge, bis jetzt übersteigen meine Erfolge meine kühnsten Hoffnungen. Besuche mich doch einmal in meiner Office: 154 Broadway, sechzehnter Floor.“

Winzer übertrieb durchaus nicht. Obwohl er seit kaum zwei Monaten selbständig war, hatte sich der Erfolg doch an seine Fersen geheftet.

Winzer, der ja die Stellung bei dem Engros-Grocer nur als Sprungbrett betrachtete, hatte stundenlang umhergegrübelt, wie man in dieser gewaltigen Stadt, in der das Gold ja noch immer auf der Straße umherliegt, etwas von diesen Schätzen heben könnte. Schließlich hatte er eine feine Idee ersonnen, zu deren Ausführung er nichts weiter brauchte als ein kleines Kapital von einigen hundert Dollars.

Nichts natürlicher, als daß er sich seinem Protektor, Reverend Forster, anvertraute. Diesem leuchtete die Idee Winzers vollständig ein, er schlug die Augen sanft zum Himmel auf und gab seinem Schützling die Adresse

des Herrn Rechtsanwaltes Sam Rosenstone. Der christliche Reverend und der jüdische Advokat standen nämlich zu einander in intimen Geschäftsbeziehungen, über deren Art allerdings nichts Gewisses vorlag. Einzelne Böswillige munkelten indessen von einer Spielhölle in Verbindung mit einem öffentlichen Hause, das von dem Advokaten und dem Geistlichen gemeinsam durch eine Mittelsperson betrieben wurde.

Was behauptet aber nicht alles die böse Welt.

Georg Winzer begab sich nun zu dem Anwalt und nach einer einstündigen Unterredung waren die beiden einig. Herr Sam Rosenstone rückte mit dem notwendigen Geld heraus. Wie man gleich sehen wird, natürlich nicht aus purer Menschenliebe.

Winzer mietete eine kleine Office in einem der enormen Gebäude am Broadway und gab nun in allen deutschen Zeitungen folgende Anzeige auf:

„Kleines, aber glänzend gehendes Geschäft, das einen nachweisbaren Reingewinn von dreitausend Dollars jährlich abwirft, ist an fleißigen, tüchtigen Mann Familienverhältnisse halber sofort zu verkaufen. Kaufbetrag viertausend Dollars, von denen die Hälfte sofort zu erlegen ist. 154 Broadway, Zimmer 1628.“

Einen Tag nachdem die Anzeigen erschienen waren, kam der erste Reflektant.

Ein biederer, dickleibiger deutscher Mann, dem eine goldene Uhrkette am Bauche baumelte. Ein Farmer aus New Jersey, der des Landlebens überdrüssig geworden war, seine Farm verkauft hatte und sich nun in New York niederlassen wollte.

Nachdem er erzählt hatte, daß er wegen der Anzeige komme, zuckte Winzer mit den Achseln und sagte kurz, während er scheinbar sehr eifrig mit Eintragungen in ein Buch beschäftigt war:

„Tut mir sehr leid, Herr, Sie kommen zu spät. Vor zwei Stunden war bereits einer hier, der mit meinem Buchhalter nach Harlem gefahren ist, um sich das

Geschäft anzusehen. Soeben telephonierte der Buchhalter mir, daß der Mann kaufen will.“

Der Ex-Farmer, Wilhelm Kurz, zeigte deutlich, wie sehr er enttäuscht sei.

„Nun ja, meine Alte sagt mir immer, daß ich ein Pechvogel bin. Endlich findet man eine Sache, die reell zu sein scheint — schnapp — ist mir einer zuvor gekommen.“

„Na,“ beruhigte ihn Winzer, „New York ist eine große Stadt, in der sich immer wieder eine gute Gelegenheit für einen tüchtigen, fleißigen Mann findet.“

„Tüchtig und fleißig sind wir, meine Alte und ich,“ beteuerte Herr Kurz. „Sie sollten nur einmal sehen, wie wir unsere Farm in die Höhe gebracht haben. Aber hier in der Stadt da kommt es ja nicht nur auf Fleiß an, sondern auch auf Schlaueit. Das ist ja schrecklich, was für Gauner und Beutelabschneider es hier gibt. Man weiß ja nie, wem man trauen kann. Das Geschäft da, das Sie da angezeigt haben, das wäre ja nu was gewesen und nun hat man das Nachsehen. Etwas anderes Reelles haben Sie nicht an der Hand?“

„Tut mir leid, nicht augenblicklich. Aber, wie gesagt, es kommen oft Sachen vor und nur reelle, denn mit anderen habe ich nichts zu tun. Lassen Sie einmal die Adresse hier, wenn was vorkommt, so schreibe ich Ihnen.“

38. Kapitel

Die Minen=Aktien

Herr Kurz diktierte einem kleinen Officejungen seine Adresse und ging sehr kleinmütig von dannen.

Am selben Tag kamen noch zwei Leute, mit denen Winzer auf dieselbe Weise verfuhr.

Drei Tag später erhielt Herr Kurz — ebenso wie die anderen beiden — folgenden Brief von Winzer:

„Ich hätte eine außerordentlich günstige Sache für Sie an der Hand, die aber einen sehr tüchtigen, klugen und gewissenhaften Mann erfordert. Geben Sie mir zuerst einige Referenzen an, bei denen ich Auskunft über Sie einholen kann. Fällt diese günstig aus, so werden Sie weiter von mir hören.“

Und wieder einige Tage später kam die Aufforderung, abermals in der Office am Broadway vorzusprechen.

„Ach so, Sie sind also der Herr Kurz, nicht wahr? Nun, die Auskünfte, die ich über Sie eingeholt habe, sind ganz gut ausgefallen. Nicht so, wie ich es gewünscht hätte —“, bei diesen Worten war Farmer hochrot im Gesicht geworden und aufgesprungen. „Na, na, beruhigen Sie sich, nicht, daß jemand etwas schlechtes über Ihren Charakter geäußert hätte. Im Gegenteil, alle sind darüber einig, daß Sie ein ehrlicher, fleißiger Mann sind. Es kam mir nur so vor, als ob man von Ihren geschäftlichen Fähigkeiten nicht allzuviel halten würde.“

Also, es handelt sich hier in diesem Fall um einen Tischler, einen prachtvollen deutschen Mann, der eine neue Art von Schaukelstühlen fabrizieren will. Er hat von unseren größten Drygoodstores*) schon große Aufträge, er braucht aber einen Partner mit etwas Kapital, um die Sache machen zu können. Es steckt sehr viel Geld darin und ich glaube, daß sie der geeignete Mann wären. Übrigens wird die Sache erst in zwei Wochen spruchreif, da mein Mann jetzt nach Minnesota gefahren ist, um dort Holz einzukaufen.“

Herr Kurz war Feuer und Flamme und wollte noch näheres erfahren.

Da klingelte die Telephonglocke, Winzer nahm das Hörrohr und begann zu sprechen:

*) Holzwarenhandlung.

„Ja, hier Winzer. Guten Morgen Herr Direktor! Schon wieder gestiegen? Um drei Dollar gleich? Nun, das ist ja fein! Ich danke Ihnen sehr!“

Winzer rieb sich vergnügt die Hände und sagte, zu dem Farmer gewandt:

„Das nenne ich noch ein Geschäft. Ist aber auch der einzige Weg, um heutzutage reich zu werden.“

Auf den fragenden Blick des Farmers öffnete er die Tür des Kassenschrankes und entnahm ihm ein schweres Bündel starker Papiere, die mit Golddruck bedeckt waren und wie Aktien aussahen.

„Sehen Sie, das sind die Aktien einer neugegründeten Minengesellschaft, der „North-Colorado Mining and Developing Company.“ Fünfzig Dollars Nominalwert, stehen heute, wie mir gerade telephonierte wurde, auf 58 und werden, so sicher wie ich hier sitze, heute über ein Jahr auf zweihundert stehen. Leider habe ich nur fünfzig Stück bekommen können. Na, immerhin, ein ganz sauberer und recht müheloser Gewinn.“

Der Farmer begann im Kopf zu rechnen, schüttelte das Haupt und meinte ganz zaghaf:

„Ja nun, warum kaufen Sie denn nicht mehr von den Papieren?“

Winzer schlug sich auf die Knie und lachte laut:

„Sie sind ausgezeichnet, lieber Herr! Wo soll ich sie denn bekommen? Tausend Stück wurden ausgegeben, natürlich sind die in festen Händen, und wer sie einmal hat, der wird nicht so dumm sein, sie wieder herzugeben. Die, die ich habe, habe ich direkt von einem der Direktoren bekommen.“

39. Kapitel

Moderne Bauernfänger

Herr Kurz ließ aber nicht locker. Er sei überzeugt, daß es einem so einflußreichen Herrn sicher möglich sein würde, noch mehr Aktien zu bekommen. Es wäre

schön, wenn einmal ein Mann, der sein ganzes Leben lang schwer gearbeitet hat, auch mühelos zu etwas Geld kommen könnte, es käme ihm auch gar nicht darauf an, sich erkenntlich zu zeigen —

Winzer wehrte ab.

„Davon kann gar keine Rede sein. Wenn ich Ihnen wirklich ein paar Aktien verschaffen kann, so ist das private Gefälligkeitssache, die sich nicht bezahlen läßt. Übrigens reden Sie mit niemandem darüber, denn ich bin gar nicht befugt, auch nur eine Aktie herzugeben. Auch weiß ich noch gar nicht, ob es sich wird machen lassen. Wenn ja, so werde ich Ihnen schreiben — oder — nein — daran vergesse ich ja doch — kommen Sie einmal im Laufe der nächsten Tage her, so übermorgen, vielleicht kann ich Ihnen wirklich dienlich sein.“

Er konnte. Als der biedere deutsche Farmer am zweitnächsten Tag wieder kam, da lachte ihn Winzer freundlich an und sagte;

„Sie haben wirklich mehr Glück als wir beide Verstand. Mit knapper Mühe und Not konnte ich dem Direktor noch zwölf Stück abknöpfen. Ich mache Sie übrigens auf zwei Sachen aufmerksam: erstens wäre es mir lieber, Sie lassen die Papiere mir, zweitens kosten sie schon wieder um einen Dollar mehr, da sie wieder gestiegen sind, also 59 per Stück.“

Hoherfreut zog der Farmer seine Briefftasche, schrieb einen Scheck auf sage und schreibe siebenhundert und acht Dollars aus, bekam die Aktien und entfernte sich, nachdem er Winzer nochmals kräftig die Hand geschüttelt hatte.

Am selben Tag war der eine der beiden anderen Reflektanten mit zehn Aktien hineingefallen, während der dritte klug genug war, sich die Sache noch zu überlegen. Die Hälfte von der Gesamtsumme von fast dreizehnhundert Dollars erhielt Rechtsanwalt Rosenstone, der die Aktien mit einem Dollar per Stück zu liefern

hatte, die andere Hälfte behielt Winzer, der also auf diese Art über sechshundert Dollars „verdient“ hatte.

Tatsächlich waren die Papiere nicht einen Cent wert. Eine jener Schwindelgesellschaften, die das ganze Land überschwemmen, hatte sich diesmal als „North-Colorado Mining Company“ inkorporieren lassen, die auf 50 Dollars lautenden Aktien zu Hunderttausenden an ihre Agenten zu einem Dollar das Stück abgegeben, und Tausende von Menschen wurden auf diese Art um ihre ganzen mühseligen Ersparnisse gebracht.

Gesetzlich konnten die Geprellten absolut nichts ausrichten. Die Gesellschaft war legal inkorporiert, und nach hiesigen Rechtsanschauungen hat jedermann die Verpflichtung, sich von dem Werte einer Sache zu überzeugen, bevor er sie kauft. Tut er das nicht, so hilft ihm kein Gesetz und kein Richter.

Nach Verlauf von drei Monaten hatte Winzer auf diese und ähnliche Art gegen 6000 Dollars verdient. Und nun fand er es geraten, seine Office aufzugeben und sich nach einem neuen Felde für seine skrupellose Wirksamkeit umzusehen. Er hatte durchaus keine Lust, sich von dem Farmer Kurz oder einem der anderen Opfer, die ihm die Office einzurennen begannen, die Rippen einschlagen zu lassen...

40. Kapitel

Das Bühnenvölkchen

Lederer kam, als er den Rechtsanwalt Rosenstone, seinen neuen Chef, und Winzer verlassen, gerade noch zum Theaterschluß zurecht.

Ein Teil der Künstler und Künstlerinnen, die am Abend beschäftigt gewesen waren, standen bereits vor dem kleinen Bühneneingang links vom Hauptportal, und Karl wurde sehr lebhaft und sehr ehrerbietig von ihnen begrüßt. Er war von Anbeginn an ständiger Premierenbesucher gewesen, hatte die Bekanntschaft fast des

ganzen Ensembles gemacht und an Freigebigkeit den Herrschaften gegenüber nichts zu wünschen übrig gelassen. Saß er im Restaurant oder Café mit ihnen beisammen, so war er der Zahlende, traf er sie auf der Straße, so erwies sich der Inhalt seiner Zigarrentasche schier unerschöpflich. Und die lieben Komödianten haben ein so eigenartiges Talent darin, „zufälliger Weise“ nichts Rauchbares bei sich zu haben und im Restaurant den Inhalt ihrer Geldbörse so langsam und bedächtig vorzunehmen, bis der liebenswürdige Herr aus dem Publikum längst gezahlt hat . . .

Ein Bonvivant, Herr Jaffer, der tatsächlich mehr Schulden als Haare auf der Perücke hatte, begrüßte Karl besonders gründlich und freundschaftlich.

„Sie warten wohl auf Fräulein Elga Immen? Wenn Sie sich einen Moment gedulden wollen, so werde ich nachsehen, ob sie schon so weit ist.“

Und bevor Karl abwehren konnte, war er bereits im Innern des Theaters verschwunden. Nach wenigen Augenblicken kam er wieder.

„In fünf Minuten wird Fräulein Immen hier sein. Ein Prachtweib, was? Rasse und viel Talent, enorm viel Talent. Natürlich, sie kann noch nicht viel, hat noch keine Routine, aber das kommt noch, sage ich Ihnen. Sie muß nur in die richtigen Hände kommen. Natürlich, die Bande hier, dieser Affe von einem Direktor und diese Hammelkeule von einem sogenannten Regisseur, die haben ja keine blasse Idee, wie man ein solches Talent fördert und herausbringt. Na, ich nehme mich ja ihrer an, soviel es in meinen Kräften steht, und auf den Proben gebe ich ihr Winke, die wertvoller sind, als wenn ihr diese Fatzkes halbstündige Vorlesungen halten.“

A propos, Doktor, würden Sie es mir übel nehmen, wenn ich Sie um eine Kleinigkeit anpumpe? Sie wissen ja, wir Komödianten haben nie Geld, besonders nicht, wenn der halbmonatliche Gagetag unmittelbar in Aus-

sicht steht. Aber — Sie nehmen mir meine Frechheit doch nicht übel, sonst müßte ich natürlich verzichten.“

Er brauchte durchaus nicht zu verzichten, denn Karl griff ohne weiteres in die Tasche und gab dem Komödianten die letzten fünf Dollars, die er außer seinem Hundertdollarschein noch hatte.

„Servus, Doktor,“ erklang es jetzt hinter ihm.

41. Kapitel

Elga Immen

Fräulein Elga Immen, die zweite jugendliche Liebhaberin des Irving Place Theaters, war erschienen, der Bonvivant verabschiedete sich diskret, und Karl bat das Mädchen, sein Gast bei Lüchow sein zu wollen.

Fräulein Immen zögerte einen Moment.

„Können wir nicht eine von meinen Kolleginnen mitnehmen, die alte Neumann vielleicht? Die Bagage zerreißt sich eh das Maul darüber, daß Sie mich so oft vor dem Theater erwarten.“

„Sein Sie doch nicht so kleinlich, Fräulein Elga,“ bat Karl. „Was gehen Sie denn die Leute an? Mir ist heute infolge eines angenehmen Geschehnisses so leicht und froh zu Mute, daß ich wirklich mir die Laune nicht gerne durch die Gegenwart der alten Neumann, die zwar alt, aber nicht einmal auf der Bühne, geschweige denn im Leben, komisch ist, verderben lassen möchte.“

„Na, nach'er geh'n mer halt,“ sagte die Künstlerin lustig, nahm Karls Arm, und sie kreuzten die 14. Straße, um zu Lüchow zu gehen.

Karl war wirklich rosiger Laune, und dies kam bei ihm stets durch die Anzahl der Getränke zum Ausdruck. Diesmal zögerte nicht lange, sondern begann gleich mit Moët & Chandon, White Star, Extra Dry.

„Was ist denn mit Ihnen los, Doktor, erzählen Sie einmal! Haben's ein' Haupttreffer gemacht, oder ist

Ihnen eine alte Erbtante gestorben?“ fragte neugierig und aufgeräumt Elga Immen.

„Nichts dergleichen, ich bin nur mit einem gewaltigen Ruck nach vorwärts gekommen.“

Karl erzählte dann von seiner neuen Stellung als Bureauchef bei dem berühmten Anwalt Rosenstone. Ohne direkt irgend welche falschen Behauptungen aufzustellen, brachte er doch seine Worte so vor, daß Elga Immen von gewaltigem Respekt erfüllt wurde.

Freudig streckte sie ihm die Hand über den Tisch entgegen und sagte leise:

„Da gratuliere ich Ihnen von ganzem Herzen! Und freue mich mit Ihnen. Mir ist zu Mute, als wäre mir selbst etwas sehr Angenehmes geschehen.“

„Wirklich, Elga? Geht Ihnen mein Schicksal so nahe?“

Die Künstlerin errötete und erwiderte nichts. Es war ihr sogar recht peinlich, ihre Gefühle für Karl in plötzlicher Aufwallung so sehr verraten zu haben.

Elga Immen war eine ausgesprochene Schönheit. Schlank, groß, von junonischer Fülle. Die reichen, üppigen Haare fast blauschwarz, dazu in wunderbarem Gegensatz die Augen groß und grau, der Teint weiß und rosig.

Eine bestechende, faszinierende Schönheit voll Wiener Anmut und Grazie, Energie und Temperament. Kein schauspielerisches Genie, wie der Bonvivant Karl zu Gefallen behauptete, aber immerhin Talent genug, um auf der Bühne langsam ihren Weg zu machen.

42. Kapitel

Künstlerin und Lebemann

Vor drei Jahren hatte Elga Immen die Schauspielerschule des Wiener Konservatoriums verlassen, und es war ihr noch nicht gelungen, sich eine nennenswerte Stellung an der Bühne zu erobern.

Ihre außerordentliche Schönheit sicherte ihr stets Engagements an einem guten Theater, sie bekam aber nicht die Rollen, die sie spielen wollte, sondern mußte sich mit zweiten und dritten Rollen begnügen.

Sonst war die schöne Künstlerin ein tadellos anständiger Mensch. Vor ein paar Jahren, als sie noch Konservatoristin war, da war sie wohl den Verführungskünsten eines flotten, eleganten Husarenoffiziers erlegen. Dann als der junge Aristokrat sich ehrenrühriger Schulden halber eine Kugel durch den Kopf gejagt, da trauerte sie ihm ehrlich nach, hielt auf sich, mied jede intimere Bekanntschaft mit Männern, die sie verehrten. Bei ihrem Temperament fiel ihr allerdings das Bravsein oft schwer.

Dann kreuzte Karl Lederer ihren Lebenspfad und alles, was an Liebe und Zärtlichkeit in ihr vorhanden war, wurde wach.

Es war wirklich Liebe auf den ersten Blick. Gleich nach der ersten Vorstellung, die bei Lüchow stattfand, schlug der jungen Künstlerin das Herz heftig, sie sah in Karl die Verkörperung ihres Ideals, den blonden, eleganten mädchenhaft schönen und schlanken Mann, von dem sie schon in ihren Backfischjahren geträumt hatte. Daß auch Karl sofort Feuer fing, versteht sich eigentlich von selbst.

Mehr als Freundschaft hatte Lederer allerdings bis jetzt nicht erreichen können. Jeder Versuch seinerseits, ihre Tugend zu Falle zu bringen, begegnete absolutem und energischem Widerstand.

„Lassen Sie das Doktor: ich bin nicht prüde und wäre die letzte, die einem Mädchen einen Vorwurf daraus macht, wenn sie sich dem, den sie liebt, hingibt, ohne viel zu überlegen. Aber ich bin auch klug genug, um zu wissen, daß wir Mädchen am Manne schließlich doch zugrunde gehen. Nein, Doktor, ich will allein durchs Leben gehen, es sei denn, daß ich mich früher oder später einmal entschließen könnte, einem Mann ehelich fürs ganze Leben anzugehören.“

Das war für Karl eine neue Situation und ein neuer Reiz. Bisher hatte er bei seinen Belagerungen entweder wenig ernstlichen Widerstand gefunden, oder — wie bei Helene — war es ihm gelungen, die Festung durch Überlegenheit im Sturm und durch List zu nehmen.

Und nun ein Weib, daß ihn entschieden liebte, bei dem er aber trotzdem, oder vielleicht gar deshalb, keinen Schritt vom Boden platonischer Liebe wegkam!

Das reizte ihn bis zur Tollheit, nahm alle seine Sinne gefangen und war auch der Grund dafür, warum es bereits Momente gab, in denen der Gedanke an Helene ihn nicht nur nicht mehr beseligte wie vorher, sondern ihm sogar ein wenig lästig wurde.

Heute, bei Lüchow, in seiner glänzenden hoffnungsfrohen Laune, trieb es ihn mehr als je zuvor, mit dem berückend schönen Weibe Liebkosungen auszutauschen.

Und auch Elga ging mehr aus sich heraus als sonst, war lebhaft und zärtlich aufgelegt und duldete es gern, daß er unterm Tisch sich mit seinem Fuß dem ihren näherte und mit leichten, streichelnden Bewegungen ihre Hand liebkostete.

Karl ließ seine Phantasie diesmal laut lossprudeln.

Er sprach von der glänzenden Zukunft, die nun vor ihm lag, von seinen Lebensplänen und von seiner Sehnsucht nach einer eigenen, traulichen Häuslichkeit an der Seite eines geliebten Wesens.

Das log er ganz unbewußt. In Wirklichkeit freute er sich der Ungebundenheit seines Junggesellendaseins nie mehr als gerade heute, wo er ernste Sorgen von sich abgewendet sah. Aber es lag ganz in seinem Charakter, niemals seine wahre Natur zu Tage treten, sondern sich vom Moment beherrschen und fortreißen zu lassen. Und in diesem Moment eben ersehnte er das trauliche Leben an der Seite Elgas.

Die eigentümlich bewegte Sinnlichkeit, der innige, warme Herzenston, den Karl immer anschlug, wenn er

mit begehrenswerten Frauen beisammen war, riß seit jeher das von ihm begehrte Weib mit. So auch diesmal.

Elga Immen, die gerade in den letzten Tagen viel Verdruß und Ärger in ihrem Beruf gehabt, lauschte hingerissen seinen Worten, und auch vor ihren feuchtschimmernden Augen baute sich eine Idylle voll Liebe und Traulichkeit auf.

Als er schwieg, fragte sie mit leiser, bebender Stimme:

„Nun, Doktor, wenn Sie sich so sehr nach einem eigenen Heim sehnen, warum heiraten Sie dann nicht?“

Karl erwiderte nichts. Er versenkte nur seinen Blick in den ihren, und in diesem Blick lag so viel, daß Elga die Antwort herauslesen konnte, die ihr die liebste war . . .

Als sie das letzte Glas Sekt tranken, bot ihr Karl das „Du“ an.

„Wenn Sie nicht mehr sein wollen, als meine Freundin, so verweigern Sie mir wenigstens das nicht, was der Freund dem andern nicht verweigern darf: das trauliche, herzliche Du, mit dem sich ganz anders sprechen läßt.“

Elga stimmte lachend und bewegt bei. Sie vertauschten die Sektkelche, berührten mit ihren Lippen die Stelle des Randes, die der andere vorhin berührt hatte, sahen sich tief in die Augen und schüttelten sich die Hände.

Auf der Straße versuchte Karl noch einen Angriff. Vergebens, Elga schlug kichernd seine Bitte, noch eine Stunde bei ihm zu verbringen, ab und sagte:

„Nein, Karl, daraus wird nichts! Ich hab' dich lieb, sehr, sehr lieb sogar, aber von meinen Prinzipien weiche ich nicht ab.“

Immerhin, sie duldete bei sich unter der Haustür seinen ersten heißen Kuß und erwiderte ihn mit ihren vollen warmen Lippen . . .

Karl aber war es so eigenartig beklommen zu Mute, als er in später Nachtstunde auf die Elektrische wartete, die ihn nach Hause bringen sollte. Er wollte an das herrliche Weib denken, das er soeben verlassen, und immer wieder tauchte vor seinem Aug das blonde Köpfchen Helenens auf, das ihn mit großen, unschuldsvollen Augen rührend und hilfesuchend ansah...

43. Kapitel

Bangen und Hoffen

Die Familie Girk sah mit Spannung und Erregung dem Weihnachtsfest entgegen. Sie hatten allen Grund zur Annahme, daß Karl den Weihnachtsabend benützen werde, um unterm grünen Tannenbaum sich von den Eltern das köstliche Weihnachtsgeschenk, die Hand ihrer Tochter Helene, zu erbitten.

Daß die zwei jungen Leute sich von ganzem Herzen liebten, wußte Herr Girk ebenso gut, wie seine Frau, auch ohne daß sie jemals mit Helene direkt darüber gesprochen hätten. Und sie beide waren fest davon überzeugt, daß Karl nur auf eine feste Gestaltung seiner Lebensverhältnisse gewartet hatte, bevor er um Helene freien wollte.

Die Stellung, die ihm den Aufbau eines eigenen Heims gestattete, schien er ja jetzt reichlich zu haben, und den beiden einfachen, braven Leuten kam es als das Selbstverständliche vor, daß der junge Mann die festliche, bewegte Stimmung des Heiligen Abends benützen werde, um ihr Kind zu seiner Braut zu machen.

Prinzipiell hatte das Ehepaar gegen Karl Lederer als Schwiegersohn durchaus nichts einzuwenden. Allerdings — Helene war noch sehr jung, sie hatte das achtzehnte Jahr erst kürzlich vollendet — aber andererseits schmeichelte ihnen die vornehme Abstammung Lederers, der ihnen, wie fast allen anderen Menschen, sehr lieb und sympathisch war. Herrn Girk war an

und für sich der Gedanke, daß Helene sich als Lehrerin mit ungezogenen amerikanischen Straßenbengeln herum-balgen würde, nie sehr angenehm gewesen, um mit ihr sehr hoch hinaus zu wollen, waren sie beide viel zu bescheiden und schlicht — wenn sich die Kinder also sehr liebten, so mochten sie sich in Gottes Namen haben.

Das war die Schlußfolgerung all der vielen nächtlichen Gespräche, die Herr und Frau Girk in den letzten Wochen im Bett miteinander zu haben pflegten.

Wenige Tage vor dem 24. Dezember hatte Herr Girk seine Tochter zu sich auf den Schoß gezogen, ihr die schönen blonden Haare aus dem Gesicht gestrichen und zärtlich gesagt:

„Na, Helenchen, was wird das Christkind dir wohl alles bringen? Vielleicht gar ein lebendes Herz, ein warmes, braves Menschenherz, das für dich schlägt? Na, Kleinchen, brauchst dich nicht zu schämen, Mutter und ich haben es einst auch nicht anders gemacht.“

Die liebevollen Worte des Vaters klangen dem Mädchen wie tröstende Engelsmusik ins Ohr. Nun glaubte sie selbst daran, daß Karl am Weihnachtsabend sein Versprechen wahr machen und sie vor Gott und der Welt zu seiner ehrlichen Frau begehren würde.

Nur daß eine bange, dumpfe, qualvolle Ahnung ihrem neugewonnen Optimismus widersprach. Karl war ja nach wie vor so gut und zärtlich zu ihr, daß sie sich nicht über ihn beklagen durfte. Und daß er in den letzten Tagen seltener gekommen und nur einmal sie zu sich genommen hatte, daß war ja auch zu begreifen. Seine neue Stellung, auf die sie ebenso stolz war, wie er, okkupierte ihn eben sehr, und es war kein Wunder, wenn er gerade in der ersten Zeit bis spät abends in der Office blieb, wie er erzählte.

Trotzdem — ein instinktives Feingefühl sagte dem Mädchen, daß Karl irgendwie anders geworden war.

Derartige Veränderungen sind ja nicht meßbar und wägbare, sie lassen sich nur von einem feinen, zartbesaiteten Menschenherzen fühlen, nicht aber definieren.

44. Kapitel

Der Weihnachtsabend

Am Tage vor dem Weihnachtsabend eilte Helene, die sich unter dem Vorwand, noch einige Einkäufe besorgen zu müssen, vom Hause hatte entfernen können, zu Karl in dessen Wohnung. Sie trafen sich kurz nach fünf Uhr auf der Straße und begaben sich dann gemeinsam nach dem möblierten Hause der Frau Hazel.

„Freust du dich auch auf den morgigen Abend, Karl?“ flüsterte Helene, die auf seinen Knien saß und sich ganz dicht wie ein Kätzchen an ihn schmiegte.

„Sicher, Schatz und ich habe dir auch etwas recht Hübsches zgedacht,“ sagte Karl zerstreut.

Einen Augenblick schwieg Helene. Eine unerklärliche Angst bemächtigte sich ihres jungen Herzens, sie sah ihren Geliebten starr an, schlang plötzlich leidenschaftlich ihre Arme um seinen Hals und schluchzte wild und krampfhaft:

„Du, Karl, nicht nur ich, sondern auch Vater und Mutter erwarten so viel vom Heiligen Abend. Karl, Karl, du bist meiner nicht überdrüssig, du weißt noch, was du mir geschworen hast?“

Karl war die Kehle wie zugeschnürt. Eine peinliche, unangenehme Beklemmung bemächtigte sich seiner, er sah ein, daß er demnächst handeln, dem Mädchen die Ehre wiedergeben mußte. Nur daß er heute nicht mit solcher Selbstverständlichkeit daran dachte, wie ein paar Wochen zurück und daß ein Gefühl des Überdresses und der Übersättigung ihn überkam.

Dann aber, als er sah, wie Helenes schlanker junger Körper zuckte und bebte, da war er nur ganz

Mitleid. Er flüsterte ihr zärtliche, süße Worte zu, zog sie enger an sich, erstickte sie mit seinen Liebkosungen und im Rausche der Sinne vergaß Helene abermals die Welt um sich her, ihre Angst und Bedenken — — —

Karl ging am nächsten Tag, dem 24. Dezember, nur auf ganz kurze Zeit nach dem Bureau, ließ sich von dem in solchen Sachen recht liberalen Rechtsanwalt Rosenstone den Gehalt von zwei Wochen im vorhinein geben und hatte mit dem zusammengeschmolzenen Rest seines Hundertdollarscheines genug Geld, um seine Einkäufe zu besorgen. Für Herrn und Frau Girk, für Helene, deren jüngere Schwester Anna und die zwei kleinen Brüder, außerdem natürlich für Elga Immen.

Er war nicht rosig aufgelegt und wünschte den Heiligen Abend eigentlich ins Land, wo der Pfeffer wächst. Karl wußte nach der Szene vom vorhergegangenen Abend sehr wohl, daß er sich einer ernststen Aussprache heute kaum würde entziehen können. Einerseits belog er sich selbst und redete sich ein, daß ihm nichts Lieberes geschehen könne, als heute noch Helene zu seiner Braut zu machen, anderseits dachte er mit brennender Unruhe an Elga Immen, die ihm dann ganz entgehen würde und nach der er sich mit allen Fibern und Fasern sehnte.

Lederer war mit Paketen beladen, als er auf seine Uhr sah.

„Donnerwetter!“ murmelte er, „fünf Uhr, also gerade die Zeit, wo ich bei Girks sein sollte. Ne, daß geht nicht, zuerst muß ich noch zu Elga, um ihr meine Geschenke zu bringen.“

Er überlegte.

„Die Girks laufen mir schließlich nicht davon, die werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich um eine Stunde später komme. Elga aber ist um sechs Uhr selbst irgendwo eingeladen, da muß ich mich eilen, um noch rechtzeitig zu kommen.“

Er stand gerade am Madison Square, dicht neben dem Halteplatz der Cabs. Rasch sprang er in einen der Wagen, gab die Adresse Elga Immens in der Fünfzehnten Straße an und legte die kurze Strecke unruhig, nervös, durchaus nicht in Bräutigamsstimmung zurück.

45. Kapitel

Vergessene Schwüre

Sonst pflegte ihn Elga im gemeinsamen Parlor des Boardinghauses zu empfangen, wenn er sie besuchte, heute ließ sie ihn zu sich aufs Zimmer bitten.

Freudestrahlend, mit ausgestreckter Hand kam sie ihm in einem geschmackvollen Schlafrock, der die Schönheit ihres Wuchses noch hob, entgegen. Ihre etwas geröteten Augen aber wiesen Tränen auf.

„Karl, das ist lieb von dir, daß du gekommen bist. Dich hat mein glücklicher Stern hergeführt. Wärest du nicht gekommen, so hätte ich den heiligen Abend allein oder mit der faden Bagage im Hause hier vertrauern können.“

„Nanu?“ fragte Karl verwundert, „ich dachte, du seiest heute en famille?“

„Ja, denke dir nur, vor einer Stunde bekam ich die Absage. Eines der Kinder in dem Hause, wo ich eingeladen war, ist an Diphtheritis erkrankt. Mir war so bange vor diesem einsamen Abend, daß ich es mit dem Heimweh zu tun bekam und geheult habe wie ein Schloßhund.“

Die angenehme Enttäuschung, die das Herausgerissenwerden aus tiefster, trostlosester Einsamkeit mit sich bringt, wirkt anregender, als der feurigste Wein.

Elga wurde jetzt ausgelassen wie ein kleines Kind, sie jauchzte vor Vergnügen, als Karl seine Geschenke, kostbares Parfüm, elegantes, hypermodernes Briefpapier und ein Dutzend Handschuhe, herausrückte, und ließ sich gerne und widerspruchslos von Karl umarmen und küssen, wie noch nie zuvor.

Ihre gute Stimmung teilte sich auch ihm mit und ihm schlug das Herz hoch auf vor Freude und Erregung. Immer wieder schlang er seinen Arm um das schöne Geschöpf, das ihn heute zum erstenmal voll und ganz erkennen ließ, wie sehr es ihn liebte.

Plötzlich zuckte er zusammen.

Von dem Turme der benachbarten Kirche her schlug es langsam und dumpf die sechste Abendstunde.

Ein jähes Erschrecken kam über ihn, er erbleichte und murmelte fast verstört:

„Nun muß ich aber gehen, Elga.“

Elga sah ihn verdutzt an, machte sich aus seiner Umarmung los und trat einen Schritt zurück.

„Was, du willst nun doch gehen, wo ich mich so sehr über deine Gesellschaft freue?“

„Ich muß,“ erwiderte er unsicher. „Ich konnte doch nicht damit rechnen, daß ich mit dir zusammen sein werde und habe eine Einladung angenommen, die ich nun absolut nicht mehr absagen kann.“

Elga zuckte unwillig mit den Achseln und wandte sich ab, um ihre Tränen zu verbergen.

Nach einer Weile, während der Karl unschlüssig dagestanden, sagte sie leise:

„Sehr nett von dir, Karl! Nun weiß ich wenigstens, was ich dir wert bin, wenn du nicht einmal ein so kleines Opfer bringen kannst. Und ich glaube doch nicht, daß ich dich schon einmal um etwas gebeten habe.“

Nun war es aber auch mit Karls Beherrschung, mit dem letzten Rest seines Pflicht- und Ehrgefühls vorbei. Er sah nur mehr das schöne, herrliche Weib vor sich, das seinethalben Tränen vergoß und er wußte als Frauenkenner, daß, wenn überhaupt, so bei der heutigen Stimmung sicher er dieses Weib sich zu eigen machen konnte.

Vergessen war Helene, vergessen jeder Schwur, nur der Augenblick beherrschte ihn mit all seiner Gewalt.

Karl nahm den Kopf der Künstlerin zwischen seine Hände, zog sie an sich und sagte mit zitternder Stimme:

„Gut, Elga, auch ich bin ja überglücklich, wenn ich bei dir sein darf, ich sage also dort ab. Aber Elga, eine Bitte darfst du mir dafür nicht abschlagen: ich möchte mich heute doch nicht gerne in den Restaurants herumtreiben und hierbleiben können wir auch nicht. Sei also mein Gast. Wir kaufen ein paar Flaschen Wein und alle möglichen Delikatessen ein und machen uns einen recht lustigen, herzlichen Abend bei mir. Und ich schwöre dir —“

Elga kicherte lustig, schlug in die Hände und rief: „Schwöre nicht, mein Junge, schwöre nicht! Ich folge deiner Einladung, aber was das Drum und Dran anbelangt, so verlasse ich mich viel weniger auf deine Schwüre, als auf mich selbst.“

Während sich Elga Immen zum Fortgehen bereit machte, trug Karl seine Pakete nach der nächsten Messenger-Office an der Vierzehnten Straße und ließ sie an die Adresse der Familie Girk befördern. Den Paketen legte er einen Brief bei, in dem er lebhaft beklagte und bedauerte, den heiligen Abend nicht bei den ihm liebsten und nahestehendsten Menschen verbringen zu können. Ganz unvorhergesehener Weise müsse er ein Dokument ausfertigen, das unbedingt am nächsten Morgen mit der „Lucania“ nach Deutschland müsse. Es bleibe ihm nichts anderes übrig, als die Nacht durchzuarbeiten und seinen Weihnachtsbesuch am nächsten Tag, dem eigentlichen Feiertag, nachzuholen.

Dann kaufte er rasch noch die schönsten Rosen, die er auftreiben konnte und eilte mit ihnen fröhlich und beseligt zu Elga Immen zurück, um sie zu sich zu führen.

Karl hatte sich aber in seinen Voraussetzungen doch getäuscht. Elga blieb stark und als er sie in früher Morgenstunde nach der Fünfzehnten Straße zurückgebracht hatte, war seine Leidenschaft auf dem Siede-

punkt angelangt, ohne in den Armen Elgas Abkühlung gefunden zu haben. Und Karl, der bisher die Frauen mehr oder weniger leicht hatte erobern können, war in die schöne Künstlerin, die ihm ihre Liebe und ihr Herz, nicht aber ihren Körper geben wollte, verliebter, als er je zuvor in seinem Leben gewesen war.

46. Kapitel

„Es fiel ein Reif“

Im bescheidenen Heim der Familie Girk wartete man unterdessen mit einiger Ungeduld auf die Gäste, während drinnen im Parlor der Baum festlich geschmückt dastand und nur mehr erleuchtet zu werden brauchte.

Um fünf Uhr sollte Karl kommen, nach sechs Uhr Dr. Sarmond, der ebenfalls eingeladen war.

Minute auf Minute verging, Karl kam nicht.

Nervös und bleich stand Helene am Fenster und sah hinab auf die Straße, auf der die ersten dicken, schweren Schneeflocken dieses Winters langsam und bedächtig zu treiben begannen. Beklommen war ihr zu Mut und bange, die trüben Ahnungen der letzten Tage stellten sich verstärkt ein und sie legte die Hand auf die Brust, wie um das starke Pochen ihres Herzens zu hemmen.

Es wurde halb sechs, dreiviertel sechs und sechs Uhr, und Papa Girk begann selbst unwirsch zu werden und auf die Unpünktlichkeit der Jugend von heute loszudonnern. Frau Girk wußte von nichts, sie stand in der Küche und buk und briet, wie man es in deutschen Familien zu tun pflegt, wenn man Gäste für den heiligen Abend erwartet.

Nach halb sieben Uhr kam der junge Rechtsanwalt lachend und aufgeräumt herein. Lachend schüttelte er die Schneeflocken von Hut und Mantel, lachend begrüßte er Herrn Girk, Helene, die drei anderen Kinder, und lachend eilte er dann nach der Küche, um die

Braten- und Küchendüfte auf ihre Provenienz zu ergründen. Und dabei fuhr er sich mit der Hand durch die dichten, gekrausten, blonden Haare, wie immer, wenn er besonderen Grund hatte, sich seines Lebens zu freuen.

Und heute glaubte er diesen Grund zu haben.

Dr. Sarmond war von seiner Office mit der elektrischen Straßenbahn zu Girks gefahren und hatte am Union Square Karl am Arm der schönen Künstlerin zur Untergrundbahn hinabgehen gesehen.

Daraus hatte er nun seine Schlüsse, allerdings Fehlschlüsse, gezogen.

Wenn dieser Herr Lederer den Heiligen Abend nicht bei der Familie Girk, sondern in Gesellschaft einer anderen Dame zubrachte, dann mußte er sich damals im Terrace Garden entweder getäuscht haben, oder Helene hatte sich getäuscht und eine flüchtige Neigung allzuernst genommen. Jedenfalls war Helene noch nicht gebunden und er würde Herrn Lederer nicht antreffen — das war genug, um ihn heiter und hoffnungsfroh zu stimmen.

Als alle im Zimmer zusammensaßen, war Dr. Sarmond von seiner guten Laune so erfüllt, daß er die tiefe Verstimmung Helenens und den Ärger des Vaters nicht sah.

„Kinder,“ rief er, „laßt mich zum Baum, ich muß auslegen, was mir das Christkindel für euch mitgebracht hat. Ich schwöre, daß ich die Augen schließen und nur das sehen werde, was ich bei mir habe.“

Bevor er aber das Speisezimmer verließ, wandte er sich nochmals um und rief:

„Übrigens habe ich den jungen Herrn gesehen, den ich damals durch euch im Terrace Garden kennen gelernt habe. Sapperlot, muß der ein Glück bei Frauen haben! Er ging zärtlich Arm in Arm mit der schönen Elga Immen vom Irving Place Theater. Ein Prachtweib, sage ich euch —“

Nun aber sah er, daß er Unheil angerichtet hatte. Aus dem Gesicht des jungen Mädchens war jeder Blutstropfen gewichen, ein halbunterdrückter Wehruf entrang sich ihrer Brust, tiefe Röte folgte der Blässe und mit weit aufgerissenen Augen starrte sie den Rechtsanwalt an.

Auch Herr Girk war tief bestürzt. Er wechselte einen unruhigen Blick mit seiner Frau, die gerade hereingekommen war, und murmelte:

„Nanu? Was soll den das nun heißen?“

Dr. Sarmond hatte in diesem Moment nur das Bedürfnis, die Situation zu retten und den Schmerz zu tilgen, den er im Gesichte des Mädchens deutlich ausgeprägt sah. Und da er — trotz seines ominösen Berufes — ehrlich und treu und ohne Verschmitztheit war, so tat er das recht ungeschickt.

Er schlug sich auf die Stirn und sagte:

„Übrigens, nein, ich glaube, ich irre mich. Der Herr war gar nicht Dr. Lederer, sondern ein anderer flüchtiger Bekannter von mir.“

Er brauchte sich nicht weiter mit Notlügen anzustrengen, denn in diesem Augenblick schellte es an der Wohnungstür.

„Er kommt!“ jubelte Helene halb weinend, halb lachend auf und eilte nach der Halle, um an dem Öffner zu drücken. Dann stürmte sie hinaus, ihr nach die ganze Familie, um Karl auf der Treppe zu erwarten.

Es war der Messengerboy, der die Pakete und den Brief brachte.

Verwirrt, unbewußt, ratlos stand Helene mit glühenden Augen da, während Herr Girk den Brief aufriß.

Der Vater, der in diesem Moment nur an sein armes Kind dachte, machte, nachdem er die wenigen Zeilen gelesen, eine Bewegung, um den Brief rasch in die Brusttasche zu stecken.

Helene kam ihm aber zuvor. Gellend schrie sie auf:

„Gib mir den Brief, Vater!“ dann entriß sie ihm das Papier und las.

Sie las den Brief, ließ ihn ihren Händen entgleiten, blickte stier und stumm vor sich, strich sich mit der kleinen, schönen Hand über die Stirne. Dann schrie sie, alles um sich her vergessend, auf:

„Oh Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ und brach schluchzend, von Krämpfen geschüttelt zusammen. —

Dr. Sarmond aber schlich sich leise und unmerklich, während sich die Eltern um ihr armes Kind bemühten, davon.

Er wußte, daß er hier nicht helfen, sondern nur stören konnte.

Allein auf seinem Zimmer verbrachte er den tröstlosesten Weihnachtsabend seines Lebens, voll bitterem Weh und zärtlicher Liebe —

47. Kapitel

Gebrochene Fesseln

Als am nächsten Tag Karl Lederer mit schwerem Kopf in seinem Bett erwachte, überreichte ihm seine Wirtin, Frau Hazel, ein großes Paket und einen Brief. Das Paket enthielt die Geschenke, die er der Familie Girk geschickt hatte, der Brief die kurze und bündige Bitte, die Schwelle der Familie nicht mehr betreten und Helene mit allen weiteren Annäherungsversuchen verschonen zu wollen.

Tiefe Röte überzog das junge, hübsche Gesicht Karls und er hatte noch nie so klar wie in diesem Moment empfunden, einen Schurkenstreich begangen zu haben.

Lange hielt das beschämende Gefühl nicht an.

Karl reckte und dehnte sich und suchte Trost in seiner Herrenmoral:

„Ich bin so wie ich bin und kann mein Wesen nicht vergewaltigen. Helene wird sich trösten und mich vergessen, wie ich sie vergessen werde.“

Und dann dachte er an Elga und das Leben schien ihm voll Schönheit und Lust.

Karl fühlte sich anfangs in seinem neuen Beruf sehr wohl und behaglich. Die Stunden verliefen schnell seine Beschäftigung war nicht ohne Anregung und Abwechslung, und es war doch immerhin eine Beschäftigung, die seiner würdig war.

Bald allerdings kam der Pferdefuß nach.

Die Klienten, die sich — übrigens lange nicht so zahlreich, wie Rechtsanwalt Rosenstone gehofft hatte — einstellten, waren größtenteils kleine deutsche Leute mit ganz simplen Fällen. Der Eine hatte eine Erbschaft von achthundert Mark gemacht und wußte nicht, welche Schritte notwendig waren, um das Geld zu bekommen. Der Andere ging zum Rechtsanwalt statt zum Konsulat, um einen Aufschub seiner Waffenübung zu erhalten, der Dritte wollte wissen, wann die Unterschlagung, die ihn nach Amerika getrieben hatte, verjähren würde und so weiter.

Lederer behandelte die Leute so, wie sie etwa in Deutschland ein Rechtsanwalt behandelt hätte. Er gab ihnen Rat und Auskunft, übernahm eventuell den Fall und berechnete ihnen dafür Gebühren, die seiner Ansicht nach ohnedies übertrieben hoch waren.

48. Kapitel

Rechtspraktiken

Die ersten acht Tage ließ ihm sein Chef, Herr Rosenstone, vollständig freie Hand, dann ließ er sich die Bücher geben und rief Karl in seine Privatoffice.

„Herr Lederer, ich kann nicht umhin, Ihnen zu sagen, daß ich vorderhand weder mit Ihnen, noch mit Entwicklung der Geschäfte zufrieden bin.“

„Wieso?“ fragte Karl indigniert, „ich glaube, meine Pflicht vollständig erfüllt zu haben.“

Rosenstone lachte kurz auf.

„Pflicht hin, Pflicht her, ich pfeife auf Ihre Pflicht. Geld will ich sehen! Mit solchen Bagatellen, wie sie bisher eingelaufen sind, gebe ich mich nicht ab, ich will verdienen und Sie wollen verdienen.“

„Ja mein Gott,“ sagte Karl, „wenn in den ersten Tagen keine bedeutenden Geschäfte untergekommen sind, so kann ich doch nichts dafür.“

„Doch, Sie können dafür, sehr sogar! Sie sind es, der den Fällen Bedeutung geben muß. Übrigens — da sehe ich gerade, daß Sie heute die Einkassierung einer Erbschaft von dreitausend Mark übernommen haben. Was, zwanzig Dollars haben Sie dem Mann berechnet? Lieber junger Freund, auf diese Art werden sie zwar grün bleiben, aber niemals auf einen grünen Zweig kommen!“

Herrn Rosenstone schien sein Wortspiel sehr gut zu gefallen, denn er schüttelte sich vor Lachen, daß die Schuppen nur so von seinem glänzend fetten Schädel herunterflogen.

Lederer war aber wütend und antwortete etwas gereizt:

„Erlauben Sie mal, Herr Rosenstone, ich finde, daß es von mir schon eine Unverschämtheit war, dem Manne zwanzig Dollars abzuknöpfen. Dem Mann stirbt in Düsseldorf ein kinderloser, verwitweter Onkel, Alleinerben sind dieser Franz Schulz und dessen Bruder in Bremen. Auf jeden kommen dreitausend Mark. Die Sache ist so einfach und klar, daß dieser Schulz ein Schafskopf war, weil er überhaupt, anstatt aufs Konsulat zu gehen, zu uns gekommen ist. Die zwanzig Dollars hätte er sich auch ersparen können. Wieso da für uns mehr herauszuschinden ist, weiß ich wirklich nicht.“

„So, nun, da werde ich Ihnen sagen, wieso dabei mehr zu machen ist. Ist der Mann, den Sie einen Schafskopf nennen, amerikanischer Bürger?“

„Allerdings, seit einem Jahr.“

„So, nun dann hätte ich an Ihrer Stelle eine sehr ernste, besorgte Miene aufgesetzt, fünf Minuten in verschiedenen Gesetzbüchern nachgeschlagen, dann die Achseln gezuckt und gesagt:

„Ja, lieber Freund, einfach ist die Sache nicht und es ist sehr fraglich, ob die deutschen Behörden nicht Ihrem Bruder alles zusprechen werden. Sie sind amerikanischer Bürger, da ist Ihr Bruder vorzugsberechtigt und es hängt alles von der Laune und dem guten Willen des Richters ab.“

Kurz und gut, ich würde dem Manne sagen, daß ich meinen persönlichen Einfluß aufbieten werde, um den betreffenden deutschen Nachlaßrichter mit Hilfe des Auswärtigen Amtes in Washington weich zu stimmen, daß dies aber Geld kostet und ich die Sache nur übernehmen kann, wenn er mir zweihundert Dollars im Vorhinein gibt.

Natürlich tut dies der Mann nicht, kann es auch wahrscheinlich gar nicht tun. Ich zucke abermals mit den Achseln und sage:

„Nun, dann will ich folgendes für Sie tun: Ich übernehme einen Teil des Risikos und kaufe Ihnen die ganze Erbschaft für die Hälfte ab. Die ganze Summe werde ich ohnedies nicht annähernd bekommen, erhebliche Spesen und Arbeit habe ich auch damit — aber schließlich will man ja für einen Landsmann etwas tun.“

Nun, lieber Doktor, ich wette mit Ihnen zehn gegen eins, daß darauf dieser Schafskopf glücklich ist, wenn er fünfzehnhundert Mark Bargeld aus der Office abziehen kann und sich hinterher auf seine Pffiffigkeit nicht wenig einbildet. Wir aber haben dann nicht zwanzig, sondern über fünfzehnhundert Dollars verdient.“

48. Kapitel

Zweierlei Ehrbegriffe

In Karl kochte es. Seine saubere Kinderstube, seine Studenten- und Einjährigenzeit, seine ganze, im Grunde genommen wenig materielle Veranlagung, seine Noblesse in Geldangelegenheiten — alles empörte sich in ihm gegen diese Zumutung, die ihm wie gemeine Gaunerei, Wuchertum schlimmster Art vorkam.

„Herr Rosenstone,“ entgegnete er sehr scharf, während er aufsprang. „Nicht nur, daß ein derartiges Vorgehen, wie sie es mir hier lehren wollen, meiner Ansicht nach unmoralisch, höchst verwerflich ist, nein, in einem Rechts- und Kulturstaate, wie Deutschland, würde es mich sogar ins Zuchthaus bringen.“

Auch Rosenstone war aufgestanden.

Er machte ein sehr langes Gesicht, spuckte in weitem Bogen aus, piff leise vor sich hin und sagte dann ganz kalt:

„Gut, lieber Freund, wenn Sie auf meine Intentionen nicht eingehen wollen oder können, dann muß ich mich eben nach einem anderen, geeigneteren Menschen umsehen. Übrigens scheinen Sie ganz zu vergessen, daß wir hier in Amerika und nicht in Ihrem gesegneten Deutschland sind, daß es hier nur eine Ethik und Moral gibt: Geldmachen! Und nachdem die Klugen uns gewöhnlich nicht die Gelegenheit geben, an ihnen zu verdienen, so müssen eben die Dummen herhalten. Deshalb habe ich ja auch dieses deutsche Rechtsbureau gegründet! Glauben Sie mir: Viele Kluge werden Sie hier in Ihrer Office nicht sehen. Aber dafür Leute, die so dumm sind wie eine Sardine in der Büchse.

Überlegen Sie sich die Sache nochmals und sagen Sie mir in einer Stunde Bescheid.“

Karl überlegte und blieb beim Anwalt Rosenstone. Gegen die Argumente Anderer konnte der junge Mann

ja seit jeher nicht aufkommen, besonders nicht, wenn sie für ihn so bequem waren, wie diesmal.

Mit jähem Schreck erinnerte er sich daran, daß er kaum zehn Dollars in der Tasche hatte, vergangene Bilder tauchten vor ihm wieder auf, er sah sich wieder hungernd und obdachlos durch die Straßen kriechen, bis sich die Verzweiflung seiner bemächtigte und ihn zu Mord und Totschlag aufstachelte

Andererseits aber hörte er immer wieder die klugen, bedächtigen Worte des Advokaten Rosenstone, deren Logik ihm einzuleuchten begann.

„Schließlich,“ sagte er sich, „bin ich nun einmal wirklich nicht in Europa mit seinem hyperempfindlichen Ehrgefühl, und es ist besser, man heult mit den Wölfen. Was nützt mir alle Moral, wenn ich bei ihr verhungern kann oder durch ihre Hungerkonsequenz zu ärgeren Verbrechen getrieben werde, als es eine allzuhohe Spesenberechnung ist.“

Und dann schlug er sich vor die Stirne und nannte sich selbst einen Esel. Er berechnete nämlich plötzlich, daß er heute nach dem System des Herrn Rosenstone bereits 150 Dollars extra verdienen hätte können, da er ja 10 Prozent vom Reingewinn bekam!

Und gerade jetzt, wo er seine ganze freie Zeit mit Elga verbrachte, konnte er Geld sehr gut gebrauchen.

Als er Rosenstone mitteilte, daß er bleiben wolle und nach reiflicher Überlegung die Prinzipien des Advokaten umsoweniger mißbilligen könne, da man hierzulande eben von anderen ethischen Grundsätzen ausgehe, wie in Deutschland, lachte Herr Rosenstone etwas schmierig.

Er drehte sich auf seinem Drehstuhl blitzschnell um, entnahm einem Wandschrankschränkchen eine Zigarrenkiste und offerierte Karl eine Zigarre.

„Upmann brevas — vorzügliches Kraut, das einzige, das der Trust noch nicht verdorben hat. Na, also, lieber Doktor, es freut mich, daß wir zusammenbleiben

können. Sie sind mir sympatisch, ich weiß eigentlich nicht warum. Aber Sie haben eben so etwas an sich, was die Leute unwillkürlich für Sie einnimmt. Daher sind eben auch gerade Sie wie kein Zweiter geschaffen, die Kaffern einzutunken und über den Löffel zu barbieren. Damit Sie aber sehen, daß ich auf Ihre Mitarbeiterschaft wirklich Wert lege, so erhöhe ich Ihr Fixum von fünfzehn auf achtzehn Dollars. Außerdem aber habe ich eine Idee ersonnen, die die Einnahmen unserer deutschen Abteilung und dadurch auch Ihre persönlichen Einnahmen bedeutend erhöhen wird. Sehen Sie einmal zu, daß Sie sich auf diskrete Weise von allen landsmannschaftlichen Vereinen von New York und Umgebung und auch den größeren westlichen Staaten die Mitgliederlisten zu verschaffen. Sie wissen wohl, was ich meine: die Mitgliederlisten von den verschiedenen plattdeutschen, schwäbischen, sächsischen, thüringischen Vereinen. Das weitere werden Sie dann hören, wenn wir die Listen haben.“

49. Kapitel

„Erben gesucht“

Nach wenigen Tagen schon konnte Karl dem Anwalt einige Dutzend derartiger Mitgliederlisten vorlegen.

Und nun entwarf ihm der famose Herr Rosenstone ein Generalplänchen, das an Einfachheit und dabei Durchtriebenheit nichts zu wünschen übrig ließ.

„Sie kontrollieren jetzt eine Liste nach der anderen, sagen wir also zuerst die des Vereins der Badenser, an der Hand des Adreßbuches und schreiben sich die Leute mit ihren in den Listen angegebenen Herkunftsorten herau, die nach ihrem Beruf zu schließen, nicht gerade unbedingt Genies sind, Fleischer, Grocer, Saloonwirte etc. können ja sehr nette, kluge Menschen sein, aber sie sind es nicht immer.

Dann machen sie dasselbe mit den anderen Listen und veröffentlichen in den hiesigen deutschen Zeitungen eine Annonce ungefähr folgender Art:

Erben gesucht.

Josef Meier aus Tübingen
Karl Müller aus Karlsruhe
Fritz Schulze aus Cannstadt
Wilhelm Kaufmann aus Freiburg,
werden in Erbschaftsangelegen-
heiten gesucht. Näheres im Bu-
reau des Rechtsanwaltes Rosen-
stone, 42 Nassau Street, Deutsche
Rechtsabteilung.

„Lieber Doktor, die Leute werden schon um neun Uhr Morgen Ihnen die Office einrennen, Sie nehmen sich dann diese jeden Einzelnen vor, lassen sich Legitimationspapiere von ihm zeigen, notieren Alter, Geburtsort, Familienstand etc., sagen, daß es sich möglicherweise um eine größere Erbschaft handelt, daß sie an Ort und Stelle Informationen einholen werden und lassen sich als Kostenvorschuß drei Dollars geben. Nicht mehr, denn das wäre gefährlich.

Nach vier Wochen schreiben Sie den Leuten einen Brief, daß sich die bewußte Erbschaftssache leider nicht auf ihn, sondern auf einen gleichnamigen Herrn beziehe, der indessen um zwölf Jahre jünger und in Chikago wohnhaft sei. — Nun, Sie sollen sehen, was wir mit dem Trick verdienen werden.“

Karl fand die ganze Idee so originell und witzig, daß keine Entrüstung in ihm aufkommen wollte. Schließlich wurde niemand dabei ernstlich geschädigt und das Wort „Viel verdienen“ schlug immer wieder an sein Ohr. Und er brauchte Geld, Geld, und Geld, wenn er so weiter leben wollte, wie er es bisher getan, wenn er die bequeme, elegante Junggesellenwohnung bei der Frau Hazel nicht mit einer weniger bequemen und schäbigen vertauschen wollte.

Und die Sache verlief ganz programmäßig.

Dutzendweise kamen die Leute auf die Anzeigen hin herbei, um zu erfahren, wie viel und von wem sie geerbt hatten, und von je zehn Leuten erlegten mindestens acht anstandslos die geforderten drei Dollars, um späterhin zu fluchen, ohne aber an Schwindel zu denken.

Wäre Karl weniger leichtsinnig gewesen, so hätte er jetzt mit seinem Einkommen wahrlich zufrieden sein dürfen. So aber flossen ihm die Dollars nach wie vor wie Wassertropfen aus der Hand, und ehe drei Monate vergangen waren steckte er bei seinem Chef tief im Vorschuß, hatte eine große unbezahlte Schneiderrechnung und einen Agenten am Hals, dem er bedeutende Abzahlungen für gekauften Schmuck zu zahlen hatte, der die Finger und den Hals der schönen Elga Immen schmückten.

50. Kapitel

Eine Auskunft

Erst viele Wochen, nachdem Dr. Sarmond um Auskunft über Dr. Karl Lederer ersuchte, bekam er die Antwort auf diesen Brief.

Der Berliner Rechtsanwalt entschuldigte sich mit einer mehrwöchigen Entfernung aus Berlin und gab dann die gewünschte Information. Im großen und ganzen enthielt die Auskunft nichts, was Dr. Samond überrascht hätte: Verbummelt, Schürzenjäger, Spieler — ganz wie er gedacht hatte. Und die Einzelheiten über den Spielerprozeß, der Karl ganz ruiniert hatte, interessierten den jungen Anwalt nicht weiter, ebensowenig die Zeitungsausschnitte, die dem Briefe beigelegt waren und sich mit dem Prozeß befaßten.

Nur am Schluß wurde Dr. Sarmond stutzig. Es hieß da in dem Brief:

„Übrigens muß Herr Karl Lederer vollständig, oder nahezu vollständig mittellos in New York angekommen sein. Seine Mutter zog vollständig die Hand von ihm

und hat selbst nichts und meinen Informationen gemäß mußte sich der junge Mann ein paar hundert Mark — es dürften kaum tausend gewesen sein — zusammenpumpen, um nach drüben reisen zu können.“

Dr. Sarmond überlegte: Er hatte Karl Lederer im Herbst kennengelernt, also über ein halbes Jahr nach dessen Ankunft in New York. Lederer hatte damals und späterhin, sicher auch vorher, auf großen Fuß gelebt, wie jemand, der über bedeutende Mittel verfügt. Wie kam das? Woher stammten die Mittel?

Lange hielt sich Dr. Sarmond mit diesen Fragen nicht auf. Schließlich konnte sich dieser Herr Lederer ja mehr Geld ausgeborgt haben, als sein Gewährsmann wußte, oder er hatte hier jemanden gefunden, der ihm Geld gab.

Seufzend verschloß Dr. Sarmond den Brief und die Zeitungsausschnitte in seinem Schreibtisch, machte sich wieder an die Arbeit und dachte zwischendurch an das arme blonde Mädchen, das er mehr liebte als je zuvor.

51. Kapitel

Ein gebrochenes Herz

Karl hatte sich mit seiner Vermutung, daß Helene sich über seine Treulosigkeit rasch trösten würde, sehr geirrt. Helene hatte sich im Laufe der Wochen nicht nur nicht getröstet, sondern der Schmerz in ihr wühlte von Tag zu Tag heftiger, immer umdüsterter und trostloser wurde ihr junges Gemüt.

Äußerlich war sie dieselbe geblieben. Ebenso schön wie früher, vielleicht sogar noch schöner in ihrer madonnenhaften Verklärtheit und Schwermut. Sonst aber hatte sie sich sehr, sehr verändert. Aus dem lebenslustigen, humorvollen, übermütigen Mädchen war ein in sich gekehrtes, stilles, wortkarges Weib geworden.

Still wie ein Schatten ging sie im Hause umher, verrichtete ruhig und wortlos ihre häuslichen kleinen Obliegenheiten, las viel bis in die späte Nacht hinein

und bereitete sich mit wahrem Feuereifer auf das Lehrerinnenexamen vor, das ihr Broterwerb und Selbstständigkeit geben sollte.

Vergebens bemühten sich Mutter und Vater um sie, vergebens versuchte Herr Girk sie oft zum offenen Lachen zu bringen. Kaum daß bei seinen Scherzen ein Lächeln über ihr Gesicht flog, ein so trauriges, gequältes Lächeln aber, daß es dem Vater ins Herz schnitt.

Ein paarmal hatte Herr Girk auch versucht, sich direkt mit seiner Tochter auszusprechen. Wenn er allein mit ihr war, dann hatte er sie bei der Hand genommen, zu sich aufs altmodische, noch aus Berlin mitgebrachte Sopha gezogen, ihr die Blondhaare aus der Stirne gestrichen und zu sprechen begonnen.

Wenn aber dann die Erwähnung jenes Treulosen kam, dann war Helene jedesmal jäh aufgesprungen und hatte so bitterlich zu schluchzen begonnen, daß ihr Vater bestürzt schwieg und nur mehr die Hoffnung übrig behielt, daß die Jahre schließlich auch diesen Schmerz heilen würden.

Der junge Rechtsanwalt, Dr. Sarmond, kam nach wie vor einmal in der Woche als Gast zur Familie Girk, und vielleicht war er es, der mit Helene noch mehr litt, als deren Eltern sogar. Mit zarter Rücksicht hatte er immer alles vermieden, was Helene irgendwie verletzen oder stören konnte, hatte seine laute, fröhliche, fast knabenhafte Heiterkeit gedämpft und jedes Gespräch auf Dinge hinübergeleitet, von denen er wußte, daß sie das geliebte Mädchen interessieren und keine traurigen Erinnerungen in ihm erwecken würden.

Und Helene hatte ihm sein Zartgefühl gar oft durch einen treuherzigen, warmen Augenaufschlag und einen festen Händedruck gedankt.

Auch heute, als er den Brief mit den Informationen über Karls Vorleben erhalten hatte, machte er nach Schluß seiner Bureaustunden und nachdem er zu Abend gegessen hatte, Besuch bei Girks.

Er traf Helene allein an, Herr Girk hatte beruflich zu tun. Frau Girk war mit den übrigen Kindern ausgegangen, um verschiedene Einkäufe zu besorgen. Helene saß tief über ein Buch gebeugt und las.

Dr. Sarmond war zuerst sehr befangen, als er sah, daß er mit Helene allein war. Dann aber, als er merkte, wie weltfremd und abwesend das Mädchen eigentlich war, wie sie das sonderbare dieses Alleinseins mit dem Manne, der sie liebte und den sie verschmäht hatte, gar nicht zu empfinden schien, fand er seine Ruhe wieder und er begann ein recht gewöhnliches, alltägliches Gespräch und erzählte einiges aus seiner jungen Anwaltspraxis.

Man muß sich aber sehr in der Gewalt haben, um ein Gespräch ganz schnurgerade, zwischen engen Grenzen durchzuleiten. Auf ja und nein kam die Rede auf den Fall, der Dr. Sarmond mit der Familie Girk bekannt gemacht, wie ein ganz simpler Prozeß, in den Herr Girk als Zeuge verwickelt worden war, damals, als Dr. Sarmond noch Angestellter bei einem Rechtsanwalt gewesen, ihn mit dem Dirigenten zusammengebracht und schließlich eine harmonische Freundschaft erzeugt hatte.

52. Kapitel

Treue Liebe

Das war drei Jahre her gewesen und Helene war damals noch ein lustiger blonder Backfisch mit kurzen Röcken und fliegenden Zöpfen gewesen.

Helene lehnte sich in den Schaukelstuhl zurück, überschattete die Augen mit der feinen, schlanken Hand und sagte ganz leise:

„Ja, das waren noch schöne Zeiten, da war ich noch jung, oh Gott, so jung, so jung.“

Dr. Sarmond versuchte, dem Gespräch eine humoristische Wendung zu geben.

Er lachte laut auf und rief:

„Na, sieh mal an! Da sitzt das achtzehnjährige kleine Fräulein und spricht von ihrer verflissenen Jugend.“

„Nicht die Jahre machen es, Doktor,“ kam es gepreßt und zitternd zurück. „Nicht die Jahre, sondern das, was hinter uns liegt und was wir vom Leben noch erhoffen. Und hinter mir liegt alles und vor mir gar nichts mehr. Ich bin jung an Jahren und Greisin an Lebenshoffnungen, an Lebensmüdigkeit.“

Der Anwalt war so bewegt, daß er nicht gleich Worte fand. Dann aber packte ihn mit Macht der Wunsch, dieses junge, herrliche Geschöpf dem Leben zurückzugewinnen, dem Leben und sich selbst.

Er beugte sich zu Helene vor, ergriff ihre Hand und sagte mit jener weichen, süddeutschen Gefühlsmüdigkeit, die ihm alle Herzen gewann:

„Helene, können Sie denn Ihren Schmerz nicht verwinden, können Sie Ihre Wunde denn nicht heilen? Sie sind so jung und so schön, daß es ein Verbrechen an der Natur wäre, wenn Sie sich nicht aufraffen und mit weit geöffneten Armen dem brausenden Leben entgegenstürmen wollten. Helene, ich beschwöre Sie, vergessen Sie endlich jenen Elenden —“

Mit jähem Ruck sprang Helene auf.

„Dr. Sarmond, ich weiß, daß Sie es gut mit mir meinen; ich weiß auch, daß Sie der beste, selbstloseste Mensch der Welt sind. Ich kann es aber nicht dulden, daß Sie das Andenken des Mannes, den ich so maßlos geliebt habe und noch immer liebe, beschimpfen. Für mich ist er kein Elender, für mich ist er der Mann, den ich liebe und dessentwegen ich eben leide, wie es unser Frauenlos ist!“

Und während Dr. Sarmond tief erschüttert und mit schmerzdem Herzen schwieg, fuhr Helene leise, im Flüsterton, wie im Gespräch mit sich selbst, fort:

„Ich weiß, daß er an mir nicht recht gehandelt, daß er mein Herz, mein dankbares, von Liebe erfülltes Herz mit Füßen getreten hat. Aber weiß ich denn, was in ihm vorgegangen ist, kann ich denn als weltunkundiges, dummes Ding ermessen, welche Stürme ihn erschüttern, und wie er so ganz anders geartet sein mag wie andere Menschen?“

Helene war aufgestanden, zu Dr. Sarmond hingetreten und hatte seine beiden Hände ergriffen.

„Sie, lieber Freund, ich weiß, wie gut Sie mir sind und wie Sie mit mir leiden. Aber ich kann mir und Ihnen ja nicht helfen, mein Herz gehört nun einmal ihm und nur ihm. Und das bißchen Hoffnung, das ich noch habe, ist mein Leben, meine Lebensmöglichkeit. Ja, Doktor, sehen Sie mich nur verwundert an: Ja, ich hoffe noch immer! Ich hoffe und weiß, daß er dereinst wieder zu mir kommen, mich liebkosen und küssen wird wie einst, und daß dann alles, alles wieder gut ist! O, wenn er nur käme, wenn er nur käme!“

Helene, die heute zum ersten Male ihr Herz ausgeschüttet hatte, brach überwältigt vom eigenen Schmerz, zusammen. Schluchzend wie ein kleines Kind, lag sie am Teppich, bis sie der junge Anwalt aufhob, aufs Sofa trug und ihr mit zarten, lieben Worten zuredete und mit ihr weinte...

Als kurz darauf Frau Girk mit den Kindern zurückkam, da saßen die beiden wieder zusammen, als wäre nichts geschehen, und unterhielten sich über die neuen Gedichte von Richard Dehmel, die Dr. Sarmond mitgebracht hatte...

53. Kapitel

Bange Stunden

Ein strenger, bitterer Winter nahte seinem Ende, und laue, linde Lüfte wehten der Erde Wärme und den Menschen neue Hoffnungen zu.

Mit dem beginnenden Frühjahr nahte auch der Schluß der Theatersaison für das Irving Place Theater, die Zeit, in der alle die kleinen und großen deutschen Theatervögelchen weidlich auf Amerika, von dem sie nur die 14. Straße und die Zweite Avenue kennen, zu schimpfen beginnen und sich zur Abreise nach Europa rüsten.

Karl ging zu dieser Zeit mißgestimmt, voll Unruhe und Bangigkeit umher. Noch zwei Wochen — dann würde Elga Immen ihn verlassen, Elga Immen, die er mit Raserei liebte, Elga Immen, die noch immer nicht die seine geworden war!

Dem einen Besuch in seiner Wohnung waren viele andere gefolgt, und Elga machte längst kein Hehl mehr daraus, daß sie Karl liebte. Selbst von unbändiger Leidenschaft entfacht, hing sie an seiner Brust und ließ seine wildesten und tollsten Liebkosungen über sich ergießen, während sie ihren halbgeöffneten Mund an den seinen preßte — aber sein war sie nicht geworden, ganz ergeben hatte sie sich ihm nicht. Und würde es auch nicht tun — das wußte Karl ganz genau.

Und nun kam die Entscheidung, die Abschiedsstunde.

Elga, die sich im Laufe der Saison zum erklärten Liebling des Publikums entwickelt hatte, war für die nächste Saison wieder angagiert worden, als erste Liebhaberin diesmal und mit der immerhin schon erträglicheren Gage von 180 Dollars per Monat. Karl beschwor nun die schöne Künstlerin, die fünf Ferienmonate in der Nähe von New York, an der Küste oder im Gebirge, zu verbringen. Elga aber wollte nicht, oder sie stellte sich wenigstens so, als wenn sie nicht wollte.

„Ich habe keine Lust, hier in Amerika zu versauern, wie alle die, die immer hier bleiben und schließlich jede Verbindung mit Europa verloren haben. Ich muß zurück, muß mit den Agenten reden, Journa-

listen aufsuchen, will in Ischl oder Karlsbad auftreten und den Sommer genießen.“

Karl aber preßte, wenn sie so sprach, die Fingernägel gegen die Handflächen und wurde von Eifersucht und Verlangen geschüttelt. Von Eifersucht, wenn er sich vorstellte, wie Elga in Europa umworben werden würde, von Verlangen, weil der Widerstand, den sie seinen Wünschen entgegengesetzte, ihn toll und rasend machte.

Oft schon hatte Karl daran gedacht, Elga zu heiraten, sie zu seiner legitimen Frau zu machen. Er hätte das auch ohne weiteres versucht, wenn seine Geldverhältnisse nicht gar so desolat gewesen wären. So aber hatte sein eigenes anspruchsvolles Leben und der tägliche Verkehr mit dem kapriziösen, verwöhnten Weib ihn vollständig ruiniert. Nicht nur, daß er seinen Gehalt schon auf Wochen voraus hatte, er war auch sonst verschuldet, daß er gar nicht mehr ein und aus wußte. Und was für Schulden dabei! Schneider, Buchhändler, Zigarrenhändler, Weinhändler, die Hauswirtin! Und außerdem jene fliegenden Geld- und Warenagenten, die sich in alle Bureaux schleichen und den Angestellten Juwelen und Uhren mit ungeheurem Profit verkaufen, ganz gut wissend, daß die Wertsachen meistens sofort ins Versatzamt wandern. Auch Karl hatte es in letzter Zeit öfters so gemacht. Wenn er sich gar nicht mehr anders helfen konnte, dann kaufte er Gold- und Schmucksachen ein, unterschrieb den Wisch, den ihm der Agent vorlegte, und verkaufte die Sachen noch am selben Tage.

Wenn dann der Gagetag kam, dann hatte er nahezu alles wegzuzahlen und mußte sich den Kopf darüber zerbrechen, wie neues Geld zu beschaffen sei.

Dabei verdient Karl jetzt verhältnismäßig viel Geld. Sein fester Gehalt war auf 25 Dollars gestiegen, seine Provisionen betragen fast nie weniger als vierzig Dollars die Woche. Was war das aber alles, wenn man vier-

zehn Dollars wöchentlich Miete bezahlt und durchschnittlich zehn Dollars per Tag mit einem schönen Weibe ausgibt?

Das also war der einzige Grund, der ihn abhielt, Elga um ihre Hand zu bitten. Dann hätte er natürlich ganz allein für sie sorgen müssen, hätte Geld für Möbel gebraucht, tausend Anforderungen wären an ihn herangetreten, denen er nicht gewachsen war.

Und ganz im Hintergrund durchzuckte ihn bei solchen Überlegungen die Erinnerung an Helene, an das Mädchen, das ihm alles, alles bedingungslos in hingebender Güte gegeben hatte, und die er trotz seines Leichtsinnes, trotz Elgas noch immer nicht vergessen hatte . . .

Wenige Tage vor dem ominösen Mai, der der Abfahrtstag für die deutschen Künstler war, sollte Karl durch Stimmung und Leidenschaft doch in das hineingetrieben werden, dem er bei ruhiger Überlegung entgehen wollte.

Sie saßen wieder bei ihm zusammen, Elga und Karl, und umnebelt und berauscht von Küssen, die sie ausgetauscht.

Schwer atmend lehnte Elga ihren schönen Kopf an seine Schultern und flüsterte ihm leise und bebend ins Ohr:

„Du, mein lieber, süßer Junge, du, ich sehne mich ja sehr nach dir! Ich möchte ja so gerne dein, ganz dein werden, in deinen Armen mein Leben aushauchen, wenn mich nicht die Angst zurückhielte. Sieh', Karl, ich weiß es, daß es nur die Liebschaften sind, die uns Frauen ruinieren und herunterziehen. Ich bin ja erst so kurze Zeit beim Theater, und doch — wie viele Kolleginnen habe ich schon gehabt, die talentiert und begabt waren und einzig und allein am Manne zu Grunde gegangen sind. Vernachlässigung des Berufes, ein Kind, Krankheiten, die eigene Leidenschaft, die

Eifersucht — das alles lauert uns aus jeder Liebschaft entgegen.

„Ich weiß ja, daß es grausam von mir ist, wenn ich mich dir versage, grausam gegen dich und mich. Und ich habe dich ja auch so namenslos lieb, aber ich trau' mich halt nicht!“

54. Kapitel

Gebunden

Und Karl, in dem jede Fiber nach diesem Weibe schrie, keuchte betäubt und keiner weiteren Erwägung fähig:

„Elga, werde doch ganz, für alle Zeiten mein! Laß dich von mir durchs Leben geleiten als mein liebes, gutes, schönes Weib!“

Elga jubelte auf und erstickte ihn fast mit ihren Küssen.

„Du dummer Junge, du! Darauf habe ich doch so lange schon gewartet! Warum hast du das denn nicht schon früher zu mir gesagt. Du, mein Karl, du! Du weißt ja gar nicht, wie oft ich bitterlich in mein Kissen geweint habe aus Kränkung darüber, daß die Möglichkeit, mich zu heiraten, gar nicht vor Augen trat.“

Karl, der wieder eine lebhaftere Aufwallung von Aufrichtigkeit hatte, gab nun die Gründe an, die ihn bisher von diesem Schritt abgehalten hatten.

Nicht etwa, daß er seine Lage in ihrer ganzen Trostlosigkeit eingestanden hätte — o nein, das hätte er seiner Eitelkeit nicht angetan! Aber immerhin, er gestand zu, daß er über seine Verhältnisse lebe, nur auf sein Einkommen angewiesen und verschuldet sei.

Elga wurde jetzt ganz zum Weibchen, zum kleinen, verliebten Hausweibchen. Sie klatschte vergnügt in die Hände und rief:

„Macht nichts, Karl, dann schränken wir uns eben tüchtig ein! Weißt du was, ich nehme einen ordent-

lichen Vorschuß, der uns über den Sommer hinweghilft, und wir leben so bescheiden, daß du im Herbst gar keine Schulden mehr hast. Dann kaufen wir Möbel auf Abzahlung, nehmen uns eine nette, kleine Wohnung, halten ein ordentliches Dienstmädchen und leben wie zwei Turteltauben im eigenen Nest!“

„Wieso kannst du denn Vorschuß nehmen?“ fragte Karl, während er das Mädchen zu sich auf die Knie zog. „Auf unsere Ehe hin wird dir kein Direktor der Welt etwas vorschießen.“

Und nun stellte sich heraus, daß Karl nicht daran dachte, Elga weiterhin auftreten zu lassen. Tatsächlich war ihm mit seiner ganzen souveränen Verachtung gegen Geld, das man nicht gerade im Moment brauchte, der Gedanke, seine Frau miterwerben zu lassen, geradezu widerlich.

Elga aber war über diese Zumutung, ihre Bühnenkarriere aufzugeben, direkt empört.

„Nein, mein Junge, zur Hausfrau habe ich kein Talent und noch weniger Lust! Ich will auch weder von dir, noch von irgend einem anderen Menschen auf der Welt direkt abhängen; ich will deine Königin sein, nicht aber deine Haushälterin. Ich will glänzen, umworben werden, gefallen, Eroberungen machen — und sei es auch nur deshalb, um dich lieben Kerl immer wieder an mich fesseln zu können — —“

Karl mußte wohl oder übel nachgeben. Schließlich kam auch ihm die Überzeugung, daß durch ein derartiges Arrangement denn doch schwere Sorgen für die nächste Zeit wenigstens ihm erspart bleiben würden. Andererseits lockte auch ihn der Gedanke, seine Frau auf der Bühne glänzen zu sehen und um ihren Besitz beneidet zu werden.

Das Charakteristikum femininer Männer, die Gegenstände und Menschen nur dann ganz und voll schätzen können, wenn sie auch anderen Leuten sehr gefallen!

Am nächsten Tage ließ sich Elga Immen, die vorläufig von ihrer bevorstehenden Verheiratung nichts verriet, von ihrem Direktor fünfzig Dollars als Ersatz für die unterbliebene Reise und einen Vorschuß von zweihundert Dollars geben und begab sich dann voll Lebensfreude und frauenhafter Würde auf die Suche nach einem netten, kleinen Boardinghouse in der unmittelbaren Nähe von New York, wo sie den Sommer verbringen konnten.

Karl aber rechnete und rechnete und kam zu der Überzeugung, daß er trotz allem mit dem gegenwärtigen Stand seiner Finanzen nicht in den heiligen Ehestand treten konnte. Er hatte kaum einen Dollar im Vermögen und seine Gage samt Provisionbetrag für die nächste Woche vollständig gezogen. Nein, so ging es nicht, er mußte sich irgendwie Geld auftreiben. Und seufzend begab er sich zu seinem alten Schulfreund Georg Winzer, um sich dem anzuvertrauen und von ihm Hilfe zu erbitten.

55. Kapitel

Verschiedene Temperamente

Winzer, der jetzt seine Office im Tribunegebäude hatte, ließ sich von Karl eine vollständige Beichte ablegen. Während er den Schulfreund anhörte, wurde sein Gesicht immer länger, seine Miene immer eisiger.

Schließlich, als Karl fertig war, lehnte er sich in seinen Drehstuhl weit zurück und sagte, während er seine goldene Uhrkette auf- und abwickelte:

„Ne, mein Junge, dir ist nicht zu helfen! Ich will mich durchaus nicht als Moralprotzen aufspielen und dir eine Predigt halten, aber was zu viel ist, ist zuviel. Nimm es mir nicht übel, aber du lebst derartig in den Tag hinein, daß aller Grund vorhanden wäre, dich wegen geistiger Schwäche zu entmündigen. Na, na, beruhige dich nur!“ fügte er beschwichtigend hinzu, als

Karl erregt auffuhr. „Es ist ja nicht böß gemeint. Wir Menschen sind ja nun einmal grundverschieden, und du bist eben anders als ich.

Aber was nun das Helfen anbelangt, so bin ich natürlich absolut nicht in der Lage, dich zu rangieren. Ich will dir eine Summe von zweihundert Dollars pumpen, das bringt dich über den ersten Moment hinweg, dann werdet ihr euch eben einschränken und vernünftig miteinander leben. Übrigens, da ich schon einmal beim Kritisieren bin, so kann ich dir nur sagen, daß ich diese Heirat für einen etwas unüberlegten und törichten Streich halte.“

Abermals fuhr Karl auf.

„Georg, so kannst nur du reden, weil du Elga nicht kennst. Wenn du wüßtest, wie schön, brav, klug und vornehm sie ist, dann würdest du anders reden,“

„Schön — klug — brav — vornehm — was ich mir dafür koofe, mein Junge! Wenn sie alt, dumm, häßlich und steinreich wäre, so würde ich dir von Herzen gratulieren.

Karl schwieg verstimmt. Erst als er den Scheck, den Georg ihm ausgestellt, genommen hatte, fragte er etwas versöhnt:

„Nun, und dir geht es gut? Du schreitest deinen Weg unaufhaltsam vorwärts? Wohnst du noch im Vereinshause christlicher junger Männer?“ Georg lachte brutal auf.

„Ne, das haben wir uns glücklich abgewimmelt! Hörst du, Karl, du bist ja doch, von deinen sonstigen Untugenden abgesehen, ein ziemlich diskreter Mensch. Ich will dir also erzählen, warum ich nicht mehr unter den christlichen jungen Männern wohnen und es auch mit der Temperenz nicht mehr gar so ernst nehmen muß.

Also stell dir vor, eines schönen Abends erklärt Reverend Forster mir und seiner teuren zaundürren Gattin, daß er beruflich einen Weg habe und erst spät Nachts zurückkommen werde. Na, irgend etwas stimmte

nicht, mir kam der geschäftliche Weg verdächtig vor und ich empfahl mich ebenfalls und schlich leise dem würdigen Herrn nach. Kurzum, ich will dich nicht neugierig machen, Reverend Forster fährt von Brooklyn nach New York, besteigt an der Brücke die Untergrundbahn, steigt an Times Square aus und verflüchtigt sich dann westwärts, ich immer hinter ihm her.

Bis der brave Mann in einem kleinen Häuschen an der Siebenten Avenue verschwindet, dessen rote Gardinen in mir gar keinen Zweifel über die Bestimmung des Hauses ließen.

Ich ging gemütlich essen und kehrte erst nach zwei Stunden zu dem Hause zurück. Kurz entschlossen läutete ich, eine bildsaubere Negerin öffnete mir, ich drücke ihr, ohne ein Wort zu sagen, einen Dollar in die schwarze Hand, murmle etwas von gut bekannt hier sein und werde richtig in den Parlor geführt.

Na, da saß denn auch, nebst anderen Herren, mein guter Forster, schwer geladen, seelenvergnügt und ließ sich gerade von zwei leichtgeschürzten Nymphen, die auf seinen Knien saßen, gleichzeitig Rotwein und Weißwein in das geöffnete Mündchen gießen, das am Sonntag so schön über Moral und Tugend zu schwätzen versteht.

Als ich ihn begrüßte, wurde Reverend Forster zuerst beinahe wieder nüchtern, dann zog er es vor sich meine strengste Diskretion auszubitten und mit mir noch ein paar Stündchen in „Geschäften“ dort zu verweilen. Von diesem Tage an aber hatte ich es nicht mehr notwendig, ausschließlich von Ginger Ale zu leben und unter tugendhaften Jünglingen zu wohnen.“

Karl fühlte sich ein ganz klein wenig chockiert und sehr belustigt.

„Und was machst du nun eigentlich geschäftlich, Georg?“

Winzer überlegte einen Moment, dann wies er auf ein großes Zeitungsinserat, das an diesem Morgen in allen englischen und deutschen New Yorker Zeitungen

erschienen war und reichlich eine halbe Seite bedeckte.

Die Anzeige betraf eine englisch-amerikanische Enzyklopädie in sechs großen Bänden, die angeblich einen Anschaffungswert von vierzig Dollars hatte und nun auf Abzahlungen, gegen eine Anzahlung von nur fünf Dollars hergegeben wurde.

Daran wäre ja nun nichts Auffälliges gewesen, wenn nicht in zollgroßen, fetten Buchstaben am Schlusse der Anzeige gestanden hätte:

„Wir vertrauen Ihnen, wer immer Sie auch sind. Wir erkundigen uns nicht nach Ihnen, wir fragen Sie nach nichts als nach Ihrer Wohnung, wir belästigen Sie nicht und lassen Sie nicht warten. Sie leisten Ihre Anzahlung von fünf Dollars und können sofort das Prachtwerk mitnehmen oder sich schicken lassen.“

Karl sah seinen Freund Winzer fragend an:

„Nun, steckt denn dahinter wirklich so ein großes Geschäft? Von zehn Leuten beschwindeln dich doch mindestens acht um die Monatsbeträge?!“

Georg lachte laut auf und rief polternd: „Grünhorn!“

Dann erklärte er den Geschäftstrick, der hinter der ganzen Sache steckte:

„Dieses Lexikon ist vor nahezu dreißig Jahren in Boston gedruckt und herausgegeben worden. Das Werk war aber so hundemäßig schlecht, das es nicht abging und die Verlagsfirma Pleite machte. Und durch allerlei gerichtliche Streitigkeiten und Nachlaßprozesse geschah es, daß die fünfzigtausend ungebundenen Lexika in einen Speicher getan wurden, und kein Hahn mehr nach ihnen krähte. Jetzt erst stellte sich die Notwendigkeit heraus, den Speicher zu räumen, niemand erhob Eigentumsansprüche auf die Kisten mit den Büchern und ich kaufte schließlich im Auktionsweg als der einzige erschienene Bieter den ganzen Krempel für sage und schreibe dreihundert Dollars. Stelle dir nur vor: fünfzigtausend Lexika, das sind dreimalhunderttausend Bände für dreihundert Dollars!

Nun begann unsere, das heißt meine und meines stillen Teilhabers, Tätigkeit. Wir machten mit einem großen Buchbinder, der jetzt nicht viel Arbeit hat, Kontrakt, laut welchem er uns die Lexika nach Bedarf für dreißig Cents per Band zu binden hat. Gut aussehender, aber sehr schlechter Pappeinband natürlich, der bei zweimaliger Benützung aus dem Leim geht. Das macht also per Lexikon einen Dollar und achtzig Cents. Jetzt verstehst du wohl die Geschichte: Zahlt jemand nichts als die fünf Dollars, so machen wir, selbst wenn ich die Inseraten- und Bureauunkosten in Rechnung ziehe, ein sehr anständiges Geschäft. Immerhin gibt es aber auch Dumme genug, die mehrere Monatsraten zahlen und sogar solche, die alles berappen. Kurzum — zunächst gehen die Lexika wie die warmen Semmeln beim Bäcker ab, die Leute reißen sich ordentlich darum, den antiquierten Schund zu bekommen, mit dessen Hilfe sie „gebildet“ werden wollen, und ich bedauere nur, daß es nicht hunderttausend statt fünfzigtausend sind.

Übrigens ist das nicht meine einzige Tätigkeit, ich bin auch bei einer Real Estate Agentur beteiligt, die momentan große Landstrecken in Virginia loszuschlagen versucht.“

Karl ging und es war ihm eigentlich recht froh zu Mut. Er freute sich der zweihundert Dollars, die er bekommen hatte und freute sich der Tatsache, daß Amerika noch immer das Land der unbegrenzten Möglichkeiten sei. Auch für ihn würde der Moment kommen, wo er goldene Ernte halten und sich und seiner Elga ein Leben voll Luxus und Glanz gestalten würde.

56. Kapitel

Hochzeitsglocken

Nachmittag um zwei Uhr fand die Trauung Karls mit Elga Immen statt, Georg Winzer war der Trauzeuge. Und dann fuhr das junge Paar nach Rockaway

Beach hinaus, wo sie sich in einem stillen, abseits vom Trubel gelegenen Boardinghaus für den Sommer einquartierten. Sie waren die ersten und einzigen Gäste, köstliche Einsamkeit herrschte rings um sie her, ganz einsam und allein waren sie mit ihrer heißen, so lange unterdrückten jungen Liebe . . .

Am nächsten Tag erfuhr auch Helene aus der Zeitung die Nachricht von dieser Vermählung.

Sie weinte nicht und klagte nicht. Stumm und still blieb sie am Frühstückstisch sitzen, während ihr Vater mit einem wütenden Fluch aufsprang und das Zimmer verließ und die Mutter bitterlich zu schluchzen begann. Wie traumverloren wandelte an diesem Tage das junge Mädchen im Hause umher, ab und zu ein müdes, alterndes Lächeln um den Mund, ein Lächeln, in dem namenlose Qual und müde Resignation lag.

Voll banger Ahnungen kam am Abend Dr. Sarmond. Zuerst versuchte er ein ganz gleichgültiges Gespräch in die Wege zu leiten, dann nahm er Herrn Girk beiseite und sagte ihm:

„Bitte, lieber Herr Girk, arrangieren Sie es so, daß ich ein paar Minuten mit Helene allein sprechen kann. Mehr brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen.“

Herr Girk, der in seinem Tiefinnersten durch die Leiden seiner Tochter bedrückt und gekränkt war, unterdrückte seine Rührung und schüttelte dem jungen Anwalt kräftig die Hand. Dann, später, bei passender Gelegenheit, gab er seiner Frau einen Wink, unauffällig verließen die beiden unter irgend einem Vorwand das Zimmer und Dr. Sarmond war mit Helene allein.

Eine Weile saßen sie schweigend einander gegenüber, dann rückte Dr. Sarmond einen Stuhl näher an den Helene's heran, erfaßte ihre Hand, umschloß sie zärtlich und begann:

„Machen Sie es mir leicht, Helene, Sie wissen ja ohnedies, um was es sich handelt: Sie wissen, daß ich Sie liebe und daß ich bis heute nicht mehr ge-

sprochen habe, weil Sie glaubten, daß jener noch ein Anrecht auf Sie habe. Nun aber ist das vorbei und ich bitte Sie nochmals: Werden Sie meine Frau, lernen Sie an meiner Seite das Leben wieder lieben, vertrauen Sie Ihr Schiffelein meiner Steuerung an. Und wenn Sie auch jetzt noch jenen nicht aus Ihrem Herzen reißen können, so will ich trotzdem unverzagt und getrost Ihre kleine, süße Hand nehmen und mit Ihnen einher schreiten. So viel ehrliche, aufopferungsvolle Liebe wie die meine wird sich Gegenliebe erringen und die Gespenster der Vergangenheit umbringen.“

Dr. Sarmond schwieg und wartete auf die Antwort, die das Glück seines Lebens bejahen oder verneinen sollte.

Helene aber saß eine ganze Weile stumm da, den Oberleib vornübergebeugt, das blonde Köpfchen auf die Arme aufgestützt.

Dann stand sie auf, ging zu dem Freund hin, der erwartungsvoll an die Wand gelehnt dastand, fuhr im liebkosend mit der Rechten durch das dichte, krause Haar, um sich plötzlich schluchzend an seine Schulter zu lehnen. Und sagte ihm leise das, was sie selbst ihrer Mutter nicht gesagt hätte:

„Nein, Heinrich, es geht nicht, ich kann die Ihre nicht werden. Weil ich ihn noch immer mit der ganzen Kraft meiner Seele liebe und weil Sie zu gut sind für mich. Sie sollen eine reine, keusche Frau zum Altar führen, nicht aber eine, die die Myrthe nicht mehr tragen darf, die die verlassene Geliebte eines Anderen ist...“

Und nun gehen Sie, und wenn Sie mich wirklich trotzdem noch ein bischen lieb haben, so kommen Sie wieder zu uns, oft und immer wieder, und sind mein Freund, mein Bruder.“

Dr. Heinrich Sarmond war so tief erschüttert, daß er keines Wortes mehr fähig war, nahm nur ihre Hand, beugte sich tief über sie, küßte die zitternde, zuckende Hand und ging.

Lange, lange aber kam er nicht wieder...

ZWEITES BUCH

Unschuldig verurteilt

1. Kapitel

Erbschaftsangelegenheiten

„Na, kleine Frau, wie gehts denn alleweil?“

Dr. Sarmond streckte einer jungen, hübschen, einfach aber nett gekleideten Frau seine Rechte entgegen und hieß sie Platz nehmen.

„Danke schön, Herr Doktor, ich darf wirklich nicht klagen.“

„Wie gehts dem Mann, macht sich das Geschäft gut?“

„Alles in schönster Ordnung, Herr Doktor. Mein Julius ist ein braver, guter Mensch, keine Spur mehr von seinem früheren Leichtsinn, arbeitet wie ein Biber und ist gegen mich so lieb, wie ich es nur wünschen kann. Na, und das Geschäft geht auch von Tag zu Tag besser. Reich kann man ja zunächst nicht dabei werden, aber der Gewinn ist da, wächst stetig und reicht aus, so daß wir ganz gut leben und ein paar Dollars ersparen können.“

„Nun,“ sagte der Anwalt, während er die junge, eifrige Frau wohlwollend ansah, „das sind ja alles nette, gute Nachrichten, die mich freuen. Ja, aber, was soll denn das heißen: etwas fehlt da doch noch, noch immer kein Baby?“

Die junge Frau errötete über und über und spielte verlegen mit ihrem Handtäschchen.

„Aber, Herr Doktor, wir sind doch kaum acht Monate verheiratet — und übrigens —“

Dr. Sarmond lachte hell auf.

„Also doch, schön, das freut mich für euch, und wenn es ein Junge wird, so bitte ich mir die Patenschaft aus. Und nun ans Geschäftliche. Gestern habe ich also richtig von der kaiserlichen Depositenkasse in Vormundschaftsangelegenheiten Ihr kleines Vermögen zugeschickt bekommen. Zweitausend und zweihundert Kronen, also etwas über vierhundert Dollars nach Abzug aller Spesen, die entstanden sind und nach Abzug meiner eigenen Unkosten und Gebühren. Leicht war es nicht, das Geld herauszubekommen. Die Behörden wollten zuerst wegen der Geschichte mit Ihrem Mann durchaus das Geld nicht vor Ihrer Volljährigkeit hergeben, also erst, wenn Sie vierundzwanzig sind. Das hätte noch drei Jahre gedauert. Nun, schließlich ist es mir doch gelungen, den Herren klar zu machen, daß man ganz gut drüben einmal eine Dummheit machen und hier trotzdem ein anständiger Mensch werden kann. Seien Sie aber mit der kleinen Summe vorsichtig, legen Sie sie nicht auf hohe Zinsen, sondern lieber in einer Sparbank an. Man kann nie wissen, wie notwendig man das Geld einmal braucht.“

2. Kapitel Zukunftspläne

„Sicher,“ sagte die kleine Frau mit Feuereifer. „Sie haben ganz recht, aber so hundert Dollars ungefähr werden wir doch ins Geschäft stecken. Wissen Sie, Doktor, wir haben nämlich die beste Kundschaft im Bronx, lauter gute deutsche Leute. Und für die würde es sich lohnen, wenn wir die eine oder die andere Delikatesse von drüben importieren würden. Feine Wurstwaren, Konserven, Käse etc. Kauft man die Sachen von den hiesigen Engros-Importeuren, dann kommt man nicht nur teuer dabei weg, sondern man wird auch beschwindelt, erhält schlechte hiesige Ware mit gefälschten

ausländischen Etiketten und wird selbst mitsamt der Kundschaft enttäuscht. Da wollen wir diese Sachen lieber direkt gegen Bar- und Vorausbezahlung von drüben beziehen. Zuerst in kleinen Quantitäten, später, wenn die Sachen gut abgehen, in größeren Mengen.“

Der Anwalt nickte.

„Sie sind ein tüchtiges, gutes Frauchen, ein Segen für einen braven Mann. Fahren Sie nur beide so fort, das ist für Sie der richtige Weg, um reich zu werden. Sehen Sie, hier in dem Lande gibt es zwei diametral entgegengesetzte Wege, die beide zum Reichtum führen: eiserner Fleiß mit Ehrlichkeit und Intelligenz gepaart — das ist der mühevollen und ehrenhafte Weg. Rücksichtsloses Verbrechen, Geriebenheit und Brutalität — das ist der andere, leichtere, aber leider auch beliebtere Weg. Bleiben Sie nur auf dem ersten.“

Und nun, hier der Scheck. Leben Sie recht wohl, liebe Frau Löwy, grüßen Sie mir Ihren Mann und arbeiten Sie jetzt nicht zuviel. Sie wissen schon, warum.“

Nochmals wurde die junge über und über rot, dann wollte sie gehen.

An der Tür blieb sie stehen und kehrte fast bestürzt wieder um.

„Nein, ich dumme Person ich, jetzt hätte ich ja beinahe die Hauptsache vergessen.“

Abermals lud sie Dr. Sarmond, der seine leise Ungeduld ohne Mühe bekämpfte, zum Sitzen ein und die Frau legte los:

„Also sehen Sie, Sie wissen doch, daß mein Mann der Neffe von dem Buchmacher Löwy ist, der vor einem Jahre auf so schreckliche Weise ums Leben gekommen ist. Und weil doch mein Mann der einzige Verwandte von ihm ist, so haben wir uns gedacht, ob der unglückliche Mann nicht irgend etwas hinterlassen hat, was jetzt meinem Mann gehören würde. Julius hat ja zuerst nichts davon wissen wollen, weil er mit seinem Onkel ganz auseinandergesprochen war, aber ich

habe ihn überredet, seine Ansprüche geltend zu machen. Man kann ja nicht wissen, vielleicht hat der Tote mehr hinterlassen, als man glauben soll.“

„Sehr vernünftig, kleine Frau, in Geschäftssachen hört die Sentimentalität auf, und es ist immerhin besser, Sie bekommen den etwaigen Nachlaß, als daß er zu Gunsten des Staates verfällt.“

Dr. Sarmond rief nun einen seiner Angestellten in seine Office, ließ ihm von Frau Löwy die notwendigen Notizen geben und gab Auftrag, sich beim Nachlaßrichter zu informieren.

Wohlgemut begab sich Frau Löwy nach Hause, ohne zu ahnen, wie verhängnisvoll ihr, ihrem Gatten und ihrem ganzen jungen Familienglück die Erbschaft des ermordeten Buchmachers werden sollte. —

3. Kapitel

Ehestandsfreuden und -leiden

Schon Mitte August zog Larl Lederer mit seiner schönen Frau nach New York zurück.

Nach den ersten stürmischen Flitterwochen begann sich bei beiden eine gewisse Leere fühlbar zu machen. Bei Elga mehr in äußerlicher Weise, bei Karl auch innerlich.

Bei ihm folgte, wie es immer der Fall gewesen war, auf den Rausch der Sinne eine starke Ernüchterung. Als Weib hatte sie sich ihm ganz und gar gegeben, restlos war sie ihm zu eigen, alles Geheimnisvolle war nun abgetan, übrig blieb nur mehr das Weib, an dessen Seite er nun für immer gefesselt war, auf die er Rücksichten zu nehmen hatte, die ihm bisher fremd geblieben.

Die Frau entwickelt sich erst in der Ehe zu ihrer wahren Gestalt. Vorher ist jedes Weib, auch das beste und aufrichtigste, ein wenig Komödiantin. Sie beherrscht sich, gibt sich von der besten Seite, schmückt sich mit

aller Liebenswürdigkeit, die ihr zu eigen ist. Ganz instinktiv, ohne Absicht und Überlegung weiß die Frau, die sich geliebt weiß oder selbst liebt, sich so zu geben, wie es dem Erkorenen genehm ist. Sie ist bescheiden, wenn sie weiß, daß er Bescheidenheit liebt, sie schwärmt für Literatur, weil er es tut, sie ist munter, um ihm zu Gefallen, schwermütig, um ihm gleich zu sein.

Nach der Ehe — und gewöhnlich gleich nach der Ehe — ist das unbewußte Komödienspiel zu Ende. Sie hat nun, was sie will, fühlt sich, kann sich geben, wie sie ist, nimmt das Recht für sich in Anspruch, nun auch ihre Eigenheiten, ihr wahres Wesen zu entfalten.

Und weil vor der Ehe die Frau mit ihren glänzendsten Mitteln kämpft, so ist es selbstverständlich, daß nach der Ehe gerade die weniger angenehmen, liebenswürdigen Eigenschaften hervortreten.

Bisher hatte Karl in seinem Liebeshändeln immer mit Frauen zu tun gehabt, die um seine Liebe bangten, die ihn zu verlieren fürchteten und alles aufboten, ihn dauernd zu fesseln.

Nun war das aber nicht mehr notwendig. Elga hatte das moralische und gesetzliche Recht auf seine ewige Freundschaft, sie bangte nicht mehr um ihn, war seiner sicher, fühlte sich ihm gleich, vielleicht sogar überlegen. Denn sie war die schöne Künstlerin, der, wenn sie nur wollte, die ganze Welt zu Füßen lag, und er, nun er war ihr Gatte.

So kam es, daß Karl nach und nach, in den Stunden, die nicht mehr mit Küssen und Kosen allein ausgefüllt waren, Eigenschaften an Elga entdeckte, die ihn störten und verstimmten.

Die junge schöne Frau sprach gerne und am liebsten von sich und ihren Plänen, war von ihrer Wichtigkeit ungeheuer erfüllt, erzählte Stunden lang allerlei Bühnenklatsch, in dem sie die Hauptrolle spielte, und machte aus jeder Unbedeutendheit, die ihr passiert war, ein wichtiges Geschehnis.

Zwei Herren waren ihr beim Baden im Wasser gefolgt und der eine hatte halblaut dem anderen gesagt: „Prachtvolles Weib das, was?“

Derartiges geschieht jeder schönen Frau und das Taktgefühl sollte ihr verbieten, allzuviel Gewicht auf diese Worte zu legen, oder sich gar damit zu brüsten.

Anders Elga.

Beim Mittagessen im Boardinghaus, wenn alle Leute zuhörten, erzählte sie von dieser „Affäre“ laut ihrem Gatten, schmückte sie noch ein wenig aus, konstatierte, daß der eine der beiden Herren sie mit den Augen ordentlich verschlungen habe, während der andere ganz bleich geworden sei. Und kam im Laufe desselben Tages noch zwei- oder dreimal auf dieselbe Geschichte zurück.

Ferner entdeckte Karl von Tag zu Tag mehr, wie oberflächlich die Bildung seiner Gattin beschaffen und wie gering das Bedürfnis nach Vertiefung bei ihr war.

Karl selbst las gern und viel, machte sich über Sachen, die ihn interessierten, seine eigenen, mitunter sehr originellen und scharfen Gedanken und versuchte dann Elga klar zu machen, womit er sich innerlich beschäftigte.

Wenn er aber gerade im besten Zuge war, passierte es ihm dann wohl, daß Elga plötzlich ihm ins Wort fiel und irgend eine Bemerkung über ein ganz abseits liegendes Thema machte. Sie hatte also gar nicht den Versuch gemacht, ihm zu folgen, ihn zu verstehen.

In solchen Momenten biß sich Karl die Lippen blutig und ein fast physisch wahrnehmbarer Schmerz im Herzen überfiel ihn: er sah Helene vor sich, die ihn so gerne sprechen gehört und selbst in seinen schwierigsten und unklarsten Gedankenübergängen sich zurecht gefunden hatte —

Am allerpeinlichsten aber berührte ihn die Tatsache, daß Elga einen unleugbaren Hang zur Nachlässigkeit und Schlamperei, besonders in Bezug auf ihre eigene Person, hatte.

Die Geliebte schmückte sich tagtäglich mit allem Raffinement für ihren Freund, weil sie ihn tagtäglich gefallen muß. Die Gattin glaubt sehr oft, daß mit der Ehe auch dieses Komödienspiel ein Ende haben dürfte.

Bisher hatte Karl seine Elga nur in eleganter, geschmackvollen Straßentoilette oder zu Hause, in ihrem Zimmer an der Fünfzehnten Straße, im seidenen Schlafrock und allem Liebreiz gesehen.

Jetzt präsentierte sie sich seinen Augen sehr oft ganz anders. Ungekämmt, ungewaschen, die Füßchen in ausgetretenen Badeschuhen, den schönen Körper mit einem nicht immer neuen und sauberen Unterrock und einem gar nicht oder schief zugeknöpften Nachtkorset bekleidet, frühstückte sie mit ihm in ihrem Zimmer, da sie Langschläferin, wie die meisten Bühnenkünstler war.

Auf jedem Stuhl, auf dem Sofa, auf dem Bett lagen Kleidungsstücke, Schuhe, Mieder, Hüte umher, die nasse, schäumige Seife lag auf dem Tisch, die Kämmen waren voll mit Haaren, nichts war zu finden, nichts auf seinen richtigen Platz.

Und wenn Karl endlich die Geduld verlor und eine mürrische, ungehaltene Bemerkung machte, zuckte sie gleichgültig die Achseln und sagte ganz ruhig, als gehe sie die ganze Geschichte eigentlich nichts an:

„Ich bin eben keine Hausfrau, sondern eine Künstlerin! Das hast du ja schon vor unserer Verheiratung gewußt.“ —

4. Kapital

Häusliche Sorgen

Elga ihrerseits fand zwar das Eheleben im Boardinghaus auf die Dauer auch nicht gerade ideal, liebte aber ihren Gatten nach wie vor mit ungeminderter Zärtlichkeit. Im Gegenteil — sein feines, knabenhaftes Gesicht, die Tadellosigkeit seiner Manieren, seine weiche Freundlichkeit machten sie sogar von Tag zu Tag ver-

liebter. Sie brauchte ihn nur recht ordentlich anzusehen, um sich nach seinen Küssen zu sehnen, und wenn er einmal ernstlich böse auf sie war, so entfachte das nur ihre ganze Leidenschaft, die sich schließlich auch ihm mitteilte. —

Wie gesagt, Mitte August schon übersiedelte das junge Paar nach New York zurück.

Auf die Dauer läßt sich ja das Essen in einem amerikanischen Sommerhotel wirklich nicht ertragen, und außerdem sehnten sie sich nach Veränderung, nach neuen Erlebnissen, neuen Menschen, neuen Ereignissen.

Geld hatten sie beide keines mehr, sie waren jetzt bis zum Beginn der Theatersaison ganz auf das Einkommen Karls angewiesen, das übrigens im Sommer naturgemäß viel kleiner war, als im Winter.

Diesen Verhältnissen wollten sie nach besten Kräften Rechnung tragen. In traulichen Stunden malten sie sich immer wieder ihr künftiges Heim aus. Eine kleine, aber nette Wohnung wollten sie nehmen, nicht weit vom Theater gelegen, so daß Elga so viel als möglich zu Hause sein konnte. Dienstmädchen wollten sie nicht nehmen, sondern nur eine Reinmachefrau für ein paar Stunden im Tag, und die schöne junge Frau wollte an der Hand eines Wiener Kochbuches höchst eigenhändig die Mahlzeiten bereiten.

Was die Möbel anbelangt, so mußten sie die natürlich auf Abzahlung kaufen, aber so wenig als möglich wollten sie anschaffen, um recht bald abzahlen und in ganz geordnete Verhältnisse kommen zu können.

In der Praxis gestaltete sich alles das wesentlich schwieriger, als es ausgemalt worden war.

Schon die Wohnungsfrage schien schier unlösbar zu sein.

Was in der Nähe der 14. Straße an Wohnungen zu haben ist, ist entweder sehr schäbig oder sehr teuer. Und besonders Karl, der in Bezug auf Wohnen seit jeher sehr verwöhnt war, hätte um keinen Preis der

Welt sich entschlossen, östlich von der Zweiten Avenue in einem jener Häuser zu wohnen, die bar jeder Schönheit, jedes Luxus, jeder Gemütlichkeit, dafür aber voll von schlechtgekleideten Menschen und unerzogenen Kindern sind.

Gewöhnlich kamen sie auf ihrer Wohnungssuche gar nicht weiter, als bis in das Innere des Hausflures. Standen sie dann in der gähnenden engen Finsternis, die angefüllt war von unsagbaren Speisedüften und der Muffigkeit des Kleinbürgertums, so machten sie rasch kehrt, schüttelten sich und gingen trostlos weiter.

Höchstens fünfundzwanzig Dollars hatten sie für die Wohnung anlegen wollen, und nahmen schließlich eine für — fünfzig Dollars. In einem der neuen großen Miethäuser an der Zweiten Avenue, zwischen der 14. und 15. Straße, befand sie sich, war mit Elevatorbetrieb, elektrischem Licht, Dampfheizung und worin sonst noch moderner Wohnungskomfort besteht, ausgestattet, die Zimmer waren klein, aber nett hergerichtet und, da die Wohnung im fünften Stock lag, auch hell.

Elga hatte wegen der Höhe des Mietpreises ihre starken Bedenken gehabt, Karl hatte sie ihr aber mit seinem rosigen Optimismus leicht ausgeredet.

„Sieh her, Schatz, vom ersten Oktober an haben wir zusammen ein Einkommen von mindestens neunzig bis hundert Dollars pro Woche. Rechnen wir davon an Vorschüssen und Schulden wirklich dreißig Dollars ab, so bleiben noch immer gegen sechzig Dollars. Fünfzig Dollars sind da wirklich nicht zu viel, umso mehr, als wir ja an anderen Stellen sparen können.“

Vorläufig bestand dieses Sparen darin, daß Karl nicht, wie ursprünglich geplant war, für hundert, sondern für fünfhundert Dollars Möbel kaufte. Was wieder dreißig Dollars pro Monat an Abzahlung ausmachte. Außerdem mußte er wieder von Rechtsanwalt Rosentone hundert Dollars Vorschuß ausbetteln, um alles das

einkaufen zu können, was man in einem neuen Haus stand braucht und nicht auf Abzahlung kaufen kann.

Als er seine dringliche Bitte dem Advokaten vortragen hatte, wurde dieser sehr kühl, gab aber schließlich das Geld her.

„Ich mache Sie aber darauf aufmerksam, Doktor, daß dies absolut der letzte Vorschuß sein muß! Sie fangen mir an, etwas zu kostspielig zu werden!“

Karl erschrak bei diesen Worten zu Tode. Sollte vielleicht dieser advokatorische Gauner und Halsabschneider ihn entlassen wollen? Was dann, jetzt, wo er auf so hohen Lasten saß, auf Lasten, die die gesamte Gage seiner Frau nicht hätte decken können? —

Karl schloß die Augen, um das graue Gespenst nicht zu sehen, das vor ihm auftauchte. Dann schüttelte er die lästigen Gedanken ab, wie Wassertropfen, tröstete sich damit, daß „alles schon gehen“ würde und machte sich fidel daran, mit Elga zusammen einkaufen zu gehen. Denn die Warenhäuser abstreifen, aussuchen, kaufen, Bedürfnisse entdecken, das war seine Passion.

Nun waren sie aber endlich so weit. Sie konnten in das neue Heim, das wirklich mit der neuen geschmackvollen Einrichtung schmuck und lieb aussah, einziehen, das wirkliche Eheleben aufnehmen.

5. Kapitel

Eine häusliche Szene

Als Karl zum erstenmal aus der Office nicht nach Rockaway, sondern in seine neue Wohnung zu fahren hatte, kaufte er noch bei dem Blumenhändler unten am World Building einen Strauß große rote Rosen ein und schwang sich dann mit den behaglichsten Gefühlen der Welt auf die Straßenbahn auf, dem Heim, der neuen Heimat, zuzufahren.

Wie er aber so durch die Zweite Avenue fuhr und knapp vor der Vierzehnten Straße angelangt war,

geschah es, daß sein Blick auf Helene fiel, die die Avenue kreuzen wollte und die Elektrische vorbeifahren ließ.

Ihre Blicke kreuzten sich und glitten schmerzvoll ineinander. Helene wurde totenbleich und taumelte zurück, Karl war hochrot geworden und fühlte sein Herz bis in den Hals hineinschlagen. Die ganze Vergangenheit tauchte vor ihm auf und mit ihr seine ganze Erbärmlichkeit, seine doppelte Gewissensschuld, die Tötung des Mannes und der moralische Mord an dem jungen Weibe. Und er knirschte mit den Zähnen und schloß die Augen, während es ihm war, als ob eine eiskalte Faust nach seinem Herzen greifen würde. —

Als er seine Wohnung betrat, fand er Elga in der Küche eifrig beim Gasherd beschäftigt. Seine Phantasie hatte sie ihm im hellen Hauskleid, mit einer weißen Schürze, lieb und herzlich anzusehen, ausgemalt, die Wirklichkeit zeigte sie ihm mit wirren, ungekämmten Haaren, mit Sandalen, in denen die Füße in zerfetzten Seidenstrümpfen steckten, und angetan mit einem — Bademantel, noch dazu mit seinem Bademantel, der alles eher als neu war und unter dem linken Ärmel einen großen Riß aufwies.

Diesmal kam es zu ersten stürmischen Szene. Karl verlor jede Kontrolle über sich, warf die kostbaren Rosen wütend in einen Winkel der Küche und schrie seine Frau an, wie er noch nie ein Weib angeschrien hatte. Elga, die sich auf ihre erste, selbst bereitete Mahlzeit nicht wenig hatte zu Gute tun wollen, war zuerst ganz fassungslos. Dann aber wurde auch sie erobert, sie ging auf den Ton ihres Gatten ein, schrie wie er und gebrauchte Worte, wie sie wohl in Wiener Vororten gang und gäbe sind, wie sie aber Karl noch nie ans Ohr geklungen hatten.

Ans Essen dachten beide nicht mehr, Mißmut und dumpfer Unfriede lauerte in allen Winkeln des neuen Heims, das heute sein Einzugsfest hatte sehen sollen.

6. Kapitel

Theaterehen

Dem Streite folgte schließlich doch die Versöhnung in nicht minder leidenschaftlicher Weise, eine Versöhnung der Körper aber nur, und nicht eine der Herzen. Karl wenigstens fühlte zum erstenmal auch am nächsten Tag noch die unüberbrückbare Kluft zwischen ihm und seiner Lebensgefährtin, während Elga die Sache nicht so tragisch nahm und in ihrer Erinnerung weniger an dem Zwist, als an den wilden, krampfhaften Liebkosungen haften blieb, von denen die Versöhnung begleitet war.

Von dem Tage an, da im Irving Place Theater die Proben begannen, fühlte sich Karl vollends unbehaglich. Elga hatte nun weder für ihn noch für den Hausstand oder irgend etwas Interesse, sondern wurde ganz und gar von den neuen Rollen in Anspruch genommen, die man ihr zugeteilt hatte.

Bis neun Uhr schlief sie, so daß Karl, der schon um diese Zeit im Bureau sein sollte, sich selbst sein Frühstück bereiten mußte. Kam er dann nach fünf Uhr nach Hause, so war Elga vor ebenfalls nicht langer Zeit aus der Probe gekommen, war zu müde und abgespannt gewesen, um sich um die Küche zu kümmern und saß nun schlampig und unangezogen da und lernte fieberhaft in ihrer Rolle.

Karl mußte nun geduldig warten, bis seine Frau sich entschließen konnte, die Rolle wegzulegen und sich anzukleiden, dann gingen sie zusammen ins Restaurant, ins Café Boulevard oder zu Lüchow. Der Gedanke, zu Hause Küche zu führen, war unter solchen Umständen sehr bald aufgegeben worden, von Karls Seite um so williger, als die zwei- oder dreimaligen Kochversuche seiner Frau ohnedies an seinen verwöhnten Magen allzuharte Ansprüche gestellt hatten.

Unter solchen Umständen war natürlich von einer Sanierung ihrer materiellen Verhältnisse gar keine Rede. Im Gegenteil, als am 1. Oktober das Irving Place Theater eröffnet wurde und Elga noch allerlei Dinge für ihre Theatergarderobe anschaffen mußte, stand die Sache schlimmer, als Karl je befürchtet hatte.

Er erhielt nur mehr die Provisionen ausgezahlt, während sein fester Gehalt zur Deckung der Vorschüsse zurückgehalten wurde. Elga hatte neuerdings eine halbe Monatsgage voraus nehmen müssen, die Miete war dabei fällig und die verschiedenen Juwelenhändler plagten Karl in der Office bis auf Blut.

Schließlich mußte Lederer seinen Diamantring, eine Perlennadel und ein Schmuckstück versetzen, um wenigstens auf einige Zeit Luft zu bekommen und atmen zu können.

Elga benahm sich übrigens in dieser Zeit ganz musterhaft. Sie klagte nicht, machte ihrem Gatten keine Vorwürfe, ließ es ihn nicht fühlen, daß sie doch nur durch seine Schuld Geldsorgen kennen lernen mußte, die ihr bisher fremd geblieben waren. Im Gegenteil, sie war die Tröstende und Beruhigende. Wenn sie sah, wie Karl düster und verärgert dasaß, da wurde sie ganz Zärtlichkeit, umschlang ihn, drückte seinen Kopf an ihre Brust und sprach ihm Mut zu, wie eine Mutter ihrem Kinde. Das Knabenhafte in ihm war es ja, was sie so sehr anzog, und wenn er so unglücklich dasaß, so strömte sie von Liebe und Mitleid über und liebte ihn doppelt so sehr als sonst.

7. Kapitel

Vor und hinter den Kulissen

Wenige Wochen nach der Eröffnung der Saison spielte Elga ihre erste große Rolle, ein junges, hypermodernes Weib, in einem Stück von Ludwig Fulda.

Sie hatte sich mit der Rolle viel Mühe gegeben und war wirklich gut. Nicht daß sie ganz und restlos auf die Intentionen des Dichters eingegangen wäre — dazu war ihr Talent noch nicht reif, ihre Routine und ihr Auffassungsvermögen noch nicht stark genug — aber sie war gut, spielte natürlich und frei. Und vor allem entzückte sie durch ihre herrliche Schönheit, die in einem grauen, knapp anliegenden Samtkostüm herrlich zur Geltung kam.

Karl saß in einer der vorderen Parkettreihen und verfolgte mit fieberhafter Spannung jede Bewegung, jedes Mienenspiel der schönen Frau da droben, die sein Eigentum war und um deren Besitz ihn jeder Kenner wahrer Frauenschönheit beneiden mußte. Links und rechts hörte er, wie sich die Leute Bemerkungen über die Schönheit der Künstlerin zuraunten, und ein zufriedenes, geschmeicheltes Lächeln kam auf seine Lippen. Mitunter waren die Bemerkungen, die er hörte, auch etwas derb und zynisch. Das verletzte ihn aber nicht, er freute sich des Weibes, das nicht nur in ihm, sondern in allen anderen Männern die Sinne erregte.

Elga gewann in seinen Augen wieder unendlich an Wert und all die kleinen und großen Misereen seiner jungen Ehe waren vergessen.

Plötzlich schrak er zusammen.

Irgend eine Ideenassoziation, die sich, einmal entstanden, kaum mehr kontrollieren läßt, machte in an Helene denken. Und im selben Moment hatte er das physisch deutlich wahrnehmbare Empfinden, daß Helene im Theater anwesend war, daß auch ihre Augen an der schönen Elga Immen hingen, und daß sich hier im Theater eine Komödie der Liebe auf der Bühne und eine Tragödie des Schmerzes im Zuschauerraum abspielte.

So stark war diese Erkenntnis in ihm, daß er sich nicht länger zurückhalten konnte.

Vorsichtig drehte er sich um und streifte mit seinem Opernglas den rückwärtigen und oberen Teil des Theaters ab.

Er hatte sich nicht getäuscht. Da oben, auf dem ersten Rang, saß Helene und ihr Gesichtchen war so totenbleich, daß es sich wie ein scharfer, weißer Fleck aus seiner Umgebung abhob.

Neben ihr saß Dr. Sarmond, dieser Rechtsanwalt, den er einmal flüchtig beim Stiftungsfest des „Eichenlaub“ kennen gelernt hatte.

Karl sah, wie Helene wie entgeistert, mit weit aufgerissenen Augen auf die Bühne starrte, wie aber der Rechtsanwalt neben ihr nicht die gleiche Aufmerksamkeit den Bühnenvorgängen schenkte, sondern immer wieder seine Nachbarin von der Seite ansah.

Lederer biß sich auf die Zähne und ein unangenehmes Gefühl stieg in ihm auf.

Hatte sich also Helene wirklich sobald getröstet? Hatte sie ihr Herz schon einem anderen geschenkt? War sie nur aus Neugierde hierhergekommen? Bitterkeit überfiel ihn und Haß gegen den Menschen da droben, der sich vielleicht so glücklich schätzen durfte, dieses kluge, weitherzige Mädchen sich erobert zu haben.

Dann lachte er halblaut vor sich hin und nannte sich selbst einen Narren.

Wie kam er auch dazu, eifersüchtig auf Helene zu sein, er, der dieses Mädchen verleugnet und verlassen hatte? Mußte er nicht froh sein, wenn sie nun an der Seite eines anderen Mannes ihren Seelenfrieden wieder fand? —

Unter dem brausenden Beifall des Publikums ging der Vorhang nach dem letzten Akt nieder. Immer wieder und wieder aber mußte Elga sich verbeugen, immer wieder und wieder den jubelnden Applaus der Leute quittieren.

Endlich leerte sich langsam das Haus und Karl wartete vor dem Bühneneingang auf seine junge Frau.

Er stand mit dem Gesicht gegen das kleine Portal, um Helene nicht sehen zu müssen, wenn sie vielleicht hier vorbeikam. Erst später, als es leer und still um ihn her geworden war, wagte er es wieder, sich frei und unbefangen zu bewegen.

Nach und nach kamen die Mimen heraus, einzeln und in Gruppen. Von allen Seiten wurde ihm gratuliert, sogar die Damen erklärten mehr oder weniger spitz, mehr oder weniger aufrichtig, daß seine Frau „entzückend“ gewesen sei, die komische Alte konstatierte sogar, daß Elga sie an ihre Jugend erinnere.

Im allgemeinen waren die Herrschaften gegen Lederer nicht mehr ganz so höflich und zuvorkommend, wie im Vorjahr. Wozu auch? Er gehörte nun ja doch so halb und halb zu ihnen und von dem Gatten der Kollegin wurden sie nicht mehr mit Zigarren und Bier traktiert, wie ehemals von dem Eroberer der Kollegin.

Endlich kam auch Elga, die immer eine der letzten war. Wie sie aus der Garderobe kam, den süßlichen, scharfen Geruch der Fettschminke noch an sich, die Augen glänzend, die Wangen glühend von der Erregung dieses Abends, berauschte sie ihn fast ebenso sehr sinnlich wie früher, da er sie noch nicht besessen hatte.

Heftig preßte er ihre schöne Hand und flüsterte ihr leise zu:

„Süß warst du, mein Kind, schön und gut!“

Und sie warf ihm einen schalkhaften Blick zu, drückte seinen Arm an sich und sagte girrend:

„Hast mich wieder lieb, Karl, was? Siehst du, wie recht ich gehabt habe, bei der Bühne zu bleiben? Als Schauspielerin kann ich dich immer wieder erobern!“

8. Kapitel

Im Restaurant

Dann als die beiden einige Schritte gegangen waren, sagte Elga:

„Du, hast du Geld? Ich möchte nämlich gerne ausführlich und gut soupiieren und womöglich ein bißchen Schampus trinken!“

Karl sah rasch das Geld nach, das er in der Hosentasche hatte und sagte mit seinem ganzen Leichtsinne, der nie an das Morgen dachte:

„Zehn Dollars und etwas Kleingeld habe ich. Es reicht für deine Wünsche, und morgen, pah, morgen wird sich schon was finden!“

Elga hatte keine Lust, heute in dem Taumel ihres Erfolges, ans Sparen und Klugsein zu denken. Sie brannte danach, zu Lüchow zu gehen, wo jetzt gerade das bessere Theaterpublikum saß, um sich nochmals sehen und bewundern zu lassen.

„Gut,“ sagte sie lachend, „dann gehen wir eben zu Lüchow und verputzen die zehn Dollars. Morgen pumpe ich halt den Direktor wieder an.“

„Kannst du denn das?“ fragte Karl überrascht.

Die Antwort kam etwas zögernd hervor:

„Ja, weißt du, Karl, ich kann schon, aber das Unangenehme ist nur, daß der Pollram, der Schmierfink, immer gleich glaubt, daß er frech und zudringlich werden kann, wenn er sieht, daß man in Verlegenheit ist.“

„Na ja, wie dieses Gesindel schon ist“, sagte Karl, der die Worte Elgas am liebsten gar nicht gehört hätte, sehr ruhig. „Schließlich liegt es ja an dir, dir das Geld geben zu lassen und die Zudringlichkeiten zurückzuweisen.“

Das Gespräch wurde abgebrochen, da man bei Lüchow angelangt war.

Gleich beim Eintritt in den links von der Straße gelegenen Saal, in dem eine kleine, aber vorzügliche Musikkapelle spielte, wurde Karl eine Überraschung zu Teil.

Zwei Herren sprangen von einem Tisch auf und winkten Karl lebhaft zu. Es waren dies der Rechtsanwalt Sam Rosenstone und Georg Winzer. Rosenstone ließ sich Frau Elga vorstellen und rief dann überlaut, so daß von allen Seiten die Leute hinhorchten:

„Ihr Freund Winzer hat mich ins Theater gelotst, so daß ich Ihre herrliche Gemahlin bewundern konnte. Eigentlich sollte ich Ihnen das sehr übel nehmen, daß Sie mir nicht längst Gelegenheit gegeben haben, eine Frau von solchen Qualitäten kennen zu lernen. Ich muß wirklich von ganzem Herzen gratulieren, Doktor.“

Ein lebhaftes Gespräch begann, und der Anwalt, der bis dahin mit Winzer Bier getrunken hatte, ließ sofort Sekt aufmarschieren.

Ein peinliches, unruhiges Gefühl beschlich Karl. Da saß er nun mit dem reichen Rechtsanwalt an einem Tisch und mit seinem Schulfreund, der ohne Geistesgaben, ohne Erziehung, ohne Bildung auf dem besten Wege war, ein reicher Mann zu werden. Und er selbst mußte wohl oder übel sich und seine schöne Frau von den beiden traktieren lassen, da er selbst ein armer Teufel war, verschuldet bis über beide Ohren, ungewußt, woher am nächsten Tage das Geld für den Lebensunterhalt zu nehmen. —

Sam Rosenstone hatte sich neben Elga gesetzt, die er nun mit Komplimenten überschüttete. Seine ordinäre, grobsinnliche Natur war durch das bildschöne Weib entflammt worden, seine kleinen Schweinsäuglein funkelten und er schnalzte mit den wulstigen, dicken Lippen vor Wonne.

Elga fühlte sich von diesem Menschen im höchsten Grade abgestoßen und nahm seine Süßigkeiten recht

kühl entgegen. Mehr interessierte sie schon Georg Winzer, dessen, ruhige, sichere Männlichkeit ihr imponierte.

Karl machte einigemale den schüchternen Versuch, nun seinerseits eine Flasche Sekt zu bestellen, Georg und Rosenstone protestierten aber jedesmal heftig und Karl, der sich ohnedies mit seinen zehn Dollars sehr unbehaglich fühlte, bestand nicht allzusehr auf sein Vorhaben.

Man war irgendwie auf Geldangelegenheiten zu sprechen gekommen und Elga machte eine humoristische Bemerkung über die Ebbe in ihrer und ihres Gatten Tasche. Das bewog Rosenstone zu einer höchst taktlosen Bemerkung.

„Wenn Sie Geld brauchen, schöne Frau, so wenden Sie sich getrost an mich. Ich werde demnächst mit Ihrem Gatten eine Idee aushecken, um das Geschäft ordentlich zu heben und dann kann ich mehr von dem Vorschuß abziehen wie jetzt.“

Elga errötete unwillig und sah ihren Gatten rasch von der Seite an, da sie fest überzeugt war, daß Karl eine scharfe, zurückweisende Bemerkung machen würde

Dem war aber nicht so. Karl sah in diesem Augenblick nur die Möglichkeit vor sich, seinen Sorgen zu entrinnen, so daß er für die Unzartheit, eine derartige Angelegenheit vor seiner Frau zu besprechen, kein Verständnis hatte. Im Gegenteil, als man kurz darauf aufbrach und er mit Elga nach Hause ging, sagte er sogar gut aufgelegt:

„Es ist doch gut, eine so schöne Frau zu haben. Sogar die Rosenstones werden dann gefügig und liberal“

Elga warf Karl einen überraschten Blick zu, sagte aber nichts. Sie wunderte sich nur, daß Karl ihre Schönheit von dieser Seite zu taxieren begann.

9. Kapitel

Eine sensationelle Verhaftung

Am nächsten Tag, um die Mittagsstunde wurde dem Rechtsanwalt Dr. Heinrich Sarmond wie gewöhnlich ein Mittagsblatt in die Office hineingeworfen.

Gleichgültig nahm er das Blatt zu Hand, um die fetten Aufschriften auf der ersten Seite zu überfliegen.

Jäh fuhr er plötzlich zusammen und starrte mit allen Zeichen des Entsetzens auf zollgroße Worte, die neueste Sensation New Yorks verkündeten:

Der Mörder des Buchmachers Löwy verhaftet!!

**Der Neffe des vor anderthalb Jahren Ermordeten,
der junge Delikatessenhändler Julius Löwy von
Boston Road, der grauenhaften Tat überführt.**

Dr. Sarmond fuhr sich mit der Hand über die Stirn, um sich zu überzeugen, ob er wache oder träume, und las dann den großen, über die erste und zweite Seite hinweggehenden Bericht.

Dieser Bericht schilderte zuerst, wie der vierundzwanzigjährige Delikatessenhändler Julius Löwy von Boston Road im Bronx, nahe der 169. Straße, heute zeitig am Morgen verhaftet worden war, als er gerade den Laden aufschließen wollte. Dann folgte eine genaue, mit zahlreichen Bildern versehene Rekapitulation des Mordes, der vor fast anderthalb Jahren im Juni erfolgt war, und schließlich wurde, ersichtlich nach den Angaben der Polizei, alles das erzählt, was zur Entdeckung des Delikatessenhändlers als Mörder geführt hatte.

Der Bericht hatte folgenden Wortlaut:

„Der Mörder des Buchmachers Löwy aus der Achtzehnten Straße konnte trotz aller Anstrengungen der Polizei nicht entdeckt werden und wäre wohl auch nie entdeckt worden, wenn nicht die Frechheit des Mörders selbst auf seine Spur geführt hätte.“

Als seinerzeit die Untersuchung des Mordfalles Löwy als ergebnislos abgeschlossen wurde, nahm das Nachlaßgericht die wenigen in der Wohnung des Ermordeten vorgefundenen Habseligkeiten in Verwahrung. Sie bestanden aus einigen Anzügen, etwas Wäsche, einem Schirm mit einem silbernen Griff und einigen alten, wertlosen Büchern. Erst späterhin wurde dem Nachlaßgericht gemeldet, daß der Buchmacher auch einen Schreibtisch in einem Officegebäude in der Spring Street gemietet hatte, und daß man bei der Räumung dieses Schreibtisches ein Bündel mit Briefen, einige Geschäftsbücher, ein silbernes Zigarrenetui und einen Füllfederhalter gefunden hatte.

Statt nun diesen Fund der Polizei zu übermitteln, ließ der Nachlaßrichter auch diese Sachen zu den anderen in Aufbewahrung geben.

Im Sommer dieses Jahres nun beging der Neffe des Buchhalters, von dessen Existenz die Polizei gar keine Ahnung hatte, ein jung verheirateter Delikatessenhändler namens Julius Löwy, die Unvorsichtigkeit, diesen Nachlaß durch seinen Anwalt, Heinrich Sarmond, reklamieren zu lassen.

Der Nachlaßrichter prüfte die vorgelegten Erbanprüche und kam nach Durchsicht der vom österreichisch-ungarischen Generalkonsul beglaubigten Familienpapiere des Delikatessenhändlers zur Überzeugung, daß dieser tatsächlich der allein Erbberechtigte sei. Immerhin hielt der Nachlaßrichter es diesmal glücklicherweise für seine Pflicht, die Kriminalpolizei von dem Vorkommnis zu verständigen, bevor dem Anspruchserheber der geringfügige Nachlaß ausgefolgt wurde.

Detektive-Sergeant Flahan, der seinerseits die Untersuchung geleitet hatte, war nicht wenig überrascht, als er von einem in New York lebenden Neffen des Ermordeten erfuhr. Er ließ sich den gesamten Nachlaß des Buchmachers zur Überprüfung ausfolgen und kam auf diese Weise zu überraschenden Ergebnissen.

10. Kapitel

Bedenkliche Briefe

Unter den Briefen des Buchmachers, die man in dessen Schreibtisch gefunden hatte, befanden sich mehrere Briefe des Neffen Julius, aus denen hervorging, daß sich der junge Mann erst einige Monate im Lande befand, daß es ihm sehr schlecht ging und er in seinem Onkel, dem Bruder seines verstorbenen Vaters, die einzige Rettung sah. Aus dem Geschäftsbuch des Buchmachers ließ sich nachweisen, daß dieser auch mehrmals seinem Neffen mit ganz kleinen Beträgen, deren größter fünf Dollars war, ausgeholfen hatte.

In einem Brief, der vom 24. Juni datiert war, verlangte aber Julius die Summe von sage und schreibe zweihundert Dollars, wobei er einen höchst dringlichen Ton anschlug. Er schrieb:

„Ich appelliere diesmal nicht nur an Dein Herz und Gefühl, sondern auch an Dein Gewissen und Gerechtigkeitsgefühl. Erwinnere Dich daran, daß Du es warst, der meinen armen Vater unglücklich gemacht und ihn in den Tod getrieben hat, und verweigere mir eine Hilfe nicht, die von Deinem einzigen Neffen und von einer anderen Person Schreckliches abwenden kann. Mein ganzes Lebensglück hängt von der Summe von zweihundert Dollars ab, die ich sofort haben muß. Onkel, stoße mich nicht in Verzweiflung, reiche mir die helfende Hand! Erwinnere Dich an Deine Blutschuld, an Dein Vergehen gegen meinen Vater, Deinen Bruder!

Ich rechne auf Dich, wie ein gläubiger Jude auf seinen Gott rechnet. Schicke mir das Geld, sonst geschieht etwas Schreckliches! Ich weiß nicht, ob ich morgen noch ein Obdach haben werde, muß Dich also bitten, mir Deinen Entschluß unter meinem Namen, hauptpostlagernd zu senden. Dein unglücklicher, der Verzweiflung naher Neffe
Julius.“

Aus dem Kopierbuch des Buchmachers, der jeden seiner Briefe, auch die ganz privater Natur, zu kopieren pflegte, ging die Antwort hervor, die er seinem Neffen geschickt hatte:

„Dein unverschämter Brief hat nicht die geringste Wirkung bei mir gehabt. Was geschehen ist, ist geschehen, und ich lasse mich durch die Gespenster der Vergangenheit nicht schrecken. Solltest Du mich noch einmal durch einen Deiner Bettelbriefe belästigen, so würde ich Dich ohne weiteres wegen Erpressung, begangen durch die Post, verhaften lassen.“

Dieser Brief war vom 25. Juni datiert, dürfte also am 26. Juni in Händen des Julius Löwy gewesen sein.

Am 27. Juni wurde der Buchmacher Löwy in seinem Bett ermordet!

11. Kapitel

Ein Fehltritt

Detektive-Sergeant Flanagan gelang es nunmehr unschwer, festzustellen, daß dieser Julius Löwy mit seiner jungen Frau Marie an Boston Road, unweit der 169. Straße, einen gut gehenden Delikatessenladen betreibt. Nach sorgfältigen Nachforschungen, die sich von hier bis nach Wien erstreckten, gelang es dem rührigen Detektiv aber auch weiters folgende Tatsachen zu eruieren:

Julius Löwy war in dem Exporthause H. Robitzek & Co. in Wien Bureauangestellter gewesen. Nach fast dreijähriger musterhafter Tätigkeit in diesem großen Handelshause begann der junge Mann auf Abwege zu geraten und auf den Wettrennplätzen zu spielen. Eines Tages stellte sich heraus, daß Julius Löwy verschiedene Beträge, die ihm zur Beförderung übergeben worden waren, unterschlagen hatte. Der junge Mann wurde verhaftet, jedoch auf Grund seiner glänzenden Zeugnisse,

seines reumütigen Geständnisses und seiner Jugend zu nur drei Monaten Gefängnis verurteilt.

Im März wurde er entlassen und wanderte nunmehr nach Amerika aus, wo er nahezu mittellos angekommen sein mußte.

Als Julius seiner Vaterstadt den Rücken kehrte, ließ er ein junges, hübsches Mädchen, die neunzehnjährige Marie Hubel als seine Braut zurück. Das junge Mädchen war ihm von ganzem Herzen zugetan, vergab ihm seinen Fehltritt und gelobte ihm, ihm nach Amerika zu folgen.

Die Verwandten des jungen Mädchens, das keine Eltern mehr hatte, waren indessen sehr gegen diese Verbindung, einerseits, weil Marie einer strenggläubigen katholischen Familie angehörte, während Löwy Jude war, andererseits wegen der Freiheitsstrafe, die der junge Mann erlitten hatte.

Als Julius Löwy Ende März nach New York kam, gelang es ihm nicht, nach den Ermittlungen des Detektiv-Sergeanten, irgendwie festen Fuß zu fassen. Er fand nur vorübergehend Beschäftigung und hatte mit schlimmen Entbehrungen zu kämpfen.

Am 23. Juni scheint die Not des jungen Mannes ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Es wurde ihm von seinem Logiswirt, einem Mann in der Houston Straße, das kleine Zimmerchen hinterm Rücken abgesperrt, für das er schon seit drei Wochen keine Miete gezahlt hatte, und Julius stand obdachlos auf der Straße. Noch etwas scheint ihn aber zum Verbrecher gemacht zu haben. Unter den bei seiner Verhaftung saisierten Briefen befand sich einer, der am 23. Juni, am Tage seiner Delogierung also, in seine Hände gelangt war. In diesem Brief, der aus Wien datiert ist, machte ihm seine Braut Marie Hubel Mitteilung, daß die Chikanen ihrer Verwandten nahezu unerträglich zu werden anfangen. Man wolle sie durchaus an einen alten, verwitweten Kauf-

mann verheiratet und beuge ihre Weigerung und ihrer Versicherung, dem Geliebten treu bleiben zu wollen, mit Kränkungen aller Art und sogar mit körperlichen Mißhandlungen. Am Schluß dieses Briefes bittet Marie Hubel ihren Bräutigam, der ihr anscheinend sein eigenes Elend verschwiegen hat, ihr so viel Geld zu schicken, daß sie die Überfahrt nach Amerika im Zwischendeck machen könne.

Seine eigene trostlose Lage, der Brief der Braut, das alles brachte den jungen Menschen zu Verzweiflung und als er auf sein Schreiben hin die geforderten 200 Dollars nicht bekam, faßte er den Entschluß, den Onkel zu ermorden und zu berauben.

Am 27. Juni geschah der Mord, am nächsten Tage bereits mietete sich Julius Löwy in einem netten Boardinghouse an der Lexington Avenue ein, kaufte sich neue Kleider und Wäsche und schickte, wie Detektiv Flanahan durch die Vermittlung der Postbehörde feststellen konnte, seiner Braut per Postanweisung hundert Dollars, außerdem aber ein Billett für die zweite Kajüte des Bremer Schnelldampfers „Kronprinz Wilhelm“. Gleich nach der Ankunft des Dampfers, noch im Pier, fand die Trauung durch den Friedensrichter Seymour aus Hoboken statt, und kurze Zeit darauf richtete sich das junge Paar einen Delikatessenladen an Boston Road ein, der, da beide außerordentlich fleißig waren, recht gut ging.

Die arme junge Frau, die einem freudigen Ereignisse entgegenseht, wurde bei der Verhaftung ihres Gatten bewußtlos, und mitleidige Nachbarn, bei denen die jungen Leute sehr beliebt sind, nahmen sich ihrer an. Julius Löwy leugnet jede Schuld und erklärt sich als das Opfer eines unglücklichen Zufalles. Zur Zeit, wo dieser Bericht der Presse übergeben wurde, begann das Verhör des Verhafteten im Polizeihauptquartier.

12. Kapitel

Frau Marie

Dies der Bericht der Zeitung, den Dr. Sarmond einmal und nochmals durchlas, um das Blatt schließlich zusammenzuballen und fassungslos vor sich hinzusehen.

Das, was da veröffentlicht war, schien einen Zweifel an der Schuld des jungen Menschen fast nicht zuzulassen, und grenzenloses Mitleid mit der armen, braven jungen Frau des Mörders überfiel Dr. Sarmond.

Er hatte nicht lange Zeit über das Schreckliche nachzugrübeln, denn plötzlich klopfte es leise und schüchtern an der Tür seiner Privatoffice, die von dem ersten Raum, in dem die Schreiber saßen, ganz getrennt war. Und auf sein „Herein“ kam Frau Marie Löwy selbst herein.

Totenbleich, die Augen geschwollen, die Haare wirr in die Stirne hängend, stand sie einen Augenblick stumm vor ihm da, dann sank sie in die Knie, umklammerte die Füße des Anwalts und rief schluchzend:

„Doktor, helfen Sie meinem armen Mann, retten Sie uns!“

Dem Anwalt liefen die Tränen über die Wangen, als er dieses Bild des Jammers vor sich sah. Tröstend und liebevoll hob er die junge Frau, deren Leib gesegnet war, auf, setzte sie auf einen breiten, bequemen Drehstuhl, beruhigte sie und ließ sich dann von ihr alles erzählen, was er aus der Zeitung ohnedies schon wußte.

„Natürlich, kleine Frau, übernehme ich ohne weiteres die Verteidigung Ihres Gatten. Aber nun sagen Sie mir ganz offen und aufrichtig, ohne Rückhalt und Bedenken: „Halten Sie Ihren Mann für absolut unschuldig?“

„So wahr Gott mir und dem Kinde unter meinem Herzen helfen möge, so wahr ist mein Mann unschuldig! Julius ist der beste Mensch von der Welt, Doktor! Er

ist so harmlos und mitleidig, daß er einem Menschen kein Haar krümmen, geschweige denn ihn ermorden könnte. Nein, Doktor, mein Mann hat mit diesem Mord ebenso wenig zu tun gehabt, wie ich und Sie.“

13. Kapitel

Ein Schwur

Dr. Sarmond dachte einen Augenblick nach und sagte dann bedächtig:

„Sie wissen doch, woher das Geld stammt, von dem Ihr Mann Ihnen das Reisegeld geschickt und später den Delikatessenladen eingerichtet hat?“

„Nicht genau,“ erwiderte die junge Frau unruhig. „Als ich ihn danach fragte, sagte er mir: „Kind, ich habe es mir unter großen Schwierigkeiten und Demütigungen verschafft. Seien wir froh, daß ich es habe und reden wir nicht mehr darüber.“ Das genügte mir, und ich stellte weiter keine Frage mehr, die diese Angelegenheit betraf.“

Dr. Sarmond machte ein sehr ernstes, bekümmertes Gesicht und sagte leise und zögernd:

„Nun wird er allerdings darüber reden müssen, denn ich fürchte, daß von der klaren Beantwortung dieser Frage alles andere abhängen wird.“

Dann ergriff der Rechtsanwalt die Hände der jungen Frau und sagte mit seiner warmen, herzerquickenden Freundlichkeit:

„Und nun, kleine Frau, nicht verzagen! Gehen Sie ruhig nach Hause und schonen Sie sich, denken Sie an Ihre und Ihres Kindes Gesundheit. Ich fahre jetzt nach dem Polizeihauptquartier und versuche, dafür zu sorgen, daß Ihr Mann nach Tombs überführt wird, wo ich ihn dann sprechen kann. Nachher komme ich zu Ihnen.“

Der Gefängniswärter brachte den des Mordes verdächtigen Julius Löwy in das Anwalts-Konferenzzimmer,

nahm ihm die Fesseln ab und ließ ihn mit Dr. Sarmond allein.

Der Anwalt schüttelte dem vollständig darniedergebrochenen jungen Menschen, der einen recht sympathischen Eindruck machte, die Hand und begann dann:

„Hören Sie, Löwy, wenn ich ihre Verteidigung mit einiger Erfolgsmöglichkeit übernehmen soll, so müssen Sie sich mir anvertrauen, wie sich selbst. Ihre arme kleine Frau“ — Löwy begann bei der Erwähnung seiner Frau heftig zu schluchzen — „glaubt fest an Ihre Unschuld. Ich bin allerdings skeptischer. Jedenfalls dürfen Sie mir gegenüber nicht mit der Wahrheit zurückhalten. Daß ich Sie nicht verraten werde, versteht sich ja von selbst, wohl aber kann ich, wenn Sie mir gegenüber die Tat eingestehen, vielleicht so plaidieren, daß Sie nur wegen Totschlag und nicht wegen Mord verurteilt werden. Man wird ohnedies gerne annehmen, daß sie Ihren höchst unsympathischen Onkel aufgesucht, um Geld gebeten und schließlich in rasender Wut getötet haben. Nun, Löwy, sagen Sie mir die Wahrheit, aber auch nichts als die Wahrheit.“

Der junge Mann, der dem Anwalt verschiedene Male ins Wort hatte fallen wollen, atmete tief und schwer auf und sagte dann klar und fest:

„Herr Doktor! Meine Eltern sollen in ihrem Grabe keine Ruhe finden, meine Frau und mein ungeborenes Kind sollen eines qualvollen Todes sterben, wenn ich mit der Ermordung meines Onkels irgend etwas, auch nur das Geringste, direkt oder indirekt zu tun gehabt habe.“

Während der junge Mensch diesen Schwur aussprach, war aus seinem Gesicht jeder Blutstropfen gewichen, und Dr. Sarmond empfand es in diesem Moment mit absoluter Gewißheit, daß der Mann keinen Falschschwur geleistet hatte, daß er unschuldig war.

Kräftig und warm drückte er ihm abermals die Hand und sagte mit größter Herzlichkeit:

„Ich glaube Ihnen, Löwy, und freue mich darüber, daß ich Ihnen glauben darf. Nun setzen Sie sich aber und beantworten Sie mir meine Fragen. Zunächst werde ich Ihnen den Zeitungsbericht über Ihre Verhaftung vorlesen, und Sie werden mir dann sagen, was daran unrichtig ist.“

Dr. Sarmond tat dies, und Julius Löwy machte einige unbedeutende Ausstellungen.

„Der Bericht ist also im Großen und Ganzen in Übereinstimmung mit den Tatsachen. Worauf beziehen sich nun die ominösen Bemerkungen in Ihrem letzten Brief an Ihren Onkel, in denen Sie ihm die Schuld an dem Tode Ihres Vaters geben?

„Mein Vater hatte ein gutgehendes Kommissionsgeschäft in Wien und nahm den um viele Jahre jüngeren Bruder als Teilhaber auf. Diese Großherzigkeit lohnte mein Onkel dadurch, daß er Unterschlagungen im großen Stil beging, die Unterschrift meines Vaters fälschte und andere unsaubere Handlungen beging. Dann, als er das Geschäft ruiniert hatte und wußte, daß nun alles herauskommen müsse, flüchtete er nach Amerika und überließ meinen Vater seinem Schicksal. Das Gericht glaubte zuerst, daß mein Vater mit seinem Bruder unter einer Decke gesteckt hätte, mein Vater wurde verhaftet und beging im Untersuchungsgefängnis Selbstmord, indem er sich erhängte. Dann allerdings stellte sich heraus, daß mein armer Vater das Opfer seines Bruders geworden war.“

14. Kapitel

Ein verhängnisvoller Fund

Eine Weile schwiegen beide — der Anwalt und sein Klient — dann sagte Dr. Sarmond:

„Gut, dann wäre dieser Punkt hinreichend aufgeklärt. Und nun eine andere Frage, von deren Beantwortung so gut wie alles abhängt: In der Zeit vom

24. bis 27. Juni haben Sie sich nachweisbar in größter Not befunden. Am 28. Juni morgens hingegen, also fast unmittelbar nach dem Morde, haben Sie über Geld verfügt, konnten Ihrer Braut helfen und sie nachkommen lassen, ein Zimmer für sie mieten und sich neu ausstatten. Ich frage sie nun: Wie sind Sie zu diesen Geldern gekommen und wie viel betrug diese Summe?“

In höchster Spannung hatte sich der Anwalt erhoben und hing nun förmlich an den Lippen seines Klienten.

Julius Löwy aber wurde noch um eine Nuance bleicher und sagte leise und bekümmert:

„Diese Frage habe ich erwartet und gefürchtet. Und ich weiß, daß durch ihre Beantwortung in Ihnen alle Zweifel an meine Unschuld wieder entstehen werden. Sie werden mir ebensowenig glauben können, wie es die Polizeibeamten bei dem vierstündigen Verhör getan haben.“

„Nun, reden Sie, reden Sie, Löwy!“ rief Doktor Sarmond ungeduldig.

„Herr Doktor, ich habe in derselben Nacht, in der der Mord an meinem Onkel begangen wurde, die Summe von 860 Dollars gefunden!“

Der Anwalt fuhr überrascht zusammen.

„Das allerdings kann ich Ihnen schwer glauben, sehr schwer, Julius Löwy!“

Dem jungen Menschen rannen schwere Tränen über die bleichen Backen.

„Und doch ist es wahr, Doktor, so wahr, wie sehr ich nur wünsche, wieder an der Seite meiner geliebten Frau weilen zu dürfen. Ich will Ihnen erzählen, wieso ich das Geld gefunden hatte, Doktor.“

„Gut, erzählen Sie.“

„Ich wanderte in jener Nacht obdachlos, hungrig, im Zustand vollster Verzweiflung, mit Selbstmordgedanken umher.

So gegen elf Uhr abends hatte ich das unbedingte Bedürfnis, meine müden Glieder irgendwo auszuruhen und etwas Wasser zu trinken. Da ich mich nun gerade an der 40. Straße befand, so begab ich mich nach dem Grand Central Depot. Kaum hatte ich dort ein paar Gläser Eiswasser hinuntergestürzt, als meine Aufmerksamkeit von einem älteren, weißbärtigen Herrn erregt wurde, der mit einer Unzahl von Taschen, Täschchen, Plaidrollen und Schachteln beladen war und erregt hin und herirrte.

Ich sah, wie dieser Herr von einem Beamten an einen bestimmten Schalter gewiesen wurde, wo er sich sein Billett lösen sollte. Gleich darauf ließ der Herr einige seiner Gepäckstücke fallen und bemühte sich vergebens, sie aufzuheben. Rasch war ich zur Stelle, da ich dachte, daß sich hier vielleicht ein paar Cents verdienen ließen, und half dem alten Herrn.

Er nahm meine Hilfe an und ich trug ihm den größten Teil seines Gepäcks nach bis zum Billett-schalter. Dort löste er eine Karte, ich weiß aber absolut nicht, wohin. Zur Bezahlung griff er in beide Hosentaschen und brachte aus jeder Tasche eine Rolle Banknoten hervor. Die eine Rolle war lose zusammengewickelt, die andere steckte in einem schwarzledernen Dollartäschchen, wie man sie hier hat.

Als er seine Fahrkarte hatte, wollte er mir etwas schenken, es stellte sich aber heraus, daß er kein Kleingeld hatte. Er sagte mir — da er englisch sprach, verstand ich kaum die Hälfte seiner Worte — ich möchte mit ihm nach dem Restaurant gehen, wo er einen Kaffee zu trinken wünsche.

Ich ging also hinter ihm drein nach dem Restaurant. Er bestellte für sich und auch für mich eine Tasse Kaffee und zahlte, indem er die Dollartasche hervorzog und einen Zwanzigdollarschein zum Wechseln gab.

Gerade als der Kellner mit dem Wechselgeld kam, ertönte von irgend woher ein Abfahrtsignal, der alte

Herr wurde nervös, sprang ängstlich auf, steckte das Wechselgeld in die Hosentasche, schob mir einen halben Dollar zu, packte seine Pakete und raste davon.

Auf dem Tisch hatte er aber die Dollartasche mit- samt ihrem Inhalt liegen gelassen — — —

15. Kapitel

Eine Fundverheimlichung und ihre Folgen

Ich stand zuerst wie versteinert da, dann steckte ich, einer instinktiven Regung folgend, die Rolle ein.

Eine Viertelstunde wartete ich in fieberhafter Spannung, dann fühlte sich mein Gewissen beruhigt, und ich entfernte mich mit der Geldtasche. Ich glaubte, daß Fundverheimlichung hierzulande kein Vergehen ist, und so tat ich das, was an meiner Stelle wohl die aller- meisten Menschen getan hätten, besonders wenn sie sich in meiner Lage befänden.

Und nun, Herr Doktor, verhält sich alles weitere genau so, wie es in dem Bericht geschildert ist: Ich schickte meiner Braut Geld und das Schiffsbillett, stattete mich aus, errichtete mir das kleine Delikatessengeschäft und lebte glücklich und zufrieden an der Seite meiner guten, lieben Frau, die mich in wenigen Wochen mit einem Kinde beschenken soll.“

Wieder schwiegen beide, und Dr. Sarmond hatte abermals das feste Bewußtsein, daß Julius Löwy die Wahrheit gesprochen hatte. Gleichzeitig aber fühlte er, vor welch' gigantischer Aufgabe er in seiner Eigenschaft als Anwalt dieses so sehr verdächtigten Menschen stand.

„Warum haben Sie eigentlich Ihrer Frau nichts von der Herkunft dieses Geldes erzählt, Löwy?“

„Herr Doktor, Marie ist so moralisch und absolut ehrlich, daß sie sich über die Art und Weise, wie ich zu dem Gelde gekommen bin, schwer gekränkt hätte. Ob nun hierzulande Fundverheimlichung bestraft wird oder nicht, für ihr empfindsames Gewissen wäre das

Ganze eine höchst unehrenhafte Handlung gewesen. Und sehen Sie, Doktor, man ist doch schließlich nur ein Mensch und will nicht in den Augen seiner jungen Frau schlecht dastehen.“

Dr. Sarmond nickte verständnisvoll. Dann erhob er sich, schüttelte dem jungen Mann abermals fest die Hand und gab ihm das Versprechen, nicht nur seine Sache führen, sondern auch über das Wohl und Wehe der jungen Frau, die ihrer schweren Stunde entgegensah, wachen und sorgen zu wollen.

Völl schwerer und banger Gedanken begab sich dann Dr. Sarmond nach dem Bronx, um nach der armen jungen Frau zu sehen und unterwegs ein Feldzugsplan zu entwerfen.

16. Kapitel

Ein Ohnmachtsanfall

Karl Lederer war an dem Tage, an dem die Zeitungen über die Verhaftung des Julius Löwy berichteten, sehr stark in seiner Office beschäftigt gewesen, so daß er sich seinen Lunch ins Bureau hatte kommen lassen und keine Gelegenheit gefunden hatte, eine der ersten Abendzeitungen zu sehen.

Dann, als er vor seiner Wohnung angelangt war, kaufte er bei einem Jungen ein Abendblatt, ohne es vorläufig anzusehen.

Zu Hause begrüßte ihn seine Frau herzlich und teilte ihm mit, daß es ihr gelungen sei, aus dem Direktor Pollram noch einen Hunderdollarschein herauszuschinden.

„Leicht ist es mir nicht geworden, Karl, und lieber wäre es mir schon, ich hätte das nicht noch einmal notwendig,“ fügte sie seufzend hinzu. „Es ist wirklich kein Vergnügen, sich von diesem kleinen, lüsternen Gesellen anfassen zu lassen. Ich sage dir, der Kerl nützt solche Situationen bis aufs Äußerste aus, und bevor

man das Geld hat, ist er eigentlich schon auf seine Rechnung gekommen. Na, ich weiß mich ja schließlich noch meiner Haut zu wehren, aber ich kann mir denken, wie rettungslos dem sauberen Herrn ein unerfahrenes junges Ding preisgegeben ist —“

Karl war tief empört, aber er hütete sich, weiter zu ergründen, worin die Zudringlichkeiten des Direktors bestanden hatten, um nicht handeln zu müssen.

Elga begann sich nun anzukleiden, um zum Abendessen, das wie immer im Restaurant eingenommen werden mußte, zu gehen. Inzwischen setzte sich Karl behaglich in seinen Lehnstuhl, schlug die Zeitung auseinander und begann zu lesen.

Weit kam er nicht. Als er die erste fette Überschrift gelesen hatte, begannen die Buchstaben vor seinen Augen umher zu tanzen, sein Herz schlug zuerst in rasender Eile, um dann ganz zu stocken, das Blut schoß mit Wucht gegen seinen Kopf, er stieß einen röchelnden Laut aus und fiel kopfüber ohnmächtig vom Stuhl hinunter auf den Teppich.

Elga stand zuerst fassungslos da, dann begann sie gellend zu schreien und stürzte, halb entkleidet wie sie war, hinaus, um die Nachbarschaft zu alarmieren.

In wenigen Minuten war ein Arzt aus der Nachbarschaft, Dr. Lieblich aus Wien, zu Stelle. Karl lag noch immer ohnmächtig, die Zeitung krampfhaft in den Händen haltend, da. Rasch legte ihn der Arzt zurecht, riß ihm Kragen und Hemd auf, träufelte ihm Essig und Wasser ins Gesicht und bewegte die Arme des Ohnmächtigen im Kreise, um das Blut wieder in Bewegung zu bringen.

Ein paar bange Augenblicke, und Karl kam wieder zu sich. Er schlug die Augen auf, fuhr sich mit der Hand, die die Zeitung hatte fahren lassen, über die Stirn, blickte scheu und verwundert um sich und schrie plötzlich gellend auf:

„Es ist nicht wahr, ich habs nicht getan!“

Dann aber, als er sah, wie Elga und der Arzt sich um ihn bemühten und ihm freundlich zusprachen, kam er wieder zu vollem Bewußtsein, lächelte schwach und sagte leise:

„Es war nichts, ich habe mich heute wohl zu sehr angestrengt.“

Er war es nun, der die schluchzende Elga tröstete, nur daß dabei seine Augen nicht in die ihren sahen, sondern schief über sie, die neben ihm kniete, hinweg nach der Zeitung schielten, die geöffnet, mit der ersten Seite nach oben, auf dem Teppich lag.

Ruhig ließ er sich schließlich entkleiden und zu Bett bringen. Einem Wink des Arztes folgend, verdunkelte Elga das Zimmer, schloß sorgfältig die Türen hinter sich und schlich leise aus dem Zimmer.

„Er wird jetzt wahrscheinlich ein paar Stunden fest schlafen,“ sagte der Arzt, „und nachher ist alles wieder in Ordnung. Aber nun sagen Sie mir einmal, wie eigentlich Ihr Gatte zu diesem Ohnmachtsanfall gekommen ist. Leidet er öfters an solchen Anfällen, oder ist er über irgend etwas heftig erschreckt worden?“

„Nein, Doktor, weder das eine noch das andere! Es ist das sicher seine erste Ohnmacht, wenigstens hat er mir nie derartiges erzählt. Schrecken kann auch die Ursache nicht gewesen sein. Er kam ganz fidel nach Hause, setzte sich in den Stuhl, las die Zeitung und stürzte dann plötzlich röchelnd vornüber.“

„Sie wissen also auch nicht, worauf sich diese Bemerkung, „ich habs nicht getan“, bezieht?“

„Keine Idee habe ich, Doktor! Ich denke wohl, daß dies ein unbewußter, seiner Phantasie entsprungener Ruf war, von dem er selbst nichts weiß.“

Kopfschüttelnd bückte sich Dr. Lieblich, um die Zeitung vom Teppich aufzuheben.

„Da steht ja nichts, als die Geschichte von dem erwischten Mörder. Na, das kann ihn ja nicht weiter

aufgeregt haben. Schließlich wie gesagt, die Geschichte ist nicht weiter gefährlich, lassen Sie ihn jetzt schlafen, ich sehe in drei Stunden wieder nach.“

17. Kapitel

Qualen

Dr. Lieblich hatte sich getäuscht. Karl schlief nicht fest ein, sondern er wälzte sich wachend im Bett umher, während grauenhafte, blutige Bilder vor ihm umhertanzten, sodaß er sich wie im Fieber schüttelte und die Zähne aufeinanderpreßte, um nicht laut und gellend aufzuschreien.

Schließlich litt es ihn nicht länger im Bett, er stand auf, nahm seinen Schlafrock und ging zu Elga, die vorne im Parlor saß, hinein.

Als sie ihn dringend bat, sich wieder zu legen, wehrte er gereizt ab.

„Laß das, ich fühle mich wieder ganz wohl und kann im Lehnstuhl ebenso gut warten, bis Dr. Lieblich wieder gekommen ist. Es war ja absolut weiter nichts, eine alte, konfuse Frau hatte einfach mit einer endlosen Erzählung meine Nerven so irritiert, daß ich einen kleinen Knacks bekommen habe.“

Dabei machte er es sich wieder im Lehnstuhl bequem und sagte erst nach einer ganzen Weile, während der Elga zärtlich neben ihm auf dem Arm des Stuhles saß und ihm leise mit der Hand durch die blonden, dichten Haare fuhr:

„Jetzt kannst du mir wieder die Zeitung geben, Lieb!“

Vergebens hatte er versucht, diese Worte im harmlosesten Ton hervorzubringen. Sie kamen gepreßt, gequält, dumpf, in einer Stimmlage, die ihm sonst ganz fremd war, heraus, so daß Elga ihn ängstlich ansah. Sie wollte ihn aber nicht durch irgend welchen Widerspruch reizen und brachte die Zeitung herbei.

Mit zusammengekniffenen Lippen und fliegenden Pulsen las Karl den langen Bericht durch, Zeile für Zeile, Wort für Wort. Je weiter er aber las, desto leichter wurde ihm zu Mute, bis er schließlich laut und hysterisch auflachte und in toller Laune aufsprang, Elga umfaßte und mit ihr im Zimmer herumsprang.

Alles in ihm war Erleichterung und Jubel. So berauschend kam über ihn die Gewißheit, daß nun erst recht nicht die Spur eines Verdachtes auf ihn fallen konnte, daß es ihm gar nicht zum Bewußtsein kam, wie fürchterlich und tragisch durch seine Schuld ein anderer, ein Unschuldiger, ins Elend und Verderben gestürzt wurde.

Nachts, als er mit offenen Augen dalag und alles, was heute geschehen war, wieder an sich vorbeiziehen ließ, da lachte er sogar leise boshaft vor sich hin. Er haßte instinktiv diesen jungen Menschen, der die vergessene Bluttat wieder ans Tageslicht gezerrt und freute sich über das Mißgeschick dieses Armen. —

Inzwischen zogen sich über seinem Haupte Unwetter zusammen, an die er am allerwenigsten denken konnte.

18. Kapitel

Ein sauberer Plan

Rechtsanwalt Rosenstone und Georg Winzer saßen in einer kleinen Weinkneipe am Broadway, unweit des Union Square, zusammen und setzten ein merkwürdiges Gespräch fort.

„Also, Sie glauben, daß schließlich und endlich mit der Immen doch etwas zu machen sein wird?“ fragte grinsend Rosenstone.

Es herrschte ein düsteres Halbdunkel in dem Kellerlokal, sodaß Rosenstone das sarkastische Lächeln seines Gegenüber nicht wahrnehmen konnte.

„Allerdings,“ erwiderte bedächtig und lauend Winzer: „So, wie die zwei Leute wirtschaften, muß später oder früher der Krach eintreten. Und ist erst einmal die ärgste Not da, dann — na dann wird mein verehrter Schulkollege in seinem bodenlosen Leichtsinn und mit seiner Vogelstraußpolitik seine schöne Frau selbst in die unmöglichsten Situationen hineinhetzen. Einer von den Menschen, die die verkörperte Noblesse sind, wenn sie Geld haben, und sich über alles hinwegsetzen, wenn sie es brauchen.“

„Nun, dann wünsche ich nur, daß dieser Krach recht bald eintritt, denn ich sage Ihnen, ich brenne nach diesem Weibe, wie ein Säufer nach seinem Whisky. Jedenfalls werde ich ihm den nächsten Vorschuß abschlagen.“

„Das genügt nicht,“ sagte Winzer eiskalt. „Mit einem gemeinsamen Einkommen von zirka hundert Dollars die Woche gerät man nicht in wirkliche Not. Sein Einkommen müßte ganz wegfallen, dann würde der Apfel bald reifen.“

Nun verstand Sam Rosenstone seinen Tischnachbar ganz.

Er piff leise vor sich hin, wackelte mit dem Kopf, schmatzte mit den dicken Lippen, tat einen langen Zug aus seinem Römer und sagte schließlich, während er ein Auge zusammenkniff:

„Ein Gemütsmensch sind Sie, das muß man Ihnen lassen! Ueberufen! Nu, ich möchte nicht als der Schwächere unter Ihre Hände geraten. Aber recht haben Sie, sehr recht sogar! Ich werde ihn einfach hinaus-schmeißen!“

Sehr kühl und reserviert antwortete Winzer, als wenn ihn schließlich die ganze Sache nichts angehe:

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, lieber Rosenstone, daß Sie mich um meinen Rat gefragt haben und ich Ihnen denselben objektiv und ohne eigenen Interessen gebe. Eigentlich ist es ja ein Unrecht gegen den

armen Teufel, aber schließlich — ob früher oder später ist ja doch schnuppe. Und dann muß ich Sie ja wegen unserer komplizierten Geschäfte, die wir zusammen vorhaben, bei guter Laune und klarem Verstand erhalten. Falls Sie aber diese Immen nicht bekommen, so schnappen Sie schließlich noch über.“

Rosenstone lachte laut und schmierig auf, überlegte kurz und sagte dann:

„Sie haben wieder recht, ich werde wirklich toll aus Gier nach diesem Weib. Kurzum, ich folge Ihnen, denn in Weibergeschichten haben Sie ja mehr Routine, als ich.“

Winzer unterbrach ihn mit einem trockenen Lachen: „Kunststück — ich komme aus Berlin, wo man auf diesem Gebiete schon einiges erleben kann, und Sie kommen aus Krotoschin, wo Sie wahrscheinlich mit alten Hosen gehandelt haben.“

„Machen Sie gefälligst keine solchen Späßchen mit mir!“ brummte der Anwalt. „Übrigens, meiner halben, Krotoschin ist auch nicht übel und heute bin ich jedenfalls der Advokat Rosenstone, der weiß, wo er bleibt. Also, ich kündige ihm! Wissen Sie was — der Mann fällt mir mit seinen ewigen Vorschüssen ohnedies auf die Nerven und das ganze deutsche Geschäft trägt lange nicht so viel ein, wie ich gehofft habe.“

19. Kapitel

Dasselbe Ziel

Ein paar gleichgültige Worte noch, dann gingen sie auseinander. Rosenstone fuhr stadtabwärts nach seiner Office, Winzer bummelte den Broadway aufwärts.

Kaum war er allein, als er mit allen Zeichen des Ekels weit ausspie.

„Widerlicher Geselle das,“ murmelte er vor sich hin. „Irrt sich, wenn er glaubt, daß er jemals die schöne Elga bekommen kann. Rosen sind für Schweine nicht gewachsen, auch bin ich ja gottlob da!“

Die Sache war nämlich die, daß Georg Winzer selbst rasend in die Frau seines Schulfreundes verliebt war. So intensiv und verzweifelt, wie noch nie zuvor in seinem Leben. Er hatte sich dasselbe Ziel gesteckt, wie Rosenstone: er wollte dieses Weib erringen, mochte es kosten was immer. Sein Plan war aber so schlau, daß ihm dieses Erringen voraussichtlich sehr wenig kosten würde, denn Rosenstone sollte die Spesen tragen! Der Anwalt sollte zahlen, er, Georg Winzer, aber genießen.

Am nächsten Tag schon rief Rosenstone Karl Lederer zu sich in die Privatoffice, ließ ihn Platz nehmen, bot ihm eine Zigarre, die beste sogar an, und begann dann:

„Lieber Freund, ich muß Ihnen eine unangenehme Eröffnung machen. Ich habe mir die Sache hin und her überlegt und bin zu dem Resultat gekommen, daß ich das deutsche Departement wieder auflassen werde. Es trägt nicht so viel ein, wie ich geglaubt habe, auch ist im „Morgen-Journal“ bereits ein versteckter Angriff gegen unsere Geschäftspraktiken erfolgt, der auf ja und nein zum offenen Angriff werden kann — kurzum, die Sache steht nicht dafür und ich mache Schluß.“

Karl Lederer war totenbleich geworden und murmelte ganz verstört vor sich hin:

„Das ist mir jetzt gerade sehr peinlich, sehr sogar!“

„Ach, Unsinn,“ sagte Rosenstone mit biederer Stimme, die die Malice nicht erkennen ließ, „wegen des Vorschusses von fünfhundert Dollars, den Sie mir noch schulden, brauchen Sie sich den Kopf nicht zu zerbrechen. Den lassen wir stehen, bis Sie ein reicher Mann geworden sind.“

„Dazu ist momentan sehr wenig Aussicht vorhanden,“ sagte Karl sehr bitter. „Sie kennen ja meine desolaten Verhältnisse und wissen, daß wir ohnedies nie ausgekommen sind, geschweige denn jetzt existieren können.“

Der unverbesserliche Optimist

Rosenstone legte dem jungen Mann seine fleischige, behaarte Hand auf das Knie und sagte wohlwollend:

„Seien Sie nur unbesorgt, Doktor, ein Mann mit Ihren Fähigkeiten und Ihrem eleganten Auftreten ist nicht verloren! Sie werden etwas anderes finden, etwas besseres sogar. Und dann — wenn es Ihnen wirklich schlecht gehen sollte — nun, dann bin ich ja noch immer da, könnte es ja mit meinem Gewissen nicht vereinbaren, einen so netten Menschen, wie Sie es sind, und ein so entzückendes Frauchen, wie die Ihrige, Not leiden zu lassen.“

Sofort hob sich der Mut Karls wieder bedeutend. Er ahnte nicht, daß hinter diesen Worten nur Falschheit, Tücke und Berechnung lag, sondern nahm sie so, wie er sie gehört hatte: dieser erfahrene Mann war einerseits überzeugt davon, daß er etwas anderes, besseres sogar, finden würde und sicherte ihm seine pekuniäre Hilfe für den Notfall zu. Also war ja das Unglück nicht gar so groß.

Immerhin begab er sich in sehr mäßiger Stimmung gleich darauf zu Georg Winzer, um ihn von dem Geschehnis in Kenntnis zu setzen.

Auch dieser nahm die Situation scheinbar nicht allzu ernst.

„Ich wußte bereits gestern, daß dies geschehen würde. Rosenstone erzählte es mir und ich versuchte vergebens, ihn umzustimmen. Wenn das alte Ekel sich einmal etwas in seinen Kopf gesetzt hat, so ist er nicht mehr davon abzubringen, daß weiß ich aus eigener Erfahrung.“

Den Kopf hoch, Junge, hier in diesem Lande trauert man einer verlorenen Sache nicht nach, sondern man denkt sofort an einen neuen Gewinn. Ich werde schon wieder etwas für dich haben, Karl, nur muß du mir

Zeit lassen. Ich habe jetzt große Pläne, es wird in der nächsten Zeit eine grandiose Aktiengesellschaft zur Parzellierung und Urbarmachung großer Landstrecken im Süden gegründet, und — wer weiß — vielleicht werde ich Direktor oder Präsident, wie man es hier nennt. Dann sollst du natürlich mit mir das Fett von der Sahne abschöpfen. Jedenfalls wird es gut sein, wenn ich dich oft sehe, und wenn du nichts dagegen hast, werde ich euch häufig abends vom Theater abholen.“

Karls gute Laune war wieder hergestellt und sein Auftreten war so siegesgewiß und zuversichtlich, daß schließlich auch Elga, die namenlos betrübt durch die Nachricht von der Stellenlosigkeit ihres Gatten war, sich bald beruhigte.

21. Kapitel

Gravierende Momente

Die Untersuchung gegen den des Mordes verdächtigten Julius Löwy ergab von Tag zu Tag belastendere Resultate.

Da war zunächst einmal die Summe von neunhundert Dollars, die er im Grand Central Depot gefunden haben wollte. Sowohl der Distriktsanwalt Jerome, als auch Dr. Sarmond ließen Nachforschungen anstellen, der Eine, um die Unwahrheit dieser Erzählung zu beweisen, der Andere aus entgegengesetzten Gründen.

Tatsächlich war das Resultat dieser Untersuchung negativ und schien dafür zu sprechen, daß der junge Mann gelogen hatte. Der ominöse alte Herr mit dem weißen Bart, der die Summe angeblich liegen gelassen hatte, hatte seinen Verlust niemals angezeigt, das Geld niemals reklamiert — die Geschichte war also einfach unwahr, der alte Herr hatte nur in der Phantasie des Mörders existiert.

Weit verhängnisvoller für den Angeklagten gestaltete sich aber die Untersuchung des öffentlichen Anklägers in

Bezug auf die Waffe, mit der der Mord begangen worden war. Mit einem Rasiermesser war der tödliche Schnitt gemacht worden — das war sicher. Hatte nun Julius Löwy ein derartiges Werkzeug gehabt oder nicht? Er selbst sagte nein und für den Distriktsanwalt war es sehr wichtig, diesen Punkt aufzuklären. Ein unerwarteter freiwilliger Zeuge kam ihm zu Hilfe. Es meldete sich bei dem Distriktsanwalt ein Mann, der seinerzeit mit Löwy zusammen in dem Boardinghaus an der Houston Street gewohnt hatte, aus dem Löwy später delogiert wurde.

Dieser Mann gab an, daß Löwy ihm wenige Tage vor seiner Delogierung geklagt habe, daß er nicht mehr in der Lage sei, sich rasieren zu lassen, was ihm das Stellensuchen sehr erschwere. Da dieser Mann nun zwei Rasiermesser hatte, borgte er eines von ihnen dem Löwy. Nach der Delogierung Löwys hatte er weder von seinem Rasiermesser noch von Löwy je wieder etwas gesehen.

Löwy wurde sofort vom Distriktsanwalt in Gegenwart seines Verteidigers über diesen Punkt befragt. Nach einigem Besinnen schlug er sich mit der Hand gegen die Stirne und sagte lebhaft:

„Allerdings, nun entsinne ich mich. Die Sache ist genau so, wie sie der Mann erzählt. Ich bekam von ihm ein Rasiermesser, konnte es aber nie handhaben und schnitt mich sogar tüchtig beim ersten Rasierversuch. Da ich damals nicht einen Cent im Besitz hatte, so ließ ich mich dazu hinreißen, das Messer einem Trödler für zehn Cents zu verkaufen.“

Die Adresse des Trödlers konnte aber Löwy nicht angeben, da sie seinem Gedächtnis entfallen war, und damit schien sein Schicksal besiegelt zu sein. Selbst sein Verteidiger hatte nunmehr das sichere Empfinden, einer nahezu verzweifelten Sache gegenüber zu stehen.

Dr. Sarmond und Frau Marie waren wohl die einzigen zwei Menschen in New York — Karl natürlich ausgenommen — die noch immer von der Unschuld

Löwys überzeugt waren. Der arme junge Mensch entwickelte in der Untersuchungshaft eine ungeahnte Seelengröße. Er klagte nicht, er jammerte nicht, er trug gefaßt sein Schicksal und schien für nichts mehr Interesse auf der Welt zu haben, als für seine junge Frau.

Im Dezember brachte Frau Marie einen Knaben zur Welt und trotz der tiefen Verzweiflung, trotz aller ungeheuren Seelenqualen überstand die schwerkgeprüfte kleine Frau ihre schwere Stunde, wie auch der neue Erdenbürger so vergnügt in die Welt hinauskrähte, als wäre er der Sohn reicher, sorgenloser Leute und nicht der einer gebrochenen, verzweifelten Frau und eines Mannes, der in nicht weiter Ferne den elektrischen Stuhl vor sich sehen durfte.

Dr. Sarmond stand in dieser ganzen Zeit mit rührender Güte der jungen Frau bei. Er sorgte dafür, daß der Delikatessenladen nicht nur ohne Verlust, sondern sogar mit ein paar hundert Dollars Gewinn verkauft wurde, er löste den Haushalt des Paares auf, gab die Möbel in Aufbewahrung und brachte Frau Marie bei anständigen Leuten unter.

Und ebenso hilfsbereit und gütig wie er war, war auch Helene Girk, die nicht vom Wochenbette der jungen Frau wich, wenigstens in den Stunden nicht, die ihr die neue Lehrerinnentätigkeit ließ. War aber sie nicht da, dann kam sicher Frau Girk mit einem Körbchen, in dem sich allerlei Speisen und stärkende Weine für Frau Marie befanden.

Helene fühlte tiefe Sympathie für die junge Frau, ein geheimnisvolles, unklares Empfinden beschlich sie, wenn sie mit Marie sprach, es war ihr manchesmal, als ob die Flügel des Schicksals über ihren beiden Köpfen rauschen und brausen würden.

Und dann: es war ja dieselbe Nacht gewesen, die sie Beide, die arme junge Frau da und sie selbst, um das bißchen Lebensglück gebracht hatte. In derselben

Nacht war der Buchmacher ermordet worden, hatte sie zum erstenmal ihren Verführer gesehen.

Einen Zusammenhang dieser zwei Dinge ahnte Helene nicht, konnte sie nicht ahnen. Nur daß es ihr mehr als Zufall, daß es ihr wie ein geheimnisvolles Walten dünkte, daß dieselbe Stunde in derselben Nacht einem Menschen das Leben, drei anderen das Lebensglück kosten mußte.

22. Kapitel

Der Hausfreund

Georg Winzer war bei Karl und Elga Hausfreund geworden. So ganz nach und nach hatte es sich gefügt, daß er fast täglich mit dem jungen Paar zusammentraf. Er besuchte Karl entweder in der Wohnung, oder, wenn Elga spielte, holte er sie mit Karl zusammen nach Schluß der Theatervorstellung ab, um gemeinsam mit ihnen ins Restaurant zu gehen. Mitunter trafen sie dann auch mit Sam Rosenstone zusammen. Rosenstone war jetzt gegen Karl von der entzückendsten Liebenswürdigkeit und öfters schon hatte er ihm kleinere Beträge vorgestreckt, wenn Karl ihn darum angegangen hatte. Elga aber verschlang er nach wie vor mit seinen Schweinsäuglein, schickte ihr fast täglich Blumen ins Haus oder auf die Bühne und gebärdete sich sehr zum Gaudium Elgas wie ein verliebter Kater.

Winzer war tadellos in seinem ganzen Benehmen, nur daß er Karl ein- für allemal jedes weitere Darlehen abgeschlagen hatte.

„Ich muß jetzt selbst jeden Dollar zusammenhalten, da ich das bißchen Geld, das ich mir erspart habe, in weitläufige Unternehmungen hineingesteckt habe. Außerdem ist es mir aber unangenehm und unsympathisch, wenn ein intimer Verkehr derartige materielle Beziehungen bekommt. Mir hat auch niemand geholfen, du mußt dich eben nach der Decke strecken, es wird schon gehen.“

Diese Theorien hinderten ihn aber durchaus nicht, im Restaurant fast immer für das Ehepaar zu zahlen, ob nun die Zeche groß oder klein war. Anfangs hatte sich Karl sowohl als Elga mächtig dagegen gesträubt, schließlich gaben sie nach und begannen die Einladungen Winzers als etwas Selbstverständliches zu betrachten.

Elga wäre oft am Abend am liebsten zu Hause geblieben, aber sie wußte, daß Karl sich, wenn er mit ihr allein zu Hause war, sehr bald unbehaglich zu fühlen begann, mürrisch und verdrossen wurde und aus den geringfügigsten Kleinigkeiten Anlaß zu Szenen nahm. So gab sie seufzend nach, wenn Karl auf eine Einladung Winzers hin sie fragend und zögernd ansah, und war im Stillen sogar dem Jugendfreunde ihres Gatten für seine Freundlichkeit dankbar.

Überhaupt begann Elga immer mehr Wohlgefallen und Interesse an Winzer zu finden. Die knabenhafte, weiche, vornehme Art ihres Gatten hatte sie gefangen genommen und ihre Sinne erregt, die derbere, männliche, brutale und zielbewußte Art Winzers begann ihr zu imponieren.

Winzer sprach von ihrem Manne immer im Tone der Freundschaft, nur daß er hier und da eine sarkastische Bemerkung über seinen Mangel an Initiative, an Energie und Fleiß machte. Und Elga mußte ihm innerlich beistimmen, und mehr als einmal stellte sie seufzend Vergleiche zwischen den beiden ehemaligen Schulkameraden an, die immer weniger günstig für Karl ausfielen.

23. Kapitel

Schwere Sorgen

Dabei ging das junge Ehepaar rapide dem vollständigen Ruin entgegen. Karl hatte — man war im Januar angelangt — noch immer keinerlei Stellung ge-

funden, bemühte sich darum auch weiter gar nicht. Wohl hatte er hochfliegende Pläne, wohl sprach er Tag für Tag davon, daß er „morgen“ dieses oder jenes beginnen würde, wenn aber der „Morgen“ kam, dann schlief er bis elf Uhr vormittags, machte höchst umständlich seine Toilette, holte dann Elga von der Probe ab, um mit ihr zum Lunch zu gehen, begab sich dann allein oder mit Elga nach dem Café Fleischmann, wo er im oberen Café längst vom Kellner Robert als Stammöbel behandelt und gepflegt wurde, und ließ den Tag zu Ende laufen, ohne sich zu irgend einem Entschluß aufgerafft zu haben.

Ende Januar begann die Situation direkt prekär zu werden.

Die Sache lag folgendermaßen: Am ersten Februar mußte die rückständige und die laufende Miete, also zusammen hundert Dollars, gezahlt werden, ferner die zweimonatliche Rate für die Möbel, sechzig Dollars. Elga mußte sich unbedingt für die Rolle der Thea in Sudermanns „Blumenbeet“, die sie in einigen Tagen zu kreieren hatte, eine neue Toilette anschaffen, und ein Ratenhändler, dem Karl eine große Summe für gekaufte und sofort versetzte Juwelen schuldete, drohte mit einer Strafanzeige. Alles in allem handelte es sich also um eine Summe von ungefähr vierhundert Dollars, um die bösesten Löcher zu stopfen. Dabei hatte aber Elga am ersten Februartag, dem Gagetag, nicht einen Cent herauszubekommen.

Es war an diesem ersten Februartag, als Karl unruhig in seiner Wohnung auf- und abging. Er erwartete mit fieberhafter Spannung Elga, die abermals zum Direktor Pollram gegangen war, um ihn zu bitten, Kontrakt für zwei weitere Jahre zu machen und ihr daraufhin einen weiteren Vorschuß von fünfhundert zu geben.

Es hing viel, ja alles von dem Erlangen dieser Summe ab. Vor wenigen Stunden erst waren zwei

Briefe eingelaufen: der eine vom Hauswirt, der mit Exmission drohte, der andere vom Möbelhändler, der vom Zurücknehmen der Möbel sprach. Außerdem war aber im wahren Sinne des Wortes kein Cent zu Hause und der Juwelenhändler erschien Karl als Gespenst, das nach ihm greifen wollte.

Endlich kam Elga nach Hause.

„Nun, wie steht es?“ schrie Karl sie fast an.

Elga war von der langen Probe ermüdet und erschöpft. Mit einem gequälten Blick sah sie ihren Gatten an, schüttelte mit dem Kopf und setzte sich wortlos.

„Na, was soll das?“ fuhr Karl sie unwirsch an.

„Warum redest du denn nicht? Hast du das Geld von dem Kerl bekommen?“

Elga stand auf, fuhr mit müder Bewegung über das schöne Gesicht und sah Karl mit einem Blick an, in dem nichts von Liebe, wohl aber viel von Verachtung lag.

„Ich habe kein Geld, Karl, und werde vom Direktor auch nichts bekommen. Dieser Schuft wollte, als ich ihm unsere grenzenlose Notlage offenbarte, mit mir einen sage und schreibe vierjährigen Kontrakt zu derselben Gage, die ich jetzt habe, machen, und mir unter dieser Bedingung das Geld geben. Natürlich lachte ich ihm ins Gesicht. Daraufhin wurde er frech und bot mir hundert Dollars an, wenn — na, du weißt ja, wofür er mir sie geben wollte.“

Karl schwieg eine Weile, kaute sich nervös die Nägel und sagte dann mürrisch und gereizt:

„Du hast natürlich wieder eine Dummheit begangen. Du hättest den Kontrakt machen und dir die fünfhundert Dollars geben lassen sollen. Man muß ja nicht alle Kontrakte halten, die man eingeht!“

Wütend fuhr Elga auf:

„Du, das habe ich satt! Ich richte mich nicht ganz zu Grunde deinethalben, hörst du! Ich verpfände meine Zukunft nicht, um deine Faulheit zu unterstützen,



merke dir das! Überhaupt, warum sagst du nicht gleich, ich hätte mich dem Kerl hingeben sollen, damit ich wenigstens hundert Dollars nach Hause bringe?“

So klar und offen hatte sich Elga noch nie ihrem Gatten gegenüber ausgesprochen, und so derb und roh hatte auch er sich nie gegeben, wie nun.

Die rohesten und beleidigendsten Worte flogen hin und her und zum erstenmal in ihrer jungen Ehe begannen beide offen zu erklären, daß sie Lebensnieten gezogen hatten —

Elga sagte ganz richtig, daß sie dieses erbärmliche Leben mit seinen drückenden Geldsorgen nicht notwendig gehabt hatte, Karl aber begann damit zu renommieren, daß es in seiner Macht gelegen habe, ein reiches Mädchen zu heiraten, wenn Elga ihn nicht durch ihre künstliche Zurückhaltung und Koketterie verlockt und betört hätte.

Als aber Elga nun bitterlich zu schluchzen begann, hatte die Szene ihren Höhepunkt überschritten. Karl sah ein, daß er sich schändlich benommen und seiner Frau schweres Unrecht zugefügt hatte, er bat sie um Verzeihung und erhielt sie auch schließlich —

24. Kapitel

Ein bedenklicher Schritt

Dann aber, als sie wieder Hand in Hand nebeneinander auf dem Sofa saßen, tauchte wieder die bange, quälende Frage auf: „Was nun?“

Und wieder war es Karl, der Vorschläge zur Geldbeschaffung zu machen hatte.

„Du, Elga,“ begann er zögernd. „Es soll dies die letzte derartige Geldklemme sein, in die wir durch meine Schuld geraten sind. Ich schwöre es dir bei meiner Liebe zu dir, daß ich morgen anfangen werde zu arbeiten. Was immer es auch ist, schlimmstenfalls als Kellner. Sei nur ruhig, das geht ganz gut, ich sehe

schließlich nicht unelegant aus und werde in jedem Hotel ersten Ranges sofort akzeptiert. Morgen mache ich mich auf die Suche. Ich weiß, daß Kellner hier in New York bis zu zwanzig Dollars pro Tag verdienen. —“

Karl sprang auf und ging erregt im Zimmer auf und ab. Er sah sich schon mit fürstlichen Trinkgeldern beladen und ahnte Wonnen der Demütigung in seiner untergeordneten Stellung, die sich in Glanz und Freude auflösen würden, wenn erst die reizende russische Fürstin in ihm den Gentleman erkennen und lieben würde —

Elga, die seine Art nun auch schon kannte, unterbrach seinen Kellnergedankenflug, indem sie etwas müde und nervös sagte:

„Bitte, Karl, kannst du das nicht nachher ausspinnen? Jetzt möchte ich doch gerne wissen, woher wir die Moneten auftreiben sollen?“

„Richtig,“ erwiderte Karl. „Also höre: ich selbst kann mich leider weder an Rosenstone wenden noch an Georg, beide würden mich abweisen. Bei Rosenstone sitze ich ohnedies gehörig in der Kreide und er würde mir ins Gesicht lachen, wenn ich ihn nochmals um einen größeren Betrag anpumpen wollte. Georg wieder ist in der letzten Zeit ohnedies ein wenig eklig gegen mich, er ist eben ein Idiot, ein Philister, der es mir nicht verzeihen kann, daß ich Pech habe und bis jetzt keine Stellung finden konnte. Dir aber würde weder der eine noch der andere das Darlehen abschlagen können. Besonders Rosenstone, der wahnsinnig in dich verschossen ist, wird sich eine Wonne daraus machen, dir persönlich aushelfen zu können. Und schließlich verpflichtet ja ein Darlehen, das man später mit Zinsen zurückgibt, zu nichts.“

Karl war von dem Gedanken, sich aus der fürchterlichen Klemme helfen zu müssen, so beherrscht, daß

er alles andere, jedes Taktgefühl, jede vornehme Regung wieder einmal vergessen hatte.

Elga war über und über errötet, als ihr Gatte seinen Vorschlag machte.

„Zu Winzer gehe ich nicht,“ sagte sie hastig. „Wenn es schon sein muß, dann meinethalben der alte schmierige Kerl, der Rosenstone.“

Wäre Karl in diesem Moment nicht ganz und gar von seinen selbstischen Interessen und der Sucht nach dem Gelde erfüllt gewesen, dann hätte er stutzen, in der Seele seiner Frau lesen und sich vorsehen müssen. So aber stimmte er ihr nur lebhaft bei:

„Gut, gehe zu Rosenstone, er wird nicht nein sagen.“

Elga hatte den Gedanken an Winzer von sich gewiesen, weil sie sich ihrer selbst nicht mehr ganz sicher war, weil ihre Gedanken sich allzusehr mit Winzer beschäftigten und weil es ihrem weiblichen Taktgefühl widerstrebte, sich bei dem Mann, von dem sie fühlte, daß er sie begehrte, Geld auszuborgen.

Bei Rosenstone lag die Sache anders. Auch der begehrte sie, das wußte sie sehr wohl, aber da war sie ja die Überlegene. Als Galan kam dieser fette, schmierige Geselle wahrlich nicht in Betracht. —

Am nächsten Morgen zog sich die schöne Frau schick und fesch, wie immer, an und machte sich seufzend auf den Weg zu dem Rechtsanwalt Rosenstone.

Unterwegs aber empfand sie recht deutlich, wie wenig Vorteil und Freude ihr diese Ehe nun, wo der Durst der Sinne gelöscht war, doch eigentlich brachte.

25. Kapitel

Eine Ohrfeige

Rosenstone empfing die Künstlerin höchst erfreut in seinem Privatbureau und nickte immerzu, als sie ihm sagte, daß sie sich in tödlicher Verlegenheit befinde und

sich deshalb wegen eines Darlehen von fünfhundert Dollars an ihn, den sie für einen aufrichtigen Freund halte, wenden wolle.

Dann aber beging dieser ungehobelte, ungeschliffene Mensch von niederer Abstammung, dessen zweifelhafte Liebesabenteuer sich bis jetzt immer um den Maximalpreis von zwanzig Dollar hatten erstehen lassen, die tollste Dummheit, die er begehen konnte, Mit seiner Gesinnung konnte er gar nicht anders denken, als daß Elga sich ihm selbst für den geforderten Preis anbot.

Zärtlich näherte er sich Elga, schlang seinen Arm um ihre schlanke Taille und keuchte, während ihm der Speichel über die Lippen lief:

„Natürlich, Schätzchen, sollst du das Geld haben. Aber erst wollen wir uns doch am Abend allein treffen, nicht wahr?“

Elga stand zuerst wie erstarrt da, dann erfaßte sie die Brutalität des Advokaten in ihrer ganzen Ungeheuerlichkeit; sie riß sich los, schlug ihm mit der Rechten ins Gesicht, rief verächtlich „Das ist meine Antwort, Schuft!“ aus und verließ hochauferichtet das Bureau, Herrn Rosenstone, verdutzt die brennende Wange reibend, zurücklassend.

Hochaufatmend, vor Erregung und Empörung zitternd, stand Elga unten auf der Straße und überlegte.

Als Künstlerin hatte sie durch viel Gemeinheit zu gehen, und Tausende von Männern waren ihr mit plumper Vertraulichkeit und dreister Zudringlichkeit genaht, so schmutzig und widerlich war ihr aber noch nie etwas erschienen, wie diese Szene, die sie soeben erlebt. Wie ein Stück Vieh, wie ein Pferd oder einen teuren Hund hatte sie dieser Mann kaufen wollen. Hier das Kaufgeld und nun komm, jetzt gehörst du mir!

Elga schüttelte sich vor Widerwillen und sie wischte sich mit ihrem seidenen Taschentuch über die Stelle an ihrer Taille hinweg, an der sie Rosenstone angerührt hatte.

Plötzlich stieg ein maßloser Haß gegen den Mann in ihr auf, dem sie diese schmachvolle Situation zu verdanken hatte, der sie auf die Straße hinaus zu seinen Freunden und Bekannten um Geld schickte. Oft schon war sie Karl in Gedanken böse, sehr böse gewesen, heute aber zum erstenmal sah sie ihn ganz ohne Liebe, ganz durch das Vergrößerungsglas des Hasses. —

Dann nahmen ihre Gedanken einen anderen Weg. Sollte sie ohne Geld nach Hause kommen? Delogierung, Elend und Schande erleben? Und vor allem seine, ihres Gatten, spitze Bemerkungen anhören?

Etwas wie Angst empfand sie vor Karl, diesen knabenhaft weichen Menschen, der ihr immer wie ein verwöhntes, verhätscheltes, aber liebes Kind erschienen war.

Sie wußte, daß er auf sie wütend sein, seine schlechte Laune an ihr auslassen, sie quälen würde. Und sie hatte doch eine neue, große Rolle vor sich, die ihre ganze Spannkraft, ihre ganzen Nerven verlangte.

Und dann fiel ihr ein, daß sie ja noch zu Georg Winzer gehen konnte, wie ihr Gatte es ihr vorgeschlagen hatte. Sie fühlte, wie sie errötete, wie aber auch ein Lächeln über ihr Gesicht flog. Dann atmete sie tief auf, sah sich um und begab sich nach dem Worldgebäude, in dem Winzer seine Office hatte.

26. Kapitel

Ein Rendezvous

Winzer hörte das schöne Weib mit gespannter Aufmerksamkeit an, während er sich Mühe geben mußte, um ein boshaftes Lachen zu unterdrücken. Als sie ihm von dem taktlosen Benehmen Rosenstones sprach, sprang er auf und sagte scheinbar empört:

„Das sieht dem Schmierfinken ganz ähnlich. Pfui Teufel! Übrigens, Frau Elga, weiß ich wirklich nicht, über wen ich mich mehr entrüsten soll: Über Herrn

Rosenstone, der aus den niedersten Verhältnissen stammt, oder über Karl, der sich viel so auf seine Vornehmheit zugute tut“

Elga, deren Nerven stark irritiert waren, begann leise vor sich hinzuweinen.

Ganz dicht setzte sich nun Georg neben sie, nahm ihre Hand in die seine, streichelte sie sanft und sagte zärtlich:

„Natürlich, Frau Elga, ich helfe Ihnen gerne, das versteht sich ja ganz von selbst. Weinen Sie nur ja nicht mehr. Ihre schönen Augen sollen nur lachen, kein Kummer sollte sich Ihnen nähern dürfen.“

Und dann murmelte er schmerzlich:

„Wie ungerecht doch das Schicksal seine Gaben verteilt. Wie glücklich und froh wäre ich, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, für ein solches Weib sorgen zu dürfen.“

Und er führte ihre Hand an seinen Mund und küßte den Rücken der Hand, das Innere und jede Fingerspitze. Elga aber empfand das durchaus nicht als Zudringlichkeit und Dreistigkeit, sondern als zarte, liebe Huldigung, und sie entzog ihm die Hand nicht. —

Nach einer kurzen Gesprächspause sagte Georg zögernd:

„Ich habe leider nicht so viel Geld hier und auch mein Scheckkonto ist nicht so groß. Aber in drei, vier Stunden sollen Sie die Summe haben. Ich will sie Ihnen dann bringen — oder nein — ich möchte aufrichtig gesagt, heute nicht mit Karl zusammentreffen, ich glaube, daß ich mich nicht zurückhalten und ihm denn doch zu deutlich meine Meinung sagen würde. Andererseits möchte ich nicht, daß Sie wieder im Gedränge hier zur Brücke herfahren müssen.“

Er überlegte scheinbar einen Augenblick, dann sagte er:

„Wissen Sie was, Frau Elga, meine Wohnung ist doch ziemlich nahe bei der Ihrigen, besuchen Sie mich

einfach um zwei Uhr, ich werde Sie in Gegenwart meiner Wirtin empfangen und die Sache in Ordnung bringen.“

Elga lächelte unter Tränen:

„Die Wirtin muß durchaus nicht dabei sein, Georg, ich fürchte mich nicht, mit Ihnen allein zu sein. Ich kenne Sie als Ehrenmann und als meines Gatten Freund.“

Georg verbeugte sich galant, küßte der schönen Frau abermals die Hand und geleitete sie zur Türe.

27. Kapitel

Am Telefon

Kaum war er allein, als er auflachte und erregt auf und ab ging. Seine Gedanken schienen nicht gerade sehr menschenfreundlicher Natur zu sein, denn immer spielte ein höhnischer und verachtungsvoller Zug um seine brutalen, energischen Lippen.

Dann setzte er sich in den Drehstuhl vor seinem Schreibtisch, nahm das Sprechrohr des Telefons und ließ sich mit Rosenstone verbinden.

Ein eigenartiges Gespräch begann alsbald:

„Sie, Rosenstone, das haben Sie ja sehr gut gemacht mit Frau Elga Immen! Sie sind ein Genie, das muß man Ihnen lassen, und die Ohrfeige haben Sie reichlich verdient.

Was? Sie wollen nichts mehr von dem Frauenzimmer hören und Sie werden sich schon rächen? Quatschkopf, der Sie sind! Wollen Sie denn nun das schöne Weib wirklich aufgeben? Was, Sie glauben, daß sich doch nichts mehr machen läßt? Na, auf Geschäfte verstehen Sie sich immerhin besser, als auf Herzensangelegenheiten. Nun, ich will gegen mein gegebenes Wort Ihnen den Inhalt der Unterredung, die ich soeben mit Elga gehabt habe, erzählen. Also hören Sie:

Elga hat bitterlich geweint und geklagt, daß sie über Ihr Benehmen umso empörter war, als sie glaubte,

Sie lieben sie aufrichtig. Sie deutete mir zart an, daß sie durchaus nichts dagegen gehabt hätte, einen Abend mit Ihnen allein zu verbringen, im Gegenteil, daß sie selbst Ihnen ein derartiges Arrangement vorgeschlagen hätte, wenn Sie nicht in so derber Weise mit der Türe ins Haus gefallen wären.

Na also, schließlich beruhigte ich sie und versicherte ihr, daß Sie derartig verliebt seien, daß Sie eben jede Selbstbeherrschung verloren haben. Rosenstone, Ihnen hätte das Herz im Fettleib gelacht, wenn Sie gesehen hätten, wie die schöne Frau mich immer wieder und wieder fragte: „Glauben Sie wirklich, daß er mich liebt? Glauben Sie, daß ich ihm verzeihen soll?“

Was sagen Sie? Sie könnten sich selbst ohrfeigen? Wozu denn, Sie haben ja schon eine bekommen. Keine dummen Spässe soll ich machen, sondern Ihnen lieber sagen, was Sie tun sollen? Na, guter Rat ist da wirklich nicht teuer, Wissen Sie was, schicken Sie ihr die fünfhundert Dollars in Bargeld und schreiben Sie eine dehn- und wehmütige Entschuldigung und Bitte um Verzeihung dazu. Das andere wird sich dann schon finden.

Wie meinen Sie? Sie können nicht gut genug deutsch schreiben und außerdem könnte der Brief in die Hände Lederers fallen? Ja, da haben Sie eigentlich recht, daran habe ich nicht gedacht. Also dann schicken Sie mir das Geld ich werde Sie schon herausstreichen. Ich werde dann die schöne Frau heute einfach besuchen und dafür sorgen, daß ich einen Augenblick mit ihr allein bin. Einverstanden? Wie? Ich soll meinen Officejungen zu Ihnen schicken? Ne, mein Lieber, so wichtig ist mir die Sache nicht, daß ich deshalb meinen Jungen von der Arbeit fortschicke. Schicken Sie mir nur mit Ihrem Jungen oder per Messenger den Scheck. Gut, ach Unsinn, von danken ist gar keine Rede. Hoffentlich geht alles glatt, Sie fetter Bock Sie! Auf Wiedersehen, ich treffe Sie dann heute abend in der Kneipe, ja? Adieu!“

28. Kapitel

In der Falle

Als Georg Winzer das Hörrohr wieder aufgehängt hatte, warf er sich so laut lachend in den Stuhl zurück, daß seine Angestellten draußen entsetzt zusammenfuhren. Dann entfernte sich Georg rasch, um sich rasieren zu lassen und sein nichts weniger als sehr elegantes Zimmer in der 30. Straße in Ordnung zu bringen.

Elga erzählte ihrem Gatten nichts davon, daß sie Georg in seiner Wohnung besuchen mußte. Sie erzählte ihm nur mit sehr wenigen Worten, daß sich Rosenstone ihr gegenüber schändlich benommen habe und daß ihr Winzer nachmittags das Geld geben werde. Und Karl begnügte sich damit. Er war totfroh, wieder einmal aus der Patsche zu sein, alles andere war ihm in diesem Augenblick mehr oder weniger gleichgiltig.

Elga war sehr erregt und nervös und wurde von Minute zu Minute erregter.

Immer wieder sagte sie sich selbst: „Georg ist ein anständiger Mensch und ich selbst will Karl trotz allem, was vorgekommen ist, nicht betrügen.“

Die Erregtheit ihrer Nerven aber sagte ihr, daß sie einem Abenteuer entgegen gehe, und als Zeit zum Aufbruch war, kleidete sie sich so elegant und sorgfältig als nur möglich an.

Um zwei Uhr kam sie zu Winzer, erst um sechs Uhr verließ sie ihn wieder. Ein wenig blaß war sie und müde und um ihre schönen Augen lagen tiefe Schatten.

Auf das unvermeidliche „Nun?“ ihres Gatten warf sie ihm ihr Ledertäschen zu.

„Drinne ist das Geld,“ sagte sie tonlos, dann aber warf sie sich ihrem Gatten an den Hals und schluchzte bitterlich.

„Karl, ich hab dich ja doch wieder lieb. Nicht wahr, du schickst mich nicht wieder um Geld aus?!“

Blitzartig durchfuhr Karl ein Erschrecken. Er ließ aber die dämmernde Erkenntnis von dem, was geschehen war, nicht aufkommen, sondern streichelte und tröstete seine Frau und sagte:

„Natürlich, Elga, es ist ja zu peinlich das. Und von heute an werde ich uns nie wieder in solche Gelegenheiten bringen. Ich werde arbeiten, Elga, arbeiten, bis mir das Blut aus den Nägeln dringt. Ich will dich ja so gerne glücklich machen.“

Trotz aller Zärtlichkeit aber, die Elga plötzlich wieder für Karl empfand, verweigerte sie sich ihm doch, als er sie umfassen wollte.

Sie kam ja aus den Armen eines Anderen — — —

29. Kapitel

Mordprozeß Löwy

Am fünfzehnten März begann vor den Geschworenen im Gerichtsgebäude an der Centre Street die Mordverhandlung gegen Julius Löwy.

Die Zeitungen bauschten wochenlang vorher schon den Fall zu einer mächtigen Sensationsaffaire auf, jede Mahlzeit, die der Gefangene einnahm, wurde mit minutiöser Genauigkeit geschildert, und die unglückliche Frau mit ihrem zweimonatigen Kinde wurde von Reportern und Photographen belagert.

Es gab im Publikum wohl keinen einzigen Menschen, der an der Schuld Löwys gezweifelt hätte, sicher aber auch keinen, der nicht das innigste Mitleid mit der jungen Frau gehabt hätte. Und schon begannen einzelne schriftstellernde Damen in seitenlangen Leitartikeln klar zu machen, daß Löwy eigentlich nur aus Liebe zu seiner Braut den Onkel ermordet hatte, und daß hier der seltene Fall eines grundschlechten Menschen und braven Gatten vorlag.

Der Schwurgerichtssaal war gedrängt voll, wie bei jedem Sensationsprozeß, besonders wenn es sich um Leben und Tod handelt.

Auch Helene Girk befand sich im Publikum. Ihr gutes Herz trieb sie dazu, in der Nähe der armen, elenden Frau zu sein, mit der sie sich stark angefreundet hatte. Sie wußte, daß es Frau Marie wohlthun würde, wenn sie sie in ihrer Nähe wußte. An und für sich war ja weder ihren Eltern noch Dr. Sarmond der Gedanke sympathisch gewesen, das junge Mädchen inmitten des Großstadtmobs einen Sensationsprozeß beiwohnen zu lassen, schließlich aber hatten sie sich den edlen Beweggründen nicht verschließen können und sie gehen lassen.

Dr. Sarmond wußte, daß er einer nahezu verlorenen Sache gegenüberstand, er wußte aber auch, daß er bis zum letzten Atemzuge kämpfen würde, um den jungen Menschen zu befreien und seiner Gattin wiederzugeben.

30. Kapitel

Die Auswahl der Geschworenen

Schon das Aussuchen der Geschworenen war für ihn von höchster Wichtigkeit. Er kannte die niedrige, erbärmliche Taktik des New Yorker Distriktsanwaltes, der in Sensationsprozessen niemals nach der Wahrheit, sondern nach Theatererfolgen suchte und nichts unversucht lassen würde, um die Jury gegen den Angeklagten aufzuhetzen. In dem Fall war das ja recht leicht. Er brauchte ja nur das „brave“ Amerika gegen das „böse“ Ausland auszuspielen, von dem aus dieser herrliche, von den größten Ehrenmännern angefüllte Erdteil mit Verbrechern überflutet wird, um die Geschworenen gegen den Angeklagten zu stimmen.

Dr. Sarmond wußte daher, daß er unter den hundert Geschworenen diejenigen auszusuchen hatte, die dem Namen und ihrer Aussprache nach Ausländer, womöglich Deutsche und Österreicher sein dürften.

Er sollte nicht viel Glück mit seiner Taktik haben.

Der Staatsanwalt durchschaute unschwer die Absicht des Verteidigers und lehnte nun seinerseits jeden Geschworenen ab, der ihn nicht waschecht irisch oder amerikanisch erschien. Daher kam es, daß zum großen Ärger des Publikums, das ungeduldig auf den Beginn der „Vorstellung“ wartete, hintereinander jeder Geschworene, einmal von der Verteidigung, das anderemal vom öffentlichen Ankläger abgelehnt wurde.

Am Nachmittag des ersten Verhandlungstages schrak Dr. Sarmond plötzlich jäh zusammen. Er sah von seinem Sitz aus, wie ein Herr im Gerichtssaal erschien, der mit einem der Gerichtsdienner unterhandelte, diesem anscheinend ein Geldstück in die Hand drückte und darauf einen Sitz dicht hinter Helene eingeschoben erhielt.

Dieser Herr war aber niemand anderer, als Karl Lederer.

Dr. Sarmond wurde durch dieses Vorkommnis derart zerstreut, daß er den ersten Geschworenen ganz gegen seinen Willen akzeptierte, und noch dazu einen rothaarigen Herrn, dessen Name mit Mac begann. Dann allerdings nahm er sich zusammen und dachte nur mehr an seine Pflicht.

31. Kapitel

Das Gewissen

Karl Lederer hatte den ganzen Tag mit sich gekämpft, bis er schließlich einem inneren Drang nicht widerstehen konnte und nach dem Gerichtssaal ging.

Die ganzen Tage her war er schon in ungeheurer Aufregung gewesen. Oft fuhr er jäh aus dem Schlaf empor, weil er geträumt hatte, daß er selbst auf der Anklagebank saß, und tagsüber war er so zerstreut und nervös, daß Elga ganz ratlos war und an eine Nervenkrankheit dachte. Schließlich wurde Karl vor sich selbst bange. Elga hatte ihm gesagt, daß er in der Nacht laut

redete und schrie, und er fürchtete, daß er während des Prozesses außer Rand und Band geraten würde.

So beschloß er schließlich, in die Höhle des Löwen zu gehen und dem Prozeß selbst beizuwohnen.

„Keine Macht der Welt“, sagte er sich selbst, „kann meine Tat aus dem Schatten der Vergangenheit heben, keine Macht der Welt mich in Zusammenhang mit dem bringen, was heute einem Anderen zur Last gelegt wird. Wohne ich dem Prozeß bei, so werde ich meine Ruhe finden und die ganze Sache verfolgen, als wenn sie mich gar nicht betreffen würde.“

Und so begab sich denn Karl am Nachmittag des ersten Tages nach dem Gerichtssaal.

Gleich nachdem [er sich durch ein Trinkgeld den Eintritt erkaufte hatte, sah er in der ersten Reihe der Zuschauer Helene sitzen.

Glühendheiß überkam es ihm und die Gedanken und Gefühle drehten sich im Wirbelwind.

Alles, was er für das holde, liebe Kind einmal empfunden hatte, erwachte wieder mächtig, ein jähes, warmes Gefühl der Zärtlichkeit durchbrauste ihn und am liebsten wäre er sofort zu Helene geeilt, um ihre Verzeihung zu erflehen.

Auch sein Schicksal war ja anders geworden, als er es sich vorgestellt, auch sein Herz war vereinsamt und allein. —

Als er sich einigermaßen beruhigt hatte, begann er zu überlegen.

Warum nicht? Er kannte ja seine Macht über Frauenherzen, vielleicht konnte er sich Helene wieder erobern.

An Elga dachte er in diesem Augenblick nur ganz flüchtig. Er war ihr ja ohnedies bis jetzt, von zwei oder drei kleinen Eskapaden abgesehen, treu geblieben. Und liebte sie doch längst nicht mehr so wie damals, als er nach ihr geschrien und geseufzt hatte —

Er nahm sich abermals den Gerichtssaaldiener vor und eine Zweidollarnote verfehlte ihre Wirkung nicht, er bekam einen Platz hinter Helene.

32. Kapitel

Ein Zwischenspiel

Helene sah ihn nicht und Karl verhielt sich mäschenstill, um jetzt noch nicht ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Sein Herz klopfte heftig und er wußte, daß er seine Fassung absolut verlieren würde, wenn in diesem Moment Helene sich nach ihm umgedreht hätte.

So begnügte er sich denn vorläufig damit, sich an der schönen Nackenlinie des Mädchens festzusaugen und seinen heißen Atem in die goldblonden Löckchen wehen zu lassen, die aus dem Hut überreich hervorquollen.

Einmal, als Helene sich nach rechts wandte, sah er ihr Gesicht im Profil.

Ein jähes Weh befiel ihn und er biß sich die Lippen fast blutig.

Was hatte er, was hatte das Schicksal aus diesem holden, unschuldigen Kind gemacht?! Schön war sie noch immer, so schön wie nur je. Aber das Gesicht war nicht mehr das eines harmlosen, jubelnden achtzehnjährigen Mädchens, sondern das eines gereiften, ernstesten, freudlosen Weibes. Traurig und ernst blickten die großen blauen Augen drein, die früher immer schelmisch gelacht hatten und ein harter, fast scharfer Zug, der auf Gram und Verbitterung schließen ließ, lag um den kleinen Mund.

„Das ist mein Werk,“ sprach Karl zu sich selbst. „Oh du mein Gott, ist es mir denn vom Schicksal vorgezeichnet, nichts als Elend und Verderben um mich her zu verbreiten? —“

Und er überschattete die Augen mit der Hand, damit es niemand sehen sollte, wie sie sich trübten und feuchteten. —

Der erste Tag schloß damit ab, daß der eine irische Mac gewonnen worden war, dann vertagte der Präsident die Verhandlung auf den nächsten Tag.

Alles erhob sich und strömte dem Ausgang zu, und Karl und Helene prallten fast aneinander.

Er errötete tief, sie erleichte und wandte sich rasch nach einer anderen Richtung.

Schon war aber Karl an ihrer Seite.

„Helene, zürnst du mir denn so, daß du nicht einmal meinen Blick vertragen kannst? Helene, ich weiß, ich habe erbärmlich an dir gehandelt, aber wenn du wüßtest —“

„Ich zürne dir nicht,“ erwiderte Helene mit zuckender Stimme, „aber ich will, daß du meinen Pfad nicht abermals kreuzt. Wenn noch ein Funke von Ehrgefühl in dir schlummert, so wirst du dich mir niemals wieder nähern.“

Und schon war sie davongeeilt, zu Marie hin, die sie zärtlich umschlang, ihr Mut und Vertrauen einflößend.

Karl aber ging nachdenklich und düster heimwärts. Er hatte sein Glück fortgestoßen und es nun wieder gesehen, ohne es fassen zu können.

33. Kapitel

Die Anklage

Nach drei Tagen war man endlich so weit, daß man zwölf gute und gerechte Männer auf der Geschworenenbank sitzen hatte. Da die Zahl der ausgelösten Geschworenen nahezu erschöpft war, so hatten beide Parteien schließlich auf Ablehnungen verzichtet und die Herren so nehmen müssen, wie sie kamen. Und

da hatte es der Zufall so ungünstig gefügt, daß kaum ein einziger fremdgeborener Geschworener da war.

Am 18. März morgens aber konnte endlich in die eigentliche Verhandlung eingetreten werden.

Die Chancen waren so ungleich verteilt, wie wohl nur selten bei einem großen Kriminalprozeß.

Der Distrikthanwalt war in der Lage, ein ganzes Heer von Zeugen und Beweismaterialien vorzuführen, der Verteidiger hatte einzig und allein eine Zeugin, die für den unglücklichen jungen Menschen eintreten konnte: dessen Frau Marie.

Der Distrikthanwalt entrollte in seiner Anklageschrift ein klares, deutliches Bild alles dessen, was sich ereignet hatte oder ereignet haben konnte.

Zuerst wurde der Mord selbst geschildert. Die Schilderung begann damit, wie der schwerbetrunkene Buchmacher Löwy nach einem heftigen Streit im Café an der Zweiten Avenue allein mit dem vielen Geld, das er bei sich hatte, nach Hause wanderte, nicht wissend, daß dort in seinem Zimmer ein grauenhafter Tod seiner wartete.

Nach der Theorie des Distrikthanwaltes mußte sich nämlich der Mörder schon lange bevor der Buchmacher nach Hause kam, in das Haus an der 18. Straße geschlichen haben, um dort auf sein Opfer zu warten. Der Betrunkene war gar nicht in der Lage, sich zu wehren, er zog sich in seinem Rausche nur halbwegs aus, legte sich ins Bett und erhielt bald darauf den tötlichen Schnitt in die Kehle.

Nun begann die Anklageschrift die Indizien aufzuführen, die einzig und allein auf Julius Löwy als Täter wiesen. Der junge Mensch befand sich in Not und Elend, war obdachlos, hatte nichts zu essen, keine Aussichten, keine Hoffnungen.

Der Brief von seiner Braut, die ihn um Hilfe anflehte, brachte in ihm den Entschluß zum Reifen, sich um jeden Preis in den Besitz einer größeren Summe

zu setzen. Zuerst versuchte er es nochmals im Guten, indem er den Onkel, den er haßte und verachtete, um Geld anging, dann, als dies vergebens war, schritt er zur Bluttat.

Des Längeren wurde nun geschildert, wie raffiniert der Mörder alle Spuren hinter sich beseitigt, die Kleider gewechselt, die des Ermordeten angezogen, sich sorgfältig gewaschen und darauf Bedacht genommen hatte, daß nicht Blutflecken in den Handtüchern auf seine Spur führen könnten.

Anderseits habe er aber in seiner wahnsinnigen Freude über das erbeutete Geld sehr unklug gehandelt. Er habe schon am nächsten Tage seine Lebensverhältnisse verbessert, sich in einem anständigen Hause einquartiert, Kleider gekauft und seiner Braut Geld und Schiffskarte geschickt. Dann, als sie kam und er sie sofort geheiratet habe, da dachte er in frevelhaftem Übermut, daß er sich mit dem Blutgeld sein Lebensglück aufbauen könnte. Er kaufte das Delikatessengeschäft an Boston Road und gedachte nun, nachdem er einen Mord auf dem Gewissen hatte, als „braver“ Mann leben zu können.

„Die Habgier hat den Angeklagten zum Verbrechen getrieben,“ so schloß der Bericht, „die Habgier hat aber auch zur Entdeckung des ruchlosen Verbrechens geführt. Der Gedanke, daß sein Onkel irgend welche Gegenstände von Wert oder gar Geld hinterlassen haben konnte, ließ ihn nicht ruhen, er schickte seine Frau zum Rechtsanwalt, um Anspruch auf die eventuelle Erbschaft zu erheben, und legte sich selbst die tödliche, verderbliche Falle.

Die Distriktsanwaltschaft wird durch Zeugen und Dokumente beweisen, daß Julius Löwy der Mörder seines Onkels ist, daß nur er ganz allein der Mörder sein kann.“

34. Kapitel

Zeugen

Dann marschierten die Zeugen an, einer nach dem andern, des einen Aussage so ungünstig, wie die des andern.

Die Wirtin aus der Houston Str., die dem armen Teufel die Türe gewiesen hatte. Diese ungebildete Frau, die vor Wonne, in einem interessanten Prozeß eine Rolle zu spielen, strahlte, entdeckte plötzlich, daß ihr Julius Löwy immer verdächtig vorgekommen sei, daß sie ihm nicht getraut und er den Eindruck eines Menschen gemacht habe, der Böses im Schilde führt.

Fast gegen jede Frage des Anklägers erhob Dr. Sarmond Einspruch, oft mit Erfolg, aber es blieb noch gerade genug übrig, um den Angeklagten als schwarzen Charakter hinzustellen.

Dann kam der Mann, der der Nachbar Löwys gewesen war und ihm das Rasiermesser geborgt hatte.

Breit und umständlich sagte der Mann sein Sprüchlein her, und aus jedem seiner Worte erklang die Enttäuschung, daß der Elende gerade mit seinem guten, braven Messer eine so grauenhafte Tat begangen hatte.

Ein kleiner Kaufmann folgte, der dem Buchmacher Löwy einen Schreibtisch in seiner Office abgelassen hatte. Er erinnerte sich ganz genau, daß der Angeklagte drei- oder viermal seinen Onkel aufgesucht hatte, bis dieser ihm verbot, ihn weiterhin zu belästigen.

Dr. Sarmond fragte diesen Zeugen, warum er nicht gleich nach Entdeckung der Tat der Polizei mitgeteilt habe, daß Löwy einen Schreibtisch bei ihm gehabt und von einem Neffen belästigt wurde.

Achselzuckend erwiderte der Kaufmann, daß er einerseits mit der Sache nichts zu tun haben wollte, anderseits seinem Officejungen den Auftrag gegeben habe, den vermieteten Schreibtisch zu öffnen und den Inhalt der Polizei zuzustellen. Der Officejunge habe

indes daran vergessen, und er habe sich nicht mehr darum gekümmert, bis nach Jahresfrist ein neuer Mieter für den Schreibtisch kam.

Einen vernichtenden Schlag für die Verteidigung führte der nächste Zeuge. Es war dies ein italienischer Stiefelputzer, der seinen Stand an der Ecke der 18. Straße und 3. Avenue hatte. In der Mordnacht war ihm zwischen zehn und elf Uhr ein schlecht gekleideter, anscheinend sehr müder Mann aufgefallen, der ruhelos vor dem Hause, in dem Löwy gewohnt hatte, auf und ab gegangen war und mehrmals schmerzlich aufgestöhnt hatte. Nach einer halben Stunde ungefähr war dieser Mann verschwunden.

35. Kapitel

Hoffnungslos

Der italienische Stiefelputzer, der mit Hilfe eines Dolmetschers vernommen wurde, bezeichnete mit größter Bestimmtheit den Angeklagten als jenen Mann. Und Julius Löwy räumte ohneweiteres ein, daß er, bevor er sich nach dem Grand Central Depot begeben hatte, vor dem Hause des Onkels auf und ab gegangen war, in der eiteln Hoffnung, den Buchmacher vielleicht doch noch sehen, und sein Herz rühren zu können.

Der junge Mann hatte auch diese Tatsache seinem Verteidiger längst erzählt. Sarmond hatte aber nicht damit gerechnet, daß dieses gravierende Moment bekannt werden würde. Und nun war dies doch der Fall. Damals, als der Mord geschehen war, hatte der Italiener, ebenfalls um keine Scherereien zu haben, geschwiegen, nun aber, nach der Verhaftung des Angeklagten, hatte er sich bei dem Distriktsanwalt als Zeuge gemeldet.

Dann kamen die Zeugen, die beweisen sollten, daß Julius Löwy am Tage nach der Mordnacht über Geld verfügt habe. Seine neue Wirtin in der Lexington Avenue, der er gleich auf eine Woche die Miete im Voraus be-

zahlte hatte, der Agent, durch den er später den Ankauf des Delikatessenladens bewerkstelligt hatte, ein Angestellter des Bankhauses Bischoff, der ihm das Billet für seine Braut verkauft hatte, ein Postbeamter, der die Absendung von hundert Dollars am Tage nach dem Morde durch den Angeklagten bestätigte.

Zum Schluß legte der Distriktsanwalt dem Richter ein Dokument vor, um dessen Verlesung er bat. Nachdem die Bewilligung gegeben worden war, wurde eine Zuschrift der Wiener Polizeidirektion verlesen, aus der hervorging, daß der Angeklagte wegen Unterschlagung zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden war.

Mit Schmerz und tiefer Betrübniß sah Dr. Sarmond, wie von Minute zu Minute, von Stunde zu Stunde die Stimmung im Gerichtssaal und auf der Geschworenenbank feindseliger gegen seinen Klienten wurde. Vergebens ließ er wieder und immer wieder seinen Blick über die zwölf Volksrichter gleiten, nicht aus einem Gesicht sprach Sympathie für den Angeklagten. Und im Publikum wurden mehr als einmal gehässige Bemerkungen laut, die sich gegen Julius Löwy richteten.

Nur mit Helene konnte der junge Anwalt Blicke des Einverständnisses wechseln, Blicke, aus denen hervorging, daß sie beide die Tragödie des Zufalles, die sich hier abspielte, in ihrer ganzen Fürchterlichkeit begriffen.

Der Angeklagte selbst saß fast apathisch neben seinem Verteidiger. Den Kopf tief vornüber gebeugt, die Schultern eingesunken, ein müdes, wehmütiges Lächeln auf den bleichen, blutleeren Lippen.

Wenn sein Verteidiger ihm Mut zusprach und ihn fragte, ob er diesen oder jenen Zeugen nicht widerlegen könne, dann schüttelte er nur abwährend den Kopf und flüsterte:

„Wozu denn, Doktor? Es nützt ja alles nichts, ich bin verloren!“

Gebrochene Menschen

Zwei Tage hatte die Vernehmung der Belastungszeugen gedauert, dann kam die Verteidigung an die Reihe, mit ihrem einzigen Zeugen, der unglücklichen jungen Frau, die, selbst noch ein Kind, mit ihrem Kinde am Arm den Aufruf Folge leistete.

Als die junge, zarte, todblasse Frau vortrat, da ging eine mächtige Bewegung durch den überfüllten Raum, die Sentimentalität des amerikanischen Pöbels wurde wach, man erwartete und erhoffte Sensationen.

Es kam aber nicht dazu.

Die arme Frau konnte nur ganz belanglose Aussagen machen, sie wußte ja von den Geheimnissen der Mordnacht nichts, im Gegenteil, dadurch, daß sie zugeben mußte, von der Provenienz des ominösen Geldes nichts zu wissen, war sie eher Belastungs- als Entlastungszeuge.

Sie konnte nichts tun, als weinen und schluchzen und aufschreien: „Mein Mann ist unschuldig, gebt mir den Gatten, meinem Kinde den Vater wieder!“

Wohl flossen bei dieser Szene Tränen im Publikum und selbst bei den Geschworenen aber es waren Tränen des Mitleides für die arme Frau, nicht für den Angeklagten.

Vergebens versuchte Dr. Sarmond, Fragen zu stellen, auf die Marie hätte antworten können, daß ihr Gatte nach seiner ganzen Veranlagung unmöglich ein Mörder sein könne. Jede derartige Frage wurde vom Distriktsanwalt beanstandet, vom Richter ihre Beantwortung verboten.

Als letzter Zeuge betrat Löwy selbst den Zeugenstand.

Mit müder, leiser Stimme erzählte er, wie sich alles zugetragen hatte, wie er mit einem Ruck, durch den Fund der Summe von 860 Dollars zum glücklichen

Menschen geworden sei, der seine heißgeliebte Braut heimführen, ihr ein sorgenfreies Leben bereiten konnte.

Als er von seiner Frau sprach, begann er bitterlich zu schluchzen, und sein Verteidiger fühlte mit dem armen jungen Menschen, wie es auch Helene tat, die so tief erschüttert war, wie seit jenem Tage nicht mehr, der sie ums Lebensglück gebracht.

Vergebens forderte der Distriktsanwalt Löwy auf, seine Schuld einzuräumen und wenigstens zuzugeben, daß das Geld von dem ermordeten Onkel herstamme. Der junge zermartete und zusammengebrochene Mann richtete sich hoch auf und sagte ruhig und laut:

„Ich kann nichts einräumen, weil ich nichts verschweige; ich stehe dem Morde vollständig fern und werde nicht lügen, selbst wenn ich mir dadurch das Leben retten kann.“

37. Kapitel

Die Plaidoyers

Dann kamen die Plaidoyers, und Dr. Sarmond schöpfte aus seinem Tiefinnersten, um seinen Klienten zu retten.

„Ich weiß, welch schweren Stand ich habe“, sagte er im Verlaufe seiner Rede. „Alle Beweise sind gegen meinen Klienten, kein einziger für ihn. Ich gestehe offen zu, daß das, was gegen den Angeklagten vorliegt, geradezu erdrückend ist, den Gedanken an seine Unschuld schwer aufkommen läßt. Und doch ist er unschuldig, meine Herren Geschworenen, so unschuldig, wie alle, die hier in dieser Saale außer ihm anwesend sind. Tückische Zufälligkeiten haben sich gegen ihn verbündet, um ihn zu verderben, haben sich aufeinander gestellt, und stehen nun da wie eine eiserne Mauer, die Menschenkraft nicht umreißen kann.“

Denken sie aber selbst an Ihr eigenes Leben zurück, meine Herren Geschworenen, erinnern Sie sich

an alle jene oft unglaublichen Zufälle, die ihnen schon widerfahren sind. Wie oft wird schon der Zufall in Ihr Leben eingegriffen haben, daß sie selbst erstaunt sagen mußten: Nein, dieses Zufallsgeschick übersteigt alles Menschenmögliche! Und nun, meine Herren Geschworenen, warum soll sich der Zufall hier in diesem Falle nicht verdoppelt, verdreifacht haben, so daß er uns alle hypnotisiert und narrt?“

Der Anwalt sprach dann über den Mord selbst und nahm jedes Indizium vor, das gegen seinen Klienten vorlag.

„Der Angeklagte hat von allem Anfang an vor der Polizei, später vor mir und dann hier gesagt, daß er in jener verhängnisvollen Nacht die Summe von 866 Dollars gefunden hatte. Ja, wissen Sie, meine Herren, daß dies, wenn es eine Lüge wäre, eine so dumme Lüge ist, wie sie meinen Klienten, der ein Mensch mit entschiedener Intelligenz ist, nimmer zuzutrauen ist?! Können Sie sich wirklich vorstellen, daß ein kluger, vernünftiger Mensch, der eine so grauenhafte Tat raffiniert vorbereitet hat, die Albernheit begehen wird, zu sagen: „Ich habe das Geld gefunden?“ Glauben Sie nicht auch, daß Julius Löwy, wenn er ein Raubmörder wäre, in ganz anderer, viel glaubwürdiger Weise die Herkunft des Geldes erklärt hätte?

Mein Klient hat mir bei unserer ersten Unterredung gesagt: „Ich weiß, daß Sie mir diesen Fund nicht glauben werden, kein Mensch wird ihn glauben können.“

Und ich aber sage: Man soll als nicht voreingenommener Mensch, der an seine Schuld nicht um jeden Preis glauben will, diese Fundgeschichte glauben, denn sie ist zu schlicht, zu einfach, zu naiv, um erfunden zu sein.“

Mit zitternder, bewegter Stimme richtete der Verteidiger nochmals einen Appel an die Geschworenen, nicht dem bösen, heimtückischen Zufall das Leben eines

Menschen anheimzugeben, nicht diesen jungen, fleißigen, liebevollen Gatten und Vater mitsamt seiner unglücklichen Familie zu verderben.

Stark war die Wirkung der Verteidigungsrede, kein Mensch konnte sich tiefer Bewegung entziehen, und zum erstenmal mochte wohl in der Brust der Geschworenen etwas wie Zweifel auftauchen.

Die Stimmung hielt aber nicht lange an, der Distriktsanwalt hatte zu leichtes Spiel, die Beweise gegen den Angeklagten waren zu erdrückend.

In seiner sarkastischen, leichten und komödiantenhaften Weise begann der Staatsanwalt sein Plaidoyer. Er beglückwünschte zuerst den Verteidiger zu dessen warmer, schöner Rede.

„Um so dankenswerter ist ja die Art und Weise, in der sich der Verteidiger für seinen Klienten einsetzt, als er ja schließlich gezwungen ist, eine leere Formalität zu erfüllen. In seinem Inneren wird er wohl selbst nicht auf die Vermutung kommen, daß irgend jemand im Saale hier an der Unschuld des Angeklagten zweifelt.“

38. Kapitel

Schwere Worte

Dann ließ der Distriktsanwalt mit meisterhafter Schärfe und Logik die Indizien nacheinander aufmarschieren, so daß vor den Augen der Zuhörer tatsächlich eine schwere, gewaltige Kette entstand, in der sich tadellos Glied an Glied reihte. Als er gegen den Schluß zu gekommen war, erhob er seine Stimme und schmetterte nun seine Worte in den Saal hinein:

„Nach alledem, was Sie hier gehört haben, meine Herren Geschworenen, werden Sie sich mit mir sagen müssen, daß kein billig denkender Mensch auf der Welt, und wenn es ein Bruder des Angeklagten wäre, an der Schuld des Julius Löwy zweifeln darf. Meine Herren, mehr klassische, absolute, zweifelfreie Beweise,

wie in diesem Prozeß sind überhaupt nicht zu erbringen, und wenn Sie Ihnen noch immer nicht genügen sollten, so würden sie damit den Indizienbeweis überhaupt und unsere ganze glorreiche Rechtsordnung verwerfen.

Nein, meine Herren Geschworenen, darüber, daß Julius Löwy die grauenhafte Tat begangen hat, gibt es keinen Zweifel mehr, darf es keinen geben. Aber meiner festen Überzeugung nach darf es auch über die andere, nicht mindere Frage, über die Frage nach dem „Wie?“ keinen Zweifel geben. Man wird Ihnen wahrscheinlich zwei Fragen vorlegen, meine Herren Geschworenen. Die eine wird Sie fragen, ob der Angeklagte des Mordes im ersten Grade, also des Mordes mit vollem Vorbedacht, schuldig ist; die zweite, ob er vielleicht nur wegen Mord zweiten Grades, ohne Vorbedacht also, verurteilt werden soll. Und da muß ich Sie im Namen der geheiligten Gerechtigkeit, die keine Konzessionen, kein Mitleid, keine Bemäntelung kennen darf, bitten, den Angklagten wegen Mordes im ersten Grade zu verurteilen.

Meine Herren Geschworenen, dieser Mord war mit Vorbedacht begangen worden. Mit vollem Vorbedacht, mit reiflicher und teuflischer Überlegung! Die Briefe des Angeklagten an seinen Onkel beweisen das, die Tatsache, daß er bereits Stunden vor der Tat sich vor dem Hause herumgeschlichen hat, die raffinierte Art und Weise, wie er die Spuren der Tat vernichtet hat.

Meine Herren Geschworenen, dieser Mörder, der die Frivolität besaß, schon am Tage nach der Bluttat ein Wohlleben zu beginnen, hat für jedes Detail seines bestialischen Verbrechens vorgesorgt. Wenn die Wälder und Wiesen in der Umgebung von New York sprechen könnten, dann würden sie erzählen, wie sich dieser Mensch hier schon tagelang vorher umhergeschlichen hat, bis er ein finsternes heimliches Versteck ausfindig machte, das ihm zum Vergraben oder Verbrennen der blutbefleckten Kleider, des blutbefleckten Messers ge-

eignet erschien. Da war alles vorbedacht, alles vorbereitet, alles mit geschäftlich kühlem Eifer erwogen worden.

Nicht oft geschehen derartige Verbrechen in unserem Gemeinwesen, und sehr selten sind es auf amerikanischem Grund und Boden Aufgewachsene, die als Raubmörder vor die Schranken des Gerichtes kommen. Europa, das ein internationales Verbrechen hierher an unsere leider nur allzu gastlichen Gestade ablädt, schickt uns auch von Zeit zu Zeit einen Desperado, einen Entmenschten und Degenerierten, der seine europäischen Zuchthaus-theorien hier bei uns ins Praktische umsetzen will. Meine Herren Geschworenen, Sie sind heute nicht nur Richter eines einzelnen Falles, Sie sind heute Hüter unserer Ruhe und unseres Friedens. Walten Sie ihres Amtes, sprechen Sie das Schuldig über diesen Meuchelmörder aus!“

Es war also so gekommen, wie Dr. Sarmond vorausgesehen hatte: der Staatsanwalt hatte es sich nicht nehmen lassen, in der Brust der zwölf gerechten Männer auch den Fremdenhaß, den Jingoismus in seiner schlimmsten Form zu reizen und herauszufordern.

39. Kapitel

Intermezzo und Finale

Einen Augenblick herrschte Totenstille in dem dichtgefüllten Saal, dann wurde sie von zwei Seiten unterbrochen: Ein weibliches Schluchzen wurde laut und der heisere Ausruf: „Natürlich ist er schuldig!“

Das Schluchzen rührte von Helene her, der heisere Ausruf von Karl Lederer, der wieder hinter Helene stand. Sein Gesicht war grünlich-weiß, seine Augen erweitert und aufgerissen, der Mund verzerrt.

Als der Richter in energischer Weise um absolute Ruhe bat, da schien er sich zu besinnen, fuhr mit der Hand über die schweißbiefende Stirn und machte sich ganz klein, so daß er nicht mehr auffiel.

Helene hatte den Ausruf gehört, gefühlt, daß er von Karl kam, und sich rasch umgewandt. Als sie aber in das verzerrte Gesicht des einstigen Geliebten sah, da überfiel das junge Mädchen ein namenloses Entsetzen, über das sie sich keine Erklärung geben konnte. Ein ungeheuerliches Grauen schnürte ihr das Herz zu, so daß sie mit der Hand nach der Brust fuhr. Sie fühlte, wie etwas Schwarzes, Düsteres in ihr aufstieg, eine ungeheuerliche, unbewußte Ahnung, ein lähmender Schrecken.

Und mit einemmal, ohne Folgerichtigkeit, ohne nachweisbare Ideenverbindung, ohne eigenen Willen, kamen ihr die Ereignisse der Mordnacht in Erinnerung. Sie sah plötzlich einen unbekanntem Menschen, der in den blutbesudelten Händen blutbesudelte Bündel trug, aus einem ihr unbekanntem Hause schleichen, und gleich darauf sah sie, wie ein junger Mensch mit schönen, weichen Gesichtszügen, unförmliche Bündel unterm Arm, aus dem Dunkel der Nacht auf sie zusprang, um ihr freundlich und liebevoll eine kleine Gefälligkeit zu erweisen. Und die beiden Bilder verwoben sich ineinander; die beiden Männer, der unbekanntem und der ach, so bekannte, begannen, dieselben Formen anzunehmen. Dann war alles zu Ende. Helene fühlte, wie eine Ohnmacht ihre Sinne umnebelte; sie rief nach Wasser, wurde gelabt und kam erst ganz zu sich, als sie wieder zu Hause bei Vater und Mutter war.

Inzwischen aber hatten sich die Geschworenen nach der lauen, nichtssagenden Rechtsbelehrung durch den Richter zur Beratung zurückgezogen.

Vier lange, qualvolle Stunden blieben sie in Beratung, dann kamen sie wieder, und ihr Obmann, der rothaarige Irländer, verkündete, daß sie sich auf den Spruch „schuldig des Mordes im ersten Grade“ geeinigt hätten.

Der Richter setzte den Termin der Urteilsverkündung auf den zweitnächsten Tag an, dann ging alles

auseinander, die Geschworenen, der Verteidiger, der Richter, der Kläger und das Publikum, in die frische, kalte Luft, der unschuldig Verurteilte zurück nach den Tombs, von wo aus er, wenn erst der Richter das Todesurteil ausgesprochen hatte, die letzte Fahrt nach Sing Sing machen würde. — — —

40. Kapitel

Das böse Gewissen

Wie ein Trunkener wankte Karl Lederer nach dem Wahrspruch der Geschworenen nach Hause.

Sein Inneres war angewühlt, seine Nerven gepeitscht, sein Blut erhitzt.

Zuerst hatte er dagesessen und war dem Gange des Prozesses kühl und überlegen gefolgt wie ein Mensch, den die Sache eigentlich nichts angeht. Je weiter aber die Verhandlung fortschritt, je düsterer und schwerer sich das Schicksal drohend gegen den unglücklichen Menschen auf der Anklagebank wandte, desto leidenschaftlicher wurde Karl erregt.

Oft griff er sich an den Kopf, um sich zu überzeugen, ob er wachte oder schlief. Wie eine grausige Grotteske kam ihm das vor, was da geschah. Schlag auf Schlag prasselte das Beweismaterial auf den Angeklagten nieder, von Stunde zu Stunde wurde seine Schuld sicherer und unzweifelhafter, und doch saß dort ein Unschuldiger, während der Schuldige er selbst in Freiheit, im guten Rock, mit sattem Magen war — —

Die Stimmungen in ihm wechselten jäh, wie die Bilder des Kinematographen.

Qualvolles, schwerzliches Mitleid wallte in ihm auf, so heftig und brennend, daß er aufspringen und in den Saal brüllen wollte:

„Was quält ihr diesen Mann da? Hier, ich bin der Mörder! Seht meine Hände an, sie starren von Blut!“

Gleich darauf aber brodelte in ihm der Haß, ein unerklärlicher, lächerlicher Haß gegen diesen jungen Menschen, der wie ein idiotisches Opferlamm dasaß und den Verdacht nicht von sich abwälzen konnte.

Gewaltsam mußte sich Karl beherrschen, um nicht laut zu sprechen, um keine Zwischenrufe zu machen. Zornesausbrüche, Heiterkeit, Stoßgebete und Flüche drängten sich auf seine Lippen, die er fest geschlossen hielt, um die verätherischen Worte nicht entflattern zu lassen.

„Lieber Herrgott!“ stöhnte es in ihm, „laß mich nicht wider meinen Willen eine neue, grauenvolle Tat begehen. Rette diesen Unglücklichen, der mein Opfer werden soll!“ Und gleich darauf: „Verflucht dieser Bursche, der die Vergangenheit heraufbeschworen hat und mich znrückschleudern will in jene Nacht, die aus meinem Gedächtnis gestrichen sein sollte!“

41. Kapitel

Dissonanzen

Als Dr. Sarmond seine warmen, flehenden Worte an die Geschworenen richtete, da sauste und brauste es rings um den Mörder. Tränen flossen ihm über die fieberhaft glühenden Wangen, und wehmütige Erinnerungen an seine Kindheit, an die Jünglingszeit voll starrer Ehrbegriffe, an die Mutter und an den Vater überkamen ihn. Er sah sich plötzlich, wie er einst als Knabe von zehn oder elf Jahren mit seinem Vater zeitig am Morgen im Tiergarten spazieren gegangen war, und der pedantische ernste Mann ihm gesagt hatte:

„Sieh, mein Karl, ich bin nicht vollkommen, daß weiß ich, bin vielleicht nicht einmal so gut, wie ich sein sollte und könnte. Aber wenn ich an mein Leben zurückdenke, dann kann ich mir ruhig sagen: Du hast nie etwas getan, dessen du dich schämen müßtest. Lebe auch so, Karl! Lebe dich aus, folge deiner Natur, aber

tue nichts, was dir in der Erinnerung die Schamröte auf die Wangen treiben müßte!“

Wie hatte er die Mahnung des Vaters befolgt? Die letzten fünf Jahre seines Lebens stellten sich drohend auf und überfluteten ihn mit Schmutz und Blut und Schande. — — —

Hätte in diesem Augenblick Karl der Stimme seines inneren Menschen gefolgt, dann wäre er vorgetreten und hätte ruhig gesagt:

„Laßt den da gehen und nehmt mich!“

Es kam aber nicht so.

Die helle, glitzernde Märzsonne warf einen dünnen Strahl in den düsteren Saal; draußen dröhnte das Echo des brausenden Lebens herein, und Karl wollte dieses brausende Leben leben, auskosten, ausschürfen. — Noch gab es ja Glück und Glanz und schöne Frauen und Liebe auf der Welt — — —

Dann kam der Distriktsanwalt zum Wort und riß Karl in die entgegengesetzte Stimmung. Alles, was an Weichheit in ihm war, würgte er hinunter, alle Güte schüttelte er von sich ab und hohnlachend sprach er zu sich selbst:

„Es ist ja alles nicht wahr! Ich war es nicht, dieser da ist der Mörder. Hört doch nur, wie der kluge Mann da das genau beweist, daß nur ein Schwachsinniger noch zweifeln kann. Er ist der Mörder, ja er ist es, und er soll die Tat büßen, auf daß sie getilgt und gelöscht werde!“

Und in wilder, fanatischer Autosuggestion stieß Karl dann, als der Ankläger geendet hatte, die Worte hervor:

„Ja, er ist schuldig!“

Und nun ging Karl den ziemlich langen Weg bis zur Vierzehnten Straße in der kühlen, frischen Märzluft zu Fuß nach Hause, wie ein Nachtwandler, unbewußt, dämmernd, automatisch.

Erst als er zu Hause angelangt war, kam er ganz zum Bewußtsein seiner Umgebung.

42. Kapitel

Dreiecke

Es war gegen die vierte Nachmittagsstunde. Elga hatte heute im Theater nichts zu tun und Karl sehnte sich recht darnach, mit ihr allein zu sein, einen Menschen an seiner Seite zu haben, der es aufrichtig mit ihm meinte, dessen Wohl und Wehe schließlich auch mit seinem Wohl und Wehe zusammenhing.

Elga war aber nicht zu Hause. Nur ein flüchtig bekritzelter Zettel hing im Parlor am Gasluster, auf dem Elga ihm mitteilte, daß sie von Herrn Schröder ins Theater und zum Souper abgeholt worden sei. Er, Karl, möge gegen Mitternacht nach dem Cafe Martin kommen; dort werde er sie dann treffen.

Karl biß sich auf die Lippen, zerballte den Zettel und warf ihn wütend auf den Teppich.

Das war nicht das erste Mal, daß Elga in der letzten Zeit in Gesellschaft Anderer ihre Abende zubrachte, und gerade dieser Schröder schien Karl der am wenigsten wünschenswerte Begleiter zu sein,

Sollte ihn Elga mit diesem Schröder betrügen?

Dumpfe, brütende Unruhe und Wuth befiel Karl bei diesem Gedanken. Sollte er, der selbst gewohnt war, die anderen Männer mit ihren Frauen zu betrügen, plötzlich um den Besitz dieses Weibes zittern?

Karl schloß, noch immer den Hut auf dem Kopf und im Winterrock, die Augen und ließ die kleinen, winzigen Ereignisse der letzten Woche an sich vorbeizitzen. Hunderterlei Zeichen deuteten darauf hin, daß zwischen Elga und Schröder intime Beziehungen bestanden und daß dieser reiche Hamburger Kaufmannssohn nicht ohne Grund ihm, Karl, auf die zarteste Andeutung hin, die offene Briefftasche hinhielt.

Dann aber schluckte Karl all das Bittere, Empörende, was in ihm aufquoll, herunter und sagte halblaut:

„Unsinn, Elga betrügt mich nicht. Sie läßt sich halt gerne den Hof machen und hat an kleinen Bummeltouren ihr Vergnügen. Mich betrügt man nicht so leicht! Übrigens, wenn ich schon heute allein sein muß, dann will ich mein Glück bei Frauen wieder einmal erproben und sehen, ob ich mir die kleine Trudel Himm erobern kann.“

Und Karl machte sich auf den Weg nach einem nahegelegenen Theater-Boardinghouse, um ein niedliches, kleines, blondes und weitherziges Soubretchen vom Irving Place Theater zum Souper einzuladen.

Geld hatte er ja. Erst gestern hatte ihm Herr Schröder hundert Dollars geborgt! — — —

Tatsächlich war es so, wie Karl es dumpf und unbewußt vermutet hatte. Elga hatte ein Verhältnis mit diesem Herrn Schröder.

Die Beziehungen zu Georg Winzer waren nur von sehr kurzer Dauer gewesen. Georg hatte ja Elga nicht geliebt, sondern sie nur besitzen wollen, und nachdem ihm dies gelungen war, riet ihm sein Geiz und seine Habgier, sich nicht allzu stark zu binden. Schon nach einigen Tagen war ihm etwas unheimlich zu Mute geworden, als Elga ihm seufzend klagte, daß sie diese und jene Toilettensachen notwendig brauche und nicht wisse, woher das Geld dazu nehmen.

Georg Winzer hatte damals sein ganzes bißchen Besitztum an Noblesse zusammengenommen und Elga einen Kreditbrief auf zweihundert Dollars für ein erstklassiges Warenhaus gegeben, dann aber hatte er sich sachte und unauffällig zurückgezogen.

Elga empfand keinen sonderlichen Schmerz darüber. Auch ihr Gefühl für Georg war ja kein tieferes gewesen, und es blieb nur etwas Ärger, Scham und viel Erbitterung gegen ihren Gatten übrig.

Dann trat dieser Herr Schröder auf den Schauplatz.

43. Kapital

Herr Schröder

Herr Oskar Schröder war der Sohn eines zwanzigfachen Hamburger Millionärs und hielt sich hier in New York auf, um ein oder zwei Jahre lang Handel und Gewerbe hiezulande zu studieren.

Bei der Premiere von Sudermanns „Blumenboot“ hatte er Elga als Thea gesehen und war so begeistert von ihr gewesen, daß er ihr sofort hinter die Bühne seine Visitenkarte mit der Bitte, mit ihm bei Delmonicos speisen zu wollen, schickte.

Elga ließ ihm durch den Theaterdiener ihre Antwort zugehen. In sehr taktvoller Weise drückte sie ihr Bedauern darüber aus, der Einladung nicht Folge leisten zu können, da sie sich von der Gesellschaft ihres Gatten nicht trennen wolle.

Herr Schröder gab deshalb durchaus nicht nach. Er schickte ihr abermals ein Billett hinter die Bühne, in der er ihr mitteilte, daß er sich glücklich schätzen würde, den Abend mit ihr und ihrem Gemahl zu verbringen.

Mehr das Scherzes halber ging Karl auf diese Aufforderung ein, und daher datierte die Bekanntschaft mit dem Hamburger Patriziersohn.

Herr Schröder war weder ein Adonis noch ein Philosoph. Aber er hatte Geld unglaublich viel Geld, kleidete sich mit raffinierter Eleganz und sah ganz leidlich aus.

Keine acht Tage währte es, und Elga, deren Moral und Festigkeit in der letzten Zeit erheblich gelitten hatte, gab dem stürmischen Drängen des Hamburger Lebemanns nach, umso mehr, als sie dank der Schule ihres Gatten, jetzt ebenfalls von einer wahren Gier nach Geld, respektive den Genüssen, die man sich für Geld verschaffen kann, befallen war.

Und Herr Schröder ließ sich nicht lumpen, das mußte man ihn lassen. Er war gegen Elga von einer wahrhaft fürstlichen Noblesse, soweit sich dies tun ließ, ohne den Verdacht Karls allzusehr zu erregen, und hatte, wie gesagt, für Karl eine stets offene Briefftasche. In den wenigen Wochen, die die Bekanntschaft währte, hatte Karl bereits mehr als fünfhundert Dollars von ihm entlehnt.

Und Karl, der an Arbeitsuchen längst nicht mehr dachte, begann ein recht behagliches Leben zu führen, rauchte die teuersten Zigarren, kaufte die kostbarsten Krawatten, zahlte alte Schulden und Schneiderrechnungen und lebte in den Tag hinein, alle unangenehmen Gedanken kunstfertig von sich abschüttelnd.

44. Kapitel

Aufwärts und abwärts

Außerdem aber spielte Karl wieder.

Durch einen Kollegen seiner Frau, der eine Spielratte sondergleichen war, war er in einen Klub eingeführt worden, in dem von nachmittags bis zur frühen Morgenstunde wacker hasardiert wurde.

Poker war dort noch das harmloseste Spiel, man spielte aber mit Vorliebe Roulette, Trente et Quarante und andere lebensgefährliche Spiele.

Und Karl gewöhnte sich daran, fast alltäglich nach dem Klubhaus an der Lexington Avenue zu gehen, um erst zur späten Nachtstunde nach Hause zurückzukehren. Anfangs hatte der Gedanke an Elga ihn frühzeitig aufbrechen lassen, dann aber tröstete er sich damit, daß dieser Oskar Schröder ihr ja Gesellschaft leistete, sie ins Restaurant führte und bis zur Haustür brachte.

Daß das Abendprogramm Elgas und Schröders nicht immer so friedlich und harmlos verlief, wußte Karl nicht, wollte es nicht wissen. Schloß die Augen, wenn er an die Möglichkeit dachte.

Während aber hier ein Mensch mit starken Geistesgaben und hoher Bildung, ein an und für sich gut gearteter, weichherziger Mensch mit langsamen Schritten wie ein Nachtwandler den sanften Weg nach abwärts schritt, der zu fürchterlichen Tiefen führt, klomm Georg Winzer mit Riesensprüngen vorwärts.

Tatsächlich hatte ein Konsortium von legitimen Betrügern und Halsabschneidern, gewissenlosen Advokaten, verbrecherischen Bankiers und lumpigen Politikern eine Gesellschaft begründet, die zu Spottpreisen ungeheure Landstrecken im Süden der Vereinigten Staaten an sich brachte, um es parzellenweise loszuschlagen.

Und was für Land war das! Land, auf dem kein Grashalm gedeihen kann, steinig der Boden unter Sonnenbrand, und Sumpfland, das giftige Dünste ausströmte und von erfahrenen Farmern meilenweit gemieden wurde.

Ganz anders sah das allerdings in den Prospekten und Broschüren aus, die nach einem neuartigen, von Winzer ersonnenen System nicht nur in ganz Amerika verbreitet wurden, sondern schon in Europa in die Hände aller jener Leute gelangten, die jemals die Absicht haben konnten, nach Amerika auszuwandern.

Wenn man diese Prospekte und Schilderungen las, dann mußte man von einem Paradies auf Erden träumen, von üppiger Flur, friedlichem Heim, schattigen Hainen, von Bäumen, die sich unter der Last des Obstes beugten, von Wohlstand, Glück und Wohlergehen. — — —

Winzer, der selbst seinen geriebensten Mitarbeitern durch die Fülle neuartiger Ideen, die er entwickelte, und durch seine eiserne, mit Fleiß gepaarte Energie gewaltig imponierte, wurde einer der Direktoren der neuen Gesellschaft, mit einem festen Einkommen von zwölftausend Dollars im Jahre und erheblichem Anteil am Reingewinn.

Er ruhte aber nicht auf seinen Erfolgen aus, sondern sann auf Mittel und Wege, um weiterhin in noch schnellerem Tempo schreiten zu können. Wurde Kir-

chenmitglied, verkehrte unter den Frömmsten des Landes, aß abends in ebenso vornehmer als öder amerikanischer Familie blutiges Roastbeef und Ice Cream und begann, mit Verachtung und Ingrimm von dem verderbten Europa und der unheilvollen Einwanderung zu sprechen.

Und schon begannen die reichen Mütter säuerlicher Jungfrauen ihn als Idealmenschen, besonders aber als Idealschwiegersohn zu betrachten.

Er aber blieb kühl bis ans Herz hinan. Dieser letzte Schritt mußte wohl erwogen werden, und es mußte wahrlich „dafür stehen,“ wenn er seine Freiheit aufgab. Oder, besser gesagt, verkaufte. Denn er wollte sie verkaufen, und das nicht zu billig!

45. Kapitel

In der Zelle

Eine Stunde vor dem Termin der Urteilsverkündung suchte Dr. Sarmond seinen unglücklichen Klienten noch in dessen Zelle auf.

Trübe lächelnd hielt ihm Julius Löwy die abgemagerte Hand entgegen.

„Eine Stunde noch, Doktor, und dann sind Sie mich los, dann haben alle die Scherereien auch für Sie ein Ende.“

„Sie irren,“ sagte Dr. Sarmond ernst. „So leicht mache ich es der diesmal so blinden Gerechtigkeit nicht. Gleich nachdem der Richter das Urteil ausgesprochen hat, stelle ich das formelle Ansuchen um einen neuen Prozeß.“

Beide schwiegen eine Weile, dann ergriff Löwy die Hand seines Rechtsanwalts.

„Doktor, ich weiß, daß ich ein dem Tode geweihter bin. Und als solcher habe ich ein Anrecht auf Wahrheit, absolute Wahrheit und Aufrichtigkeit. So frage ich Sie denn: Hat ein derartiges Ansuchen um einen neuen Prozeß irgend welche Aussicht auf Erfolg? Ist es möglich, daß der Richter tatsächlich einen neuen Prozeß bewilligt?“

Der Anwalt schüttelte den Kopf.

„Wenn Sie mich bitten, aufrichtig zu sein, so kann ich diese Frage wohl nicht bejahen. Der Prozeß ist glatt verlaufen, meine Anträge sind nicht abgelehnt worden, es ist alles in Ordnung geschehen — es ist kein Grund zur Bewilligung eines neuen Prozesses. Wenn dieser eine Zeuge nicht aufgetreten wäre, der Sie damals vor dem Hause gesehen hatte — dann wäre vielleicht noch eine Möglichkeit vorhanden gewesen, einen neuen Prozeß zu bekommen. Aber so —“

Einen Augenblick starrte Löwy vor sich hin, dann sagte er mit bebender Stimme:

„Doktor, dann flehe ich Sie an: stellen Sie das Ansuchen nicht, lassen Sie den Dingen ihren Lauf. Was soll es mir nützen, wenn ich noch Wochen und Monate zu leben habe? Diese Nächte, diese Nächte — Doktor, Sie können ja nicht ermessen was einem Todgeweihten diese schlaflosen Nächte bedeuten! Und dann meine Frau, meine geliebte Marie! Das arme, liebe Wesen kann ja auf die Dauer diese Aufregungen nicht mehr ertragen. Je früher ich erlöst bin, desto früher ist auch sie es.“

Schluchzend sank der Gefangene auf seine Bank.

„Meine Marie, meine gute, treue, brave Frau! Wie wird es ihr wohl im Leben gehen, ihr und meinem Jungen, den ich kaum kenne, kaum gesehen habe? Wie werden sie umhergeworfen werden unter den kalten, brutalen Menschen?! Wie schwer wird ihnen das Leben werden, ihr, der Gattin, ihm, dem Sohne des Raubmörders!“

46. Kapitel

Ein Versprechen

Liebevoll beugte sich Sarmond zu dem jungen, gebrochenen Menschen herab und legte seine Rechte auf dessen Haupt.

„Löwy, wenn es Ihnen ein Trost fürs Jenseits sein kann, so nehmen Sie mein heiligstes Wort als Pfand dafür, daß ich Ihre arme Frau und Ihren Knaben nach bestem Können unterstützen werde. Ich bin leider kein reicher Mann, aber ich habe genug, um eine Familie ernähren zu können. Und da mir das Schicksal keine eigene gegeben hat, so will ich für Marie und das Kind sorgen, als wären es meine leibliche Schwester, mein leiblicher Neffe. Den Beiden soll kein Haar gekrümmt werden, so lange ich lebe!“

Wild aufweinend ergriff Löwy die Hand des Anwalts und bedeckte sie mit Küssen, bevor dieser das verhindern konnte.

„Möge Ihnen der Schöpfer, an den ich noch immer glaube, das lohnen, Doktor! Nun wird mir das Sterben leicht werden, und der elektrische Stuhl wird sein Grauen für mich verlieren.“

„Unsinn, Löwy! Selbst wenn Ihnen kein neuer Prozeß bewilligt wird, so ist doch die Möglichkeit da, daß der Gouverneur Sie begnadigt. Umso mehr, als Sie ja Frau und Kind haben und schließlich doch nur auf Indizien hin verurteilt worden sind.“

Jäh sprang Löwy auf.

„Nur das nicht, Doktor, nur das um Himmels willen nicht! Gut, ich füge mich in die Formalität wegen des Ansuchens um einen neuen Prozeß. Dann aber, Doktor, flehe ich Sie auf meinen Knien an, nichts mehr zu tun und mir um aller Barmherzigkeit willen nicht diese Art von Gnade zu erwirken!“

Beim bloßen Gedanken an das Zuchthaus, an Jahrzehnte langes, vielleicht gar lebenslängliches Zuchthaus gerinnt mir das Blut in den Adern. Ich habe ja schon einmal drei Monate hinter Kerkermauern gesessen. Und hätte es einen Monat länger gedauert, so hätte ich mir mit den Zähnen die Adern aufgerissen!“

Die Zeit war um, der Gerichtsdienner kam um Löwy nach dem Zimmer des Richters Goff zu führen, und

auf getrennten Wegen begaben sich beide, Anwalt und Klient nach derselben Stelle.

Es kam, wie es kommen mußte.

Der Richter verhängte über Julius Löwy auf Grund des Spruches der Geschworenen die Todesstrafe. Dann stellte er in gleichgültigem Tone die Frage, ob er, der Angeklagte, irgend einen Grund habe, dieses Urteil für ungerecht zu halten.

Ein müdes, gequältes, ironisches Lächeln stahl sich auf die Lippen des Todeskandidaten.

„Ich bin zwar unschuldig, das Urteil wird aber wahrscheinlich doch gerecht sein,“ sagte er leise,

Dr. Sarmond stellte hierauf das formale Ansuchen um Bewilligung eines neuen Prozesses, der Richter behielt sich die Entscheidung vor, und das Komödien-spiel war zu Ende.

47. Kapitel

New Yorker Rechtsanwälte

Draußen traf Sarmond Frau Marie mit dem Kind auf dem Arm.

Mit gepreßter Stimme und mühsam zurückgehaltenen Tränen setzte er sie von allem, was geschehen war, in Kenntnis.

Nur einen Moment schwankte die junge Frau, als wenn sie hinstürzen wollte, dann richtete sie sich auf und sagte mit flüsternder, rauher Stimme:

„Kann ich jetzt zu meinem Mann? Darf ich nochmals das Kind zu ihm bringen?“

„Sicher“, erwiderte tief erschüttert der Anwalt. „Noch ist es Zeit. Zum letztenmal allerdings, daß Sie ihn allein werden sprechen und sehen können, denn nachmittags wird er wohl nach Sing Sing gebracht werden. Und dann können Sie ihn ohne Zeugen nicht mehr sehen. —“

Die arme Frau wurde mit ihrem Kinde zu ihrem Gatten geführt, und während in der Zelle der Jammer zweier unglücklicher Menschen miteinander rang, ging Dr. Sarmond tief betrübt nach seiner Office.

Nie hatte er die Machtlosigkeit des Menschen gegen das Schicksal so schwer empfunden wie heute, und zum erstenmal war sein Beruf ihm verleidet.

Dr. Heinrich Sarmond, der in jungen Jahren, gleich nach Absolvierung des Gymnasiums aus Familiengründen von München nach New York übersiedelt war, hatte in einer Art Galgenhumor sich entschlossen, die Laufbahn eines Rechtsanwalts einzuschlagen. Gerade weil er Gelegenheit hatte, in den abgrundtiefen Schlund von Korruption und Verworfenheit zu sehen, den hier zum großen Teil die Mitglieder des Barreaus repräsentieren, gerade deshalb hatter ihn dieser an und für sich so hochstehende und ernste Beruf gereizt.

„Ich will beweisen, daß man unter drei erschwerenden Umständen, als: Ausländer, armer Teufel und anständiger Mensch doch als Anwalt auf einen grünen Zweig kommen kann,“ hatte er sich gesagt. Und der Beweis war ihm gelungen.

Es gab für ihn keine unsauberen Affären, die viel Geld einbrachten, keine „fetten“ Pfründen, und trotzdem fand er sein gutes Auskommen. Seine Klientel war vorwiegend deutsch, und das Wunder von diesem anständigen, ehrenhaften, selbstlosen, hilfsbereiten Advokaten verbreitete sich von Mund zu Mund.

Bis er schließlich eine sehr ausgedehnte Klientel hatte, die jedem anderen Advokaten ein Vermögen abgeworfen hätte, ihm aber nur ein behagliches Leben sicherte.

Heute aber war Dr. Sarmond mit sich unzufrieden, mit seinem Beruf und seinem Schicksal. Und stundenlang grübelte er vergeblich über Mittel und Wege nach, diesen unglücklichen jungen Menschen von einem ungerechten Tode zu erretten.

DRITTES BUCH

Schicksalswendungen

1. Kapitel

Ein seltsamer Besuch

Dr. Heinrich Sarmond saß in seiner Office und bemühte sich vergebens, seine Aufmerksamkeit auf einen Akt zu konzentrieren, der die Unterlage eines Erbschaftsprozesses bildete.

Seine Gedanken flatterten immer wieder zum Fenster hinaus, wie kleine Vögel, die entdecken, daß die Türe ihres Käfigs nicht verschlossen ist.

Seine Augen blieben auf den Worten des Schriftstückes haften, zwischen den Zeilen sah er aber das Bild Helenens, ernst, traurig, wehmütig; dann wieder den armen Teufel, der sich in seiner Zelle in Sing Sing auf den Tod vorbereiten mußte; jetzt die kleine, blasse, zarte Frau Marie, wie sie ihr Kind auf dem Arm hielt und ihren Gott um Rettung und Erbarmen anflehte.

Der Anwalt schob die Akten beiseite, stützte den Kopf in die Hand und stierte düster vor sich hin.

So weh und elend und hoffnungslos war ihm zu Mute, wie noch nie in seinem Leben, wie selbst damals nicht, als aus frischen Herzwunden sein Blut strömte und er sich in Liebe und Sehnsucht nach Helene verzehrte.

Die Tür seines Privatzimmers ging auf, und grinsend kam der Officejunge herein.

„Ein Herr ist draußen. Er will Sie unbedingt sprechen, sagte mir aber, als ich ihn frug, was er

wünsche, daß mich das nichts angehe, und ich zum Teufel gehen solle. Er riecht nach Whisky, daß man sich die Nase zuhalten muß.“

Sarmond machte durch einen Wink der Redseligkeit des Knaben ein Ende und ließ den seltsamen Besucher eintreten.

Ein großer, gutgewachsener Mann stand vor ihm, mit buschigem blondem Schnurrbart, stahlblauen aber verschwommenen und geröteten Augen und einer sanft rosig überhauchten Nase.

Nach Schnaps roch er, das ließ sich nicht ableugnen.

Überhaupt — auf den ersten Blick mußte man den Mann, der recht schäbig und vulgär gekleidet war, unbedingt für einen jener Tramps halten, die man an Park Row und an der Boverly tagaus tagein in süßem Nichtstun vor den Saloons herumpilgern sieht. Erst wenn man ihn näher ansah, konnte man, einige Menschenkenntnis vorausgesetzt, erraten, daß dieser Mensch nicht in dem Milieu, in dem er sich jetzt befand, aufgewachsen war.

Mit einer gewissen dreisten Verlegenheit stand der Mann recht breit vor dem Anwalt und räusperte sich einigemale. Als aber Sarmond etwas ungeduldig sagte: „Nun, womit kann ich dienen?“ da begann er zu sprechen.

„Ja, hören Sie, Herr Sarmond, wenn Sie knapp mit der Zeit sind, dann will ich lieber ein anderesmal kommen, denn eine Stunde müßten Sie mir schon geben. Übrigens — ich bin doch an der richtigen Stelle, Sie sind doch der Advokat, der den Julius Löwy verteidigt hat, was?“

2. Kapitel

Ein Tramp

Als dieser Mann von einer ganzen Stunde gesprochen hatte, die er brauchen würde, da war Sarmond wütend gewesen, und er wollte schon unter Hinweis

auf wichtige Arbeiten die Unterredung abbrechen. Dann aber, als der Mann ihn frug, ob er der Verteidiger Löwys wäre, da bemächtigte sich des Anwalts eine eigenartige Unruhe und Spannung und er sagte nervös:

„Setzen Sie sich nieder und sagen Sie mir nur, was Sie zu sagen haben, vor allem aber, wer Sie sind. Allerdings bin ich der Verteidiger von Julius Löwy.“

„Na, denn gut,“ sagte der Besucher, der jetzt deutsch mit Berliner Akzent zu sprechen begann. Er setzte sich, nahm endlich seinen verschlissenen Schlapphut ab, legte ihn auf den Teppich neben sich und begann:

„Also, Herr Doktor — da Sie ein Deutscher sind. kann man zu Ihnen ja wohl Doktor sagen — Sie wollen wissen, wer ich bin. Nu, ich rede ja jerade nicht jerne darüber, aber es muß sowieso sein, und so will ich denn ein wenig zurückgehen in meinem Leben.

Ich heiße also Högel, vollständig und genau Friedrich Wilhelm Karl Reichsfreiherr von Högel. Ja, ja, sehen Sie mich nur verwundert an, ich stamme aus einer Familie, die nachweisbar seit fünfhundert Jahren nur Ehrenmänner unter sich gehabt hat, bis es mir vorbehalten geblieben ist, in diese traditionelle Pedanterie eine Bresche zu legen.

Na, ich will mich kurz fassen.

Ich wurde natürlich Offizier, trug die Epauletten meines Königs auch mit Stolz und Freude und wäre ein ganz patenter Kerl gewesen, wenn es weder Weiber, noch Wein und Karten gegeben hätte.

Es gab und gibt aber in Berlin sehr viel Weiber, sehr viel Wein und sehr viel Karten, und eines Tages hatte ich die Wahl, mir entweder eine blaue Bohne in mein ödes Gehirn zu jagen, oder zu warten, bis man mir den bunten Rock mit Schimpf und Schande nahm und mich aus der Armee jagte. Nun, und weil eben die Weiber, die Karten und der Wein das beste

an mir schon aufgefressen hatten, so tat ich das letztere, ich ließ mich jagen.

Dann natürlich Amerika.

Wie es mir hier in den ersten Jahren gegangen ist, brauche ich Ihnen ja wohl nicht zu erzählen, das steht ja schon in hundert Kolportage-Romanen geschildert. Genau so war es aber auch: Ich habe Gold gegraben, Pferde gestohlen, Soldat gespielt, Messer geputzt, Geschirr gewaschen etc.

Momentan geht es mir, wie Sie mir ja auch ansehen werden, glänzend. Ich bin Steward, nicht etwa auf einem feinen Passagierdampfer, das geht nicht, von wegen meiner Vorliebe für den Alkohol, sondern auf einem lausigen Fahrzeug, das ums Kap Horn herum nach der anderen Seite kriecht.

Sonst geht es mir, wenn ich auf Land bin, ganz glänzend. Ich habe wieder das, was ich in Berlin gehabt habe: Weiber, Wein und Karten. Die Weiber gehören zwar nicht mir allein, wenn ich sie habe, und sind billig; der Wein ist Whisky oder Gin, und die Karten sind abgegriffen und haben durchaus nicht den Goldrand, wie damals in unseren Klubs.“

Der heruntergekommene Aristokrat lachte über seinen eigenen Witz laut und zynisch, so daß Sarmond die Lippen zusammenpreßte, um nicht eine verweisende Bemerkung zu machen.

Denn eine dumpfe Ahnung sagte ihm, daß er diesen Mann anhören mußte, anhören um jeden Preis.

3. Kapitel.

Die Erzählung eines Tramps

Fritz von Högel streckte die Beine behaglich aus und erzählte weiter:

„Ich komme nun zur Hauptsache.

Im Juni vor zwei Jahren kam ich wieder von der Reise zurück. Eines Abends kam ich auf die verrückte

Idee, einmal das Saufen für eine Nacht einzuschränken und statt dessen nach einem der vielen Wiener Cafés in New York zu gehen, um wieder einmal nach langen Jahren eine europäische Zeitung, womöglich gar eine Berliner, zu lesen.

Ein Kamerad vom „President Jefferson“ — so hieß unser Kasten — schloß sich mir an. Auch ein Deutscher, der nicht gerade als Matrose aufgewachsen ist. Übrigens war er damals, als er mit mir nach der Gulyas Avenue fuhr, schon ziemlich voll.

Es war das am 27. Juni. Damals habe ich das Datum wohl selbst nicht gewußt; durch den Prozeß gegen Löwy ist mir aber der Tag eingepreßt worden.“

Nervös und erregt sprang Sarmond auf.

„Mensch, reden Sie doch, reden Sie! Wie hängt das alles mit dem Prozeß zusammen?“

Högel lachte grimmig auf.

„'n bißchen höflicher, wenn ich bitten darf, und nicht so dringend! Sie können zu mir ganz jut Herr von Högel sagen, wo Sie doch 'was von mir wollen. Übrigens, wenn ich so ein rechter Schweinehund wäre, wie ich aussehe, so würde ich Ihnen jetzt das Messer an die Kehle setzen und zuerst so Stücker zehn oder zwanzig Talerchens verlangen, bevor ich weiter parliere. Aber ne, so bin ich jar nicht, ich gebe mich schon mit einer Zigarre zufrieden.“

Auch Sarmond lächelte jetzt, reichte seine Zigarrentasche dem ehemaligen Offizier, und dieser fuhr fort:

„Ich saß also mit meinem Freund in dem Vorgarten vom Café Monopol, ganz in der äußersten rechten Ecke, und halte das „Tageblatt“ vor die Nase, während mein Gefährte so vor sich hinduselt.

Plötzlich gibt es einen Krach, ein paar Juden fangen an, sich die schönsten Grobheiten an den Kopf zu werfen, nur daß keiner einsehen will, daß der andere Recht hat, wenn er ihn Gauner und Lump nennt.

Na, ich stehe neugierig auf und recke mir den Hals nach der Gesellschaft, die am anderen Ende saß, aus. Dabei fällt mein Blick zufällig auf einen Mann, der außerhalb des Gartens steht und, wahrscheinlich neugierig wie ich, die Szene beobachtet.

Wie ich aber diesen Mann sehe, glaube ich doch, das Mäuschen beißt mich! War das niemand anders, als ein junger Mensch aus Berlin, der zuerst als Einjähriger bei meiner Kompagnie gestanden hat und späterhin, vor meinem Sturz, mein Intimus und Nachtgenosse gewesen ist!

Als ich dann um die Ecke ging, haben wir uns natürlich ganz aus den Augen verloren; ich habe nie mehr von ihm gehört.

Und nun stand der Junge leibhaftig vor mir und stierte die betrunkenen Kerle an, als wollte er sie aufessen.

Muß ihm verdammt dreckig gegangen sein, damals, denn er sah erbärmlich aus. Blaß und die Wangen eingefallen, die Kleidung schon mehr als schäbig. Kurzum, wie man als „Gebrochener“ eben aussieht.

„Sentimental bin ich nu jerade nicht, Herr Doktor, das werden Sie wohl schon bemerkt haben,“ fuhr der Steward fort, aber damals überkam es mich doch ganz eigenartig. Am liebsten wäre ich aufgesprungen, auf ihn los und ihm um den Hals gefallen, denn ich hatte ihn immer verdammt gerne gehabt, meinen Freund Karl, oder Karlchen, wie ich ihn nannte.

Dann aber überlegte ich und — schämte mich! Ja, ich schämte mich, obwohl er so aussah, als wenn er mich sogar um meine Stewardsstellung beneiden dürfte. Vor allem schämte ich mich des betrunkenen Kerls an meiner Seite, der schon auf der untersten Stufe, dem Kauen und Spucken, angelangt war und sich auch sonst unanständig zu benehmen pflegte.

4. Kapitel

Ein nächtlicher Zeuge

Während ich aber noch hin und her überlegte, entfernte sich der eine von den Leuten, gegen den sich die Wut der anderen gerichtet hatte, und schwankte langsam stadtaufwärts. Hinter ihm in gemessener Entfernung aber mein Freund Karl.

In dem Moment war mein Entschluß gefaßt. Ich zahlte rasch für uns Beide, rüttelte meinen Gefährten an den Schultern und schleppte ihn mit mir fort, Karl, der die Zweite Avenue entlang ging, nach.

So kamen wir denn bis zur 14. Straße, wo ich meinen Kameraden einfach in eine Christopher Street-Car hineinbugsierete und ihm zubrüllte, er möge nur allein nach Hoboken fahren; ich würde zur festgesetzten Stunde direkt an Bord des „President Jefferson“ kommen. Die Sache war nämlich die, daß wir am zweitfolgenden Tag um drei Uhr morgens in See stechen sollten, und ich in dieser Nacht noch an Bord zu gehen hatte, um es vor der Abfahrt nicht mehr zu verlassen.

Wie also die Elektrische abgefahren ist, sehe ich in der Dunkelheit gerade noch, wie Karl hinter dem betrunkenen Herrn aus dem Café in die 18. Straße einbiegt.

Ich ihm nach wie ein Wiesel, und komme doch zu spät.

Gerade schieben sich die beiden, der Betrunkene und Karl, dicht hintereinander in ein Haustor.

„Nu, denn nich!“ sagte ich mir wütend, drehe mich um, trinke noch rasch ein paar Schnäpse und fahre nach Hoboken, um an Bord zu kommen. Schließlich war ich sogar froh, daß ich ihn nicht gesprochen hatte. Wozu soll denn auch dieses Wühlen in der Vergangenheit und in Erinnerungen an Zeiten, die doch ein bißchen anders waren, gut sein?

Wie wir aber wieder auf hoher See sind, und ich meine erste freie Stunde habe, nehme ich mir das Bündel New Yorker Zeitungen her, die der Lotse zurückgelassen hat. Und ich bin nicht wenig erstaunt, wie ich sehe, daß kurze Zeit, nachdem ich Karl gesehen hatte, in dem Hause, in dem er verschwunden war, ein Raubmord begangen worden war! Und noch dazu an dem Juden, der vor Karl einhergegangen war. Denn das konnte ich aus den Bildern unschwer ersehen.

Na, ich gestehe ihnen offen, daß ich nicht lange mir darüber den Kopf zerbrochen habe. Ob Karl nun in dem Hause gewohnt hat oder nicht, ob er mehr von dem Morde wußte als andere — was ging es mich an? Schließlich bin ich kein Spitzel, und das Denunzieren ist wohl noch das Einzige auf der Welt, vor dem ich so einen gewissen Schauer habe. Pfui Teufel! Zuhälter — meinetwegen — Denunziant — sofort aufknüpfen!“

Högel hatte sich so in die Erregung gesprochen, daß er ganz vergaß, wo er sich befand und seinen Zigarrenstummel wütend auf den Teppich warf.

Sarmond war so fieberhaft erregt, daß er das gar nicht bemerkte. Er fühlte, daß jedes der Worte dieses Menschen von unsagbarer Wichtigkeit sei, und daß von ihnen eine Wendung im Schicksale seines unglücklichen Klienten abhing.

„Das alles ist hochwichtig und interessant, Herr von Högel“, begann der Anwalt. „Und was hat Sie nun veranlaßt, doch zu mir zu kommen?“

5. Kapitel

„Ehre“

Högel steckte sich abermals eine Zigarre an, und sagte nach langer Pause etwas verlegen:

„Sehen Sie mal, Doktor, man ist ein kompletter Lump, daß weiß ich. Hat alle möglichen Stückchen gemacht, die nicht ans Tageslicht dürfen. Trinkt, lügt,

schneidet auf. Hat ein Frauenzimmer das, wenn man selbst nichts hat, mit Geld herrücken muß, mit Geld, das sie auf der Straße verdient hat — Sie verstehen schon — ist also ein ganz gemeines, verkommenes Subjekt. Und trotzdem, so ein ganz klein bißchen was ist da drinnen noch geblieben. Und dieses kleine bißchen hat mich gestoßen und gezerzt, wie ich jetzt vor ein paar Tagen wieder einmal nach New York kam und Ihren Prozeß da lese.

Donnerwetter, sagte ich mir, da kommt einer totsicher in den elektrischen Stuhl für etwas, was er vielleicht gar nicht getan hat. Nun, elektrischer Stuhl ist ja des Schlimmste auch nicht, ob so oder so — aber die Frau, die junge, arme Frau und das Kind, der arme Wurm, der den Vater doch brauchen wird — na, sagte ich mir, Fritz Reichsfreiherr von Högel, du bist ein Lump, ein Schuft aber keine Bestie! Geh sofort hin zu dem Advokaten, erzähl ihm, was du weißt, vielleicht eist er die arme Kreatur doch noch los und bringt Licht in die Finsternis. Na, und da bin ich nun da und habe Ihnen alles erzählt!“

Doktor Heinrich Sarmond ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Das alles, was ihn dieser Mann da erzählt hatte, überstürzte sich förmlich in seinem Kopf und er brauchte einige Zeit, um die Gedanken zu ordnen, zu sammeln und folgerichtig weiter zu denken.

Plötzlich fiel ihm ein, daß dieser Herr Fritz von Högel ihm gar nicht den Namen des ominösen Freundes genannt hatte.

„Mensch, die Hauptsache haben Sie ja vergessen. Wie heißt denn dieser Ihr ehemaliger Einjährig-Freiwilliger?“

Högel zögerte mit der Antwort. Dann:

„Herr Doktor, muß daß denn sein? Genügt es nicht, wenn Sie von dem, was ich Ihnen erzählt habe, Gebrauch machen? Ich will ja, wenn es sein muß, dann

auch als Zeuge erscheinen, aber den Namen möchte ich nicht gerne nennen. Ich sagte ihnen ja — Denunzieren, das ist bei mir ärger als ein Mord.“

6. Kapitel

Eindringliche Worte

Sarmond erschrak. Wenn dieser Mann ihm nicht den Namen nannte, dann hatte all das wenig, oder gar keinen Wert, dann würde man diesen Högel einfach für einen künstlich konstruierten Zeugen halten, den er, der Advokat, nach amerikanischem Muster sich gekauft hatte. Nein, er mußte ihn dazu bekommen, den Namen preizugeben.

Sarmond blieb vor Högel stehen, legte ihm die Hand auf die Schulter und sah ihm tief und offen in die Augen:

„Herr von Högel, ich weiß, daß Sie selbst das Empfinden haben, durch Ihren Besuch bei mir eine brave, anständige Handlung begangen zu haben, die vieles von dem aufwägen mag, was Sie unter dem Druck der Verhältnisse und Ihres Temperamentes getan haben mögen.

Vollenden Sie diese Handlung, Herr von Högel. Wenn Sie nur den Namen der betreffenden Person nicht sagen, so hat die ganze Erzählung keinen Wert. Wenn Sie den Namen aber nennen, dann retten Sie vielleicht meinem Klienten das Leben.

Wissen Sie, was das heißt? Können Sie sich in die irrsinnige Verzweiflung eines Menschen hineinversetzen, der mit offenen Augen und gefesselten Händen dem Tode entgegengieht? Der mit seinem Leben für ein Verbrechen büßen muß, das er gar nicht begangen hat? Und können Sie die Qualen der elenden jungen Frau ermessen, die ihren treuen, guten, braven Lebensgefährten auf diese Weise verlieren soll? Die Tag und Nacht auf den Knien herumrutscht und ihren Gott um

Gnade und Erbarmen anfleht? Die ihr Kind, ihr herziges, kleines Kind in den Armen hält und weiß, daß der Tag nahe ist, an dem dieses unglückselige Wesen eine Waise, die Waise eines Hingerichteten sein wird? Treten Ihnen die Tränen nicht in die Augen, wenn Sie an das alles denken?

Das grausame, erbärmliche, harte Schicksal hat Sie rauh gemacht und Ihr Herz mit einer ehernen Schichte überzogen, ich weiß das. Ich weiß aber auch, daß tief drinnen in Ihrem Herzen noch Güte und Menschenliebe schlummert.

Und dann noch etwas: Ist Ihr Freund unschuldig, dann wird er dies sicher leicht nachweisen können. Ist er schuldig, so befindet er sich wer weiß wo in der weiten Welt, und es ist fraglich, ob er je gefaßt werden wird.

Immerhin, es ist möglich, daß er schuldig und hier in New York ist. Dann hat er den Prozeßbericht gelesen, dann weiß er, daß ein unglücklicher, armer junger Mensch für seine Blutschuld sterben soll. Und läßt das ruhig geschehen, tritt nicht hervor, um zu büßen und zu Sühnen und zu retten.

Fritz von Högel, ich bin kein Pharisäer, kein Moralheld, kein selbstbewußter Philister. Und weiß, daß wir Menschen von Geburt aus gut und böse sind und erst die Umgebung und der Zufall die eine oder die andere Eigenschaft mehr entwickelt. Hier aber sprechen solche philosophischen Rücksichten und Erkenntnisse nicht mit. Hier steht ein feiger Mörder drei unschuldigen, hilflosen, dem Jammer preisgegebenen Menschen gegenüber. Und nun wählen Sie: Retten Sie den einen oder die anderen!“

Hochrot vor Erregung stand der Anwalt dem Manne gegenüber. Dieser aber war totenbleich im Gesicht und seine Backenknochen arbeiteten mächtig, als würde er sich Mühe nehmen, die Rührung aus dem Gesichte zu

verscheuchen. Als Sarmond aber fertig war, da streckte ihm Fritz von Högel die abgearbeitete und doch in ihren Linien feine und aristokratische Hand entgegen und sagte tonlos:

7. Kapitel

Ein Name

„Doktor, Sie scheinen nicht gerade Advokat im amerikanischen Sinne zu sein, ich habe Achtung vor Ihnen. Und ich verspreche Ihnen, alles zu tun, um dem armen Teufel das Leben zu retten. Der betreffende Freund, den ich damals in der Mordnacht hinter dem Buchmacher einhergehen und in dem Hause habe verschwinden sehen, ist ein gewisser Karl Lederer, der Sohn eines hohen preußischen Justizbeamten, des Landgerichtspräsidenten — —“

Er konnte nicht weiter reden, denn sein Gegenüber, der Anwalt, sprang wie ein Wahnsinniger auf und stieß einen dumpfen, unartikulierten Laut aus.

„Was ist Ihnen, Doktor!“ rief der Tramp aus. Er bekam aber keine Antwort.

Schneeweiß im Gesicht stand Dr. Heinrich Sarmond da, die Augen weit aufgerissen, den Mund geöffnet, mit fliegenden Pulsen und hochaufschlagendem Herzen.

Während Fritz v. Högel vergeblich mehrmals seine Frage wiederholte, begann Sarmond langsam seine Fassung wieder zu finden.

„Des Schicksals Fügungen sind wunderbar und dunkel,“ murmelte er vor sich hin. Und dann zu dem Besucher gewandt:

„Herr von Högel, ein Abgrund von Ungeheuerlichkeiten, tut sich vor mir auf. Ich bin zu erschüttert, zu erregt, um jetzt Ihnen alles das zu erzählen, was

der Name Karl Lederer in diesem Falle bedeutet. Wir werden uns ja noch oft, sehr oft sehen.

Nun aber muß ich Sie bitten, alles das, was Sie mir erzählt haben, soweit es sich auf die Ermordung des Buchmachers bezieht, mir nochmals zu diktieren, mit Ihrem Eide zu bekräftigen und zu beschwören. Und dann noch etwas: Wie lange bleiben Sie jetzt in New York und wo kann ich Sie immer erreichen?“

„Eigentlich sollte ich schon in acht Tagen wieder zur See. Nun aber werde ich das eben nicht tun, sondern hier bleiben, so lange Sie mich brauchen.“

Der Anwalt überlegte einen Moment.

„Ja nun, dann bringt Sie die Geschichte ja um Ihren Erwerb. Sie werden also wohl gestatten müssen, daß ich Ihnen bis zur endgültigen Erledigung der Affaire wöchentlich einen bestimmten, zum Lebensunterhalt ausreichenden Betrag ausbezahle.“

Der Mann schüttelte etwas verlegen den Kopf.

„Nee, Herr Doktor, das wollen wir lieber bleiben lassen. Feinfühlig bin ich ja nun nicht mehr, wirklich, das könnte mein schlimmster Feind nicht behaupten. Aber wenn ich Geld nehmen würde, dann würde ich mir schließlich selbst einbilden, daß ich das Janze nur wegen dem Mammon gemacht habe. Und das will ich nu mal nicht. Machen Sie sich keine Sorje wejen mir, vorläufig wohne ich bei meinem Mädcl, die läßt mir schon nichts abjehen, ist ein jutherziges Ding. Die anderen müssen zahlen und mir möchte sie am liebsten das janze Jeld zustecken.“

Högel lachte laut und brutal auf, als er sah, wie ihn der Advokat befremdet und mißbilligend anblickte.

„Ehrenmann binn ich ja nun eben nicht mehr, das habe ich Ihnen ja gleich jesagt. Ne, auf die bürgerliche und gar aristokratische-Moral habe ich zu pfeifen jelernt. Ist ja doch alles Mumpitz, Doktor. Der eine heiratet sich ein reiches Mädcl mit einem Buckel und

lebt von seiner Rente und ich mache es auf andere Façon. Jehupt wie jesprungen. Mein Mächen tuts jerne, das ist die Hauptsache und prügeln tu' ich sie nicht. Ich komm' mit ihr schon wieder ins Reine.“

8. Kapitel Erinnerungen

Nun wurde die Formalität des Protokolles erledigt, und Sarmond blieb allein, nachdem er noch die Adresse Högels notiert hatte, der in Hoboken, in der River Street, lebte.

Dr. Sarmond preßte die Hand gegen die hämmernden Schläfen und dachte, dachte, bis ihn das Gehirn schmerzte.

Dann sprang er auf und raste mit Riesenschritten auf und ab.

„Arme Helene,“ murmelte er vor sich hin, „sie wird den Schlag, der gegen ihn geführt werden muß, schwer empfinden. Aber gut so, es wird eine schmerzhaft Operation sein, nach der sie wieder genesen kann. Wie wunderbar doch das Schicksal die Fäden des menschlichen Lebens laufen läßt, ineinander verwickelt, verknotet und wieder löst! Den Menschen ermordet er, dem guten, lieben Kind bricht er das Herz, eine arme Familie stürzt er ins Elend und Verderben, und nun bilde ich den Pfeiler, an dem sich alle diese Schicksalswogen brechen“.

Wieder raste er auf und ab. Er dachte zurück, an das harmlose deutsche Gesangsfest, bei dem er diesen Menschen kennen gelernt, der ihm sein Glück, sein Lieb' gestohlen und geschändet hatte. Er grübelte weiter zurück.

Wieso war dieser Mensch eigentlich in das Leben Helenens getreten? Wo hatte sie ihn nur kennen gelernt?

Mit einem jähen Ruck blieb er plötzlich stehen.

Wort für Wort, Betonung für Betonung, Miene für Miene stieg vor seinem geistigen Augen ein kurzes Gespräch auf, das damals im Terrace Garden geführt wurde.

Jemand hatte Lederer gefragt, ob er bei einer Fischpartie mitmachen wolle. Spöttisch hatte er erwidert, daß er diesen Sport hasse und noch niemals eine Angelrute ausgeworfen habe. Worauf ihn Helene darauf aufmerksam machte, daß er doch damals, in jener Nacht, als er sie zum ersten Mal gesehen, von einer Fischpartie heimgekehrt sei. Und dann hatte sie lachend darauf hingewiesen, daß dies in jener Nacht gewesen war, in der der Buchmacher Löwy ermordet worden sei.

Lederer war daraufhin gereizt und verstimmt geworden — daran erinnerte sich Sarmond ganz genau.

9. Kapitel

Ein Hoffnungstrahl

Es war vier Uhr geworden. Sarmond fühlte sich tief erschöpft, es hungerte und düstete ihn, die Wände seines Bureaus kamen ihm wie Kerkermauern vor, er mußte hinaus, in die frische, freie Märzluff, die schon voll Frühlingsahnungen war.

Rasch gab er seinen Angestellten verschiedene Ordres, dann nahm er Hut und Rock und ging.

Um das City Hall-Gebäude herum wehte ein scharfer Wind, der die erregten Nerven abkühlte und dem Anwalt unendlich wohl tat.

„Es geht nicht anders“, sagte er sich, „ich muß Helene sofort sprechen, Klarheit über ihre Beziehungen zu jener Nacht bekommen, und wenn es durch List und Lüge sein muß. Die Interessen, die auf dem Spiele stehen, rechtfertigen alles.“

Und im raschesten Tempo legte Heinrich Sarmond den erheblichen Weg von der Brooklyner Brücke bis zur 23. Straße zu Fuß zurück.

Frau Marie Löwy mit ihrem kleinen Knaben weilte bei Familie Girk. Die guten Leute konnten es nicht übers Herz bringen, die unglückselige junge Frau jetzt allein hausen zu lassen, und so hatten sie ihr denn trotz der eigenen Raumbeschränktheit ein Zimmerchen eingeräumt

Die Stimmung in dem kleinen Kreise war düster und deprimiert. Man sprach im Flüsterton, als hätte man Angst vor dem lauten Wort, vor der eigenen Stimme. Das düstere Verhängnis, das der jungen Frau den Todesstoß versetzen wollte, lastete auf all' denen, die mit ihr fühlten.

Dr. Heinrich Sarmond hatte ursprünglich die Absicht gehabt, kein Sterbenswörtchen von seinem Geheimnis zu verraten, keine Hoffnungen zu erwecken, die Frau des zum Tode verurteilten nicht vorzeitig neuen Aufregungen auszusetzen.

Jetzt aber, wie er den Jammer dieses gebrochenen Wesens sah, wie er fühlte, daß Frau Marie dem seltsamen Zusammenbruch gegenüberstand, konnte er seinen Entschluß nicht aufrecht halten.

Eine Augenblick nur überlegte er, dann schickte er die jüngeren Geschwister Helenens aus dem Zimmer und sagte dann, während er die Hand der Frau Marie ergriff, mit leiser, ernster Stimme:

„Frau Marie, es haben sich Dinge ereignet, die dem Geschick Ihres armen Mannes eine neue Wendung geben können. Noch kann und darf ich den Schleier nicht lüften, noch Ihnen nichts Näheres sagen, als das eine: Sie dürfen hoffen, Sie dürfen wieder Mut fassen! Wenn nicht alles nicht täuscht, so ist der Tag nahe, an dem Ihr Gatte wieder frei an Ihrer und Ihrer Kinder Seite weilen wird!“

Einen Augenblick Totenstille. Dann warf sich Frau Marie schluchzend vor dem Anwalt auf die Knie, umklammerte seine Füße und rief:

„Doktor, retten Sie ihn mir, retten Sie sein Leben und meines und das meines Kindes. Denn an dem Tage, an dem er sterben muß, verlasse auch ich diese Welt!“

Helene sprang der jungen Frau, die nun in einem Atem schluchzte und jauchzte, weil das Leben ihr wieder winkte, bei, umfaßte sie zärtlich und kniete weinend neben ihr nieder. Dann aber sprang sie auf, streckte dem Advokaten ihre Hand entgegen und sagte schlicht und einfach:

„Ich weiß, daß sie alles tun werden, was in eines Menschen Kräften steht. Haben Sie jetzt aber schon Dank für den Lichtstrahl, den Sie uns gebracht.“

10. Kapitel

„Die Gespenster jener Nacht“

Sarmond hielt den Augenblick für geeignet, um von Helene alle Details ihrer ersten Begegnung mit Karl Lederer zu erfahren.

Leise bat er sie, ihm einige Minuten Gehör zu schenken, und bald darauf saßen sie allein in dem kleinen, sauberen Schlafzimmer Helenens, am Bettrande, da das Zimmer nicht Raum genug für Stühle hatte.

Zärtlich streichelte Sarmond Helenens Hand, während er sprach:

„Helene, ich weiß, daß ich im Begriff bin, eine Roheit zu begehen, in noch immer frischen Wunden zu wühlen, Ihnen wehe zu tun. Es muß aber sein, ich darf nicht zurückhalten, es muß gesprochen werden. Helene, aus Gründen, die ich Ihnen jetzt noch nicht angeben kann, muß ich Sie bitten, mir ruhig und besonnen erzählen zu wollen, wie, wann, unter welchen Umständen Sie seinerzeit jenen Mann, von dem Sie so viel Leid erfahren, kennen gelernt haben. Ungefähr weiß ich es ja, es kommt aber auf alle, gerade auf die scheinbar geringfügigsten Details an.“

Die Wirkung dieser Worte war unerwartet.

Helene sprang mit einem gellenden Aufschrei auf, wurde leichenblaß, schlug die Hände vors Gesicht und rief mit klagender, fast singender Stimme:

„Allmächtiger Gott! Wieder jene Nacht! Die Gespenster tauchen wieder auf — mir ist so bange, ich fürchte mich, ich fürchte mich!“

Dann fing sie bitterlich zu weinen an.

So, mit allen Zeichen der Hysterie, hatte Sarmond das kluge, taktvolle und maßvolle Mädchen noch nie gesehen. Erschreckt sprang auch er auf und bat Helene, sich zu beruhigen, sich zu fassen, ihm seine Frage jetzt nicht zu beantworten.

Helene hatte sich aber bereits wieder gefaßt.

Müde ließ sie sich wieder auf den Bettrand sinken und sagte, dumpf vor sich hinstarrend:

„Nein, Doktor, ich werde reden, jetzt gleich, und alles sagen, was ich sagen kann, und was ich weiß. Nur so bange, so elend bange ist mir zumute, ich weiß nicht warum, aber ich ahne Unfaßbares, schreckliche Zusammenhänge tauchen vor mir auf, es schwimmt wie Blut vor meinen Augen.“

Und dann erzählte sie, wie damals in derselben Nacht, in der der Buchmacher Löwy ermordet worden war, sie so gegen ein Uhr morgens von einem Ausflug heimgekehrt war. Wie sie das Haustor nicht hatte aufsperrn können, und ein junger Mensch, Karl Lederer, auf sie zugegangen war, sie auf deutsch um die Erlaubnis gebeten habe, ihr behilflich zu sein, und tatsächlich aufgesperrt hatte.

Das alles wußte Dr. Sarmond schließlich schon, und er kam zu der Überzeugung, daß er durch vorsichtiges Fragen am ehesten zum Ziele kommen würde.

Fest nahm er ihre feuchte, fiebernde Rechte zwischen seine Hände und stellte mit weicher, milder Stimme die Fragen, die er stellen mußte:

„Gehen Sie in Ihrer Erinnerung zurück, Helene, und sagen Sie mir, wie der erste Eindruck gewesen ist, den Sie von Lederer erhalten haben. In äußerlicher Beziehung natürlich. Wie sah er aus? Elegant oder nicht? Übernächtigt oder frisch?“

„Er sah durchaus nicht elegant aus,“ erwiderte Helene langsam und tonlos. „Sogar recht unelegant. Trotzdem ich ihn nur ganz flüchtig sah, wegen der schlechten Beleuchtung gar nicht genau sehen konnte, fiel mir doch auf, daß sein Anzug sehr schlecht saß, und er sehr blaß war, sehr blaß, wie nach einer langen, schweren Krankheit.“

Und dann fuhr Helene, als redete sie mit sich allein, leise fort:

„Und doch sah er so lieb aus! So warm und innig ruhten seine Augen auf mir, daß es mir einen Stich ins Herz gab, und ich hinterm Haustor stehen blieb, um seine verhallenden Schritte hören zu können.“

Müde und weh lächelte Sarmond vor sich hin. Was für wundersames, zartes Ding doch so ein Frauenherz ist, dachte er, daß es nicht vergessen kann, auch wenn es zertreten und zermartert und verraten worden ist.

11. Kapitel

— — — wie Blut

Und dann frug er weiter:

„Hat Lederer damals etwas in den Händen getragen? Ein Paket, eine Tasche, einen Koffer oder sonst etwas?“

„Ein Bündel trug er, ein großes, schlecht zusammengebundenes Bündel, das so aussah, als wenn Wäsche oder andere weiche Gegenstände darin eingewickelt gewesen wären.“

Mit fieberhafter Spannung horchte Sarmond auf. Wieder ein Lichtstrahl, der in tiefes Dunkel fiel.

„Fiel Ihnen sonst etwas an dem Bündel auf?“

Helene schwieg einige lange, bange Sekunden, und ihr Atem ging schwer und heftig. Dann sagte sie zitternd und heiser:

„Es roch so unangenehm, dieses Bündel. Noch stundenlang fühlte ich den Geruch in der Nase. Wie Moderluft schlug es aus ihm mir entgegen, wie gestockte Feuchtigkeit.“ Und leise, ganz leise, fast gehaucht: „— wie Blut — roch es.“

Dann aber sprang sie wieder auf, faßte Sarmond beim Arm und schüttelte ihn wie rasend:

„Nein, nein, es ist ja alles Wahnsinn, was ich da sage! Ich träume, meine Nerven sind krank. Nicht wahr, ich habe nichts gesagt, und Sie achten auf meine kindischen Worte nicht?“

Überhaupt, das alles ist ja ganz klar. Er hat es doch selbst erzählt: Fischen war er und hat sich deshalb einen alten Anzug ausgeborgt. Und in dem Paket waren wohl tote Fische und die riechen ja wie Blut.“

12. Kapitel

Ein berühmter Reporter

Sarmond wußte, daß Mitleid und Schwäche seinerseits jetzt nahezu Verbrechen wären und er die Situation vollständig klären und erschöpfen mußte:

„So klar ist die Sache doch nicht, Helene. Ich erinnere mich daran, wie er damals, im Terrace Garden, behauptet hat, niemals in seinem Leben gefischt zu haben, und sehr verwirrt und verlegen wurde, als man diesen Widerspruch entdeckte.

Ich danke Ihnen, Helene, ich weiß jetzt, was ich wissen mußte. Und nun beruhigen Sie sich, Sie liebes, gutes Kind Sie, Sie werden das alles verwinden, die Wunden werden heilen, Helene, ich weiß es. Jetzt aber haben wir alle die gleiche Sorge: diesen armen Gatten und Vater vom schrecklichsten aller Tode retten!“

Er legte die Hand auf den Türdrücker, um zu öffnen. Helene aber stellte sich ihm entgegen, sah ihn mit großen, forschenden, ängstlichen Augen an und flüsterte die bange Frage:

„Doktor, glauben Sie denn wirklich — —?“

„Ja, Helene, ich glaube — — ich fürchte es, weil es Ihnen Schmerz machen wird, und ich hoffe es, weil es jenen Rettung bringen muß —“

Da hob Helene ihre Hände gegen Himmel und rief mit tiefster Inbrunst:

„Tun Sie also Ihre Pflicht, Heinrich, nichts als Ihre Pflicht, wie ich auch die meinige tun werde, wenn es notwendig ist!“ Und dann leise, mit gefalteten Händen:

„Herr, Dein Wille geschehe auf Erden, wie auch im Himmel — —“

Als Doktor Sarmond die Familie Girk wieder verlassen hatte, rannte er fast eine Stunde in den Straßen auf und ab, bis er, körperlich und geistig ermüdet, bei Lüchow anlangte. Sein Plan war aber gefaßt, seine Wege für die nächste Zeit waren vorbereitet und gezeichnet.

Bevor sich Sarmond an einen Tisch setzte, begab er sich nach der Restaurations-Office, um zu telefonieren.

Er rief die Nummer „2000 Beekman“, die Zentrale der Hearstschen Zeitungen, an und ließ dann den Hauptreporter des „Evening Journal“, einen gewissen Fred Fisher, an das Telephon rufen.

„Hier Rechtsanwalt Heinrich Sarmond. Sie erinnern sich wohl noch meiner, Herr Fisher?“

„Das ist ja sehr nett, daß Sie schon längst mit mir zusammenkommen wollten, aber nun will ich diese Gelegenheit selbst herbeiführen. Haben Sie heute sehr dringendes vor, Herr Fisher? Nein? Gut, Sie würden mir und vielleicht auch sich selbst einen großen Gefallen tun, wenn Sie mich hier bei Lüchow aufsuchen wollten.“

Es ist eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit und größtem Interesse, und ich bitte Sie nur deshalb, mich aufzusuchen, weil ich mit Ihnen allein sein muß, und wir in der unteren Stadt, im Zeitungsviertel, zu viele Ihrer Kollegen und Bekannten treffen könnten.“

„Sie fahren sofort herauf? Gut, dann werden Sie mich also in dem ersten Zimmer mit den ungedeckten Tischen finden. Auf Wiedersehen!“

Dr. Sarmond, der in fieberhafter Spannung allein vor seinem Seidel Münchner saß, brauchte nicht lange zu warten. Bevor noch eine Viertelstunde um war, kam hochelegant und glänzend aufgelegt New Yorks berühmtester Reporter, Herr Fred Fisher, einher.

Fred Fisher hatte die denkbar abenteuerlichste Reporterlaufbahn hinter sich. Seinem unglaublichen Scharfsinn, vielleicht auch in erster Linie seiner Zähigkeit, war die Lösung verschiedener Mordrätsel gelungen, denen gegenüber die Polizei ratlos dagestanden hatte,

Er hatte den spanisch-amerikanischen Krieg mitgemacht und durch seine tollkühnen Eskapaden in das Lager der Spanier Sensation erregt; er hatte auch den mörderischen japanisch-russischen Krieg als Korrespondent mitgemacht, war der einzige Journalist, der auf japanischer Seite die Belagerung von Port Arthur mitmachen durfte, wurde einmal gefangen genommen und zweimal verwundet.

Seine genialste Tat war aber diejenige gewesen, die dazu geführt hatte, daß ein Mitglied der New Yorker Prominenz, ein gewisser Otto Hertrich, der Ermordung einer Greisin und seiner eigenen Gattin überführt wurde. Damals war der Reporter tatsächlich der Held des Tages gewesen, und seine Maske wurde in zahllosen Melodramen auf der Bühne benützt.

Diesen Leistungen entsprach das Einkommen des Reporters, das man wohl ohneweiters als fürstlich bezeichnen durfte. Fred Fisher, der Junggeselle und sehr leichtlebiger Natur war, kam allerdings mit dem

größten Einkommen nicht aus, und es waren unter seinen Kollegen zahllose Anekdoten über die eigenartigen Vorschußaffären im Umlauf, in die er stets verwickelt war.

Dr. Sarmond hatte, als er sich einmal in Gesellschaft mehrerer anderer Advokaten befand, den berühmten Reporter kennen gelernt, und die elegante und dabei doch aufrichtige und herzliche Weise des Journalisten sagte ihm sofort zu. Der Zufall fügte es, daß die beiden sich mehrmals trafen, und Sarmond fühlte sehr wohl, daß seine Sympathie für den Reporter von diesem ebenso aufrichtig erwidert wurde.

Die Aufarbeitung des Falles Otto Hertrich hatte seinerzeit den Reporter nach Deutschland geführt, und trotz verschiedener unangenehmer Erfahrungen, die er dort gemacht, setzte sich Fisher sofort nach seiner Rückkehr hin, um die deutsche Sprache zu erlernen. Bei seinem eisernen Willen und fabelhaften Gedächtnis gelang ihm das auch in außerordentlich kurzer Zeit, nur daß es natürlich mit der Aussprache ein wenig haperte. Dr. Sarmond mußte sich oft gewaltig zusammennehmen, um bei komischen Betonungen des Reporters, der mit ihm gerne deutsch sprach, nicht laut aufzulachen.

13. Kapitel Ein Helfershelfer

Während seines einstündigen Umherrasens auf den Straßen, war Sarmond zu dem Entschluß gekommen, sich Fred Fisher anzuvertrauen und gemeinsam mit ihm zu arbeiten.

Ihre Interessen waren schließlich ganz dieselben; sie beide mußten den Mörder des Buchmachers entlarven und packen. Außerdem fühlte aber Sarmond sehr wohl, daß er allein der aufregenden Aufgabe nicht gewachsen wäre. Er hatte nicht die Zeit dazu, um alle Fährten allein zu verfolgen, um aufzulauern und aufzu-

stöbern, vielleicht auch das Talent nicht. Sein ganzes behagliches Naturell, vor allem seine europäische Empfindsamkeit, die im Detektive eine nicht gerade einwandfreie Persönlichkeit sieht, wäre ihm allzu stark in den Weg getreten.

Er hätte sich also einen Privatdetektiv engagieren und sich dem anvertrauen müssen. Und das ist immer eine bedenkliche Sache, bei der man nicht weiß, ob nicht schließlich der Detektiv ein paar Tausend Dollars „machen“ und die richtige Spur im Sande verwehen wird.

Anders stand natürlich die Sache mit Fred Fisher. Dieser Reporter war ein Mann von tadellosem Charakter und verfügte über ein Einkommen, das ihn gegen jede Versuchung feite. Außerdem hatte er beinahe dasselbe intensive Interesse daran, den Mörder zu packen, wie Sarmond. Dieser aus Menschenfreundlichkeit, jener seinem Berufe zuliebe.

„Wie geht es dir?“ rief Fred Fisher heiter und laut, während er seine etwas allzuberingte, starke und muskulöse Hand dem Advokaten entgegenstreckte. Sie hatten zwar niemals Bruderschaft getrunken, aber Fisher stand mit den Unterscheidungen zwischen „Ihnen“ und „dir“ auf Kriegsfuß.

Mit dröhnender Stimme bestellte er ebenfalls ein Seidel Münchner, stieß mit dem Advokaten an und sagte dann leichthin:

„Fangen Sie an, Doktor, erzählen Sie, was Sie auf dem Herzen haben.“

Diesmal hatte er englisch gesprochen. Er ersah nämlich aus der fieberhaften Erregung des jungen Anwalts, dessen Hand glühte, daß denn doch etwas wirklich Ernstes geschehen sein mußte, und hielt es für angebracht, selbst ernst zu sein.

„Was ich Ihnen zu erzählen habe,“ begann Sarmond, „hängt mit dem Prozesse zusammen, den ich soeben verloren habe.“

Fred Fisher nickte.

„Tadelloser Prozeß das gewesen. Indizienbeweis wie eine Panzerplatte so fest. Hätte als Geschworener auch mein „Schuldig“ abgegeben, obwohl ich es nicht für ausgeschlossen halte, daß es doch ein anderer getan hat. Aber solcher Indizienbeweis muß eben respektiert werden.“

„Nun,“ sagte Sarmond mit vor Aufregung bebender Stimme, „was ich Ihnen jetzt erzählen werde, wird diesen panzerstarken Indizienbeweis umwerfen und Indizien gegen einen anderen Mann liefern.“

Es war merkwürdig, wie sich bei diesen Worten das Gesicht des Reporters veränderte.

Die weichen Züge wurden plötzlich, wie durch eine Muskelanspannung, hart und scharf. Gleich sein Kopf früher dem des großen Demokraten Bryan, so glich er jetzt dem des römischen Tyrannen Nero. Die weichen, lebhaften blauen Augen wurden grau und kalt; um den Mund trat eine scharfe Falte, ebenso zwischen die Augenbrauen oberhalb der Nase.

Der Lebemann Fred Fisher hatte aufgehört zu existieren, es saß nur mehr der weltberühmte Reporter da.

Mit einem Ruck lag ein Notizbuch und der Federhalter vor ihm, ein kurzes, fast befehlendes „Erzählen!“ kam von seinen Lippen, und Sarmond begann alles das zu erzählen, was dieser Tag ihm an Sensationen, Ahnungen und Erkenntnissen gebracht hatte.

Und mit eisiger, steinerner Ruhe hörte Fred Fisher ihm zu, während er hie und da ein Wort, eine Ziffer, eine Adresse auf das Papier vor sich kritzelte.

14. Kapitel

Die ersten Schritte

Als der Advokat geendet hatte, lehnte sich Fisher mit verschränkten Armen zurück, schloß die Augen, überlegte eine ganze Weile und sagte dann ruhig und scheinbar gleichgültig:

„Wir wollen die Sache zusammen aufarbeiten, nicht wahr? Und keinen dritten mehr ins Vertrauen ziehen? Gut, darüber sind wir einig! Wissen Sie schon, wann Richter Goff Ihr Gesuch um Bewilligung eines neuen Prozesses offiziell ablehnen wird?“

„In fünf bis sechs Tagen denke ich.“

„Gut, dann gehen Sie an die Appellabteilung der Supreme Court und bitten schriftlich um eine Frist von vier Wochen zur Einreichung Ihrer Berufung.“

Sarmond nickte:

„Ich kann ja gleich mitteilen, daß ich diese Frist zum Sammeln neuen Materials brauche, das die Unschuld meines Klienten nachweisen wird.“

„Gut, Doktor, auf diese Weise haben wir also zirka fünf Wochen gewonnen, und bevor die um sind, haben wir unseren Herrn Lederer auf Nummer Sicher. Wenn nicht, so reichen Sie einfach einen formalen Appell ein, lassen sich abweisen und appellieren dann an den Appellhof in Albany. Länger als drei Monate wird unsere Arbeit nicht dauern, das garantiere ich.“

„Sie glauben also auch, daß dieser Karl Lederer der Schuldige ist?“

Fred Fisher zuckte die Achseln:

„Glauben wäre in diesem Falle wirklich nichts wissen! Ich glaube es nicht, sondern ich fühle es, und das ist mehr.“

Und dann: Sie sagen, daß Julius Löwy absolut rein und unschuldig ist und ich habe genug Vertrauen in ihre Menschenkenntnis und Ihre Intelligenz, um Ihnen zu trauen. Ist er aber nicht der Mörder, dann ist es ganz sicher dieser Lederer. Hätte ich auf Löwy noch Verdacht, dann allerdings würde ich schwanken.

Übrigens, Doktor, ich habe das Bedürfnis, jetzt mit meinen Gedanken allein zu sein und mir alles recht ordentlich durch den Kopf gehen zu lassen. Ich werde mich schon morgen wieder mit Ihnen —“

Er konnte nicht aussprechen, denn Dr. Sarmond gab ihm einen heftigen Rippenstoß unterm Tisch und zischelte ihm aufgeregt zu:

„Halt, das ist er, mit seiner Frau, hier! Die drei Personen da!“

Und richtig setzten sich im Nebensaal, aber so, daß man vom Barzimmer aus sie sehen konnte, Karl Lederer mit seiner Frau Elga und Oskar Schröder nieder.

Als wäre nichts geschehen, und als hätte der Anwalt ihm kein Wort gesagt, nahm Fred Fisher ein „Evening Journal“ aus der Rocktasche, schlug es doppelseitig auf und hielt es so vor sich hin, daß ihm die Aussicht auf die soeben angekommene Gesellschaft ganz verdeckt war. Nur daß er mit dem Zeigefinger ein Loch durch die Zeitung riß, durch das er die drei Gäste vollständig übersehen konnte, ohne selbst beobachtet zu werden.

Nach einer Weile legte er die Zeitung beiseite, zündete sich eine Zigarre an und sagte leise zu dem Anwalt, der sich immerfort den Schweiß von der Stirne trocknete:

„Hübscher Junge das und ein prachtvolles Weib. Sie ist mir lieber als er. Er hat eines von jenen harmlosen, freundlichen Knabengesichtern, die die Weiber verrückt machen. Wenn man ihn so ansieht, könnte man allerdings glauben, daß er keiner Fliege etwas zu leide tun könnte. Aber ich kenne das — diese weibischen Männer sind wie die kleinen Kinder. Wenn es ihnen gerade paßt, so zünden sie die Wohnung an und wundern sich dann sehr, daß man sie dafür bestrafen will.

Der dritte scheint wohl in Wahrheit der dritte zu sein. Er hat die Bestellung beim Kellner gemacht, was ja schließlich nichts zu bedeuten hat. Außerdem aber fußelt er mit der schönen Frau und benutzt im Gespräch jede Gelegenheit, um, anscheinend in Zerstretheit, seine Hand auf die ihrige zu legen.

Nun kann ich aber gehen, es hat sich wirklich ganz außerordentlich günstig gefügt, daß ich heute noch die Bekanntschaft dieses Herrn gemacht habe. Also — Sie werden bald von mir hören, es kann aber auch einige Tage noch dauern. Sollten Sie mich indessen brauchen, so wissen Sie ja, wo Sie mich finden und aufsuchen können.“

Mit kräftigem Händedruck schieden die beiden Männer. Sarmond erhob sich auch sehr bald, um voll aufgeregter und stürmischer Gedanken nach Hause zu gehen.

15. Kapitel

Der Hausfreund als Schüler

Das Ehepaar Lederer und der Hausfreund, Herr Oskar Schröder, blieben noch recht lange sitzen. Man unterhielt sich ganz vortrefflich, sprach der besten französischen Sektmarke wacker zu und hatte wichtige Dinge zu besprechen.

Karl sowohl als Elga waren des eigenen Haushaltes müde, und gemeinsam mit Schröder faßten sie den Plan einer demnächstigen Veränderung.

Schon in den allernächsten Tagen, noch vor dem 1. April, wollten sie ihre Wohnung, ebenso wie die auf Abzahlung gekauften Möbel, aufgeben und in ein Appartmenthotel einziehen.

Schröder schlug das Hotel Bellevue am Central Park West vor, in dem er selbst wohnte. Eines der vornehmsten Häuser in New York, in dem man ein Appartment bestehend aus Parlor, Schlafzimmer und Badezimmer, nicht unter hundertundfünfzig Dollars per Monat bekommt.

Natürlich erklärten Karl und Elga unisono, daß dieser Preis für sie absolut unerschwinglich sei. Aber Schröder wußte alle Bedenken zu zerstreuen.

„Unsinn, Kinder! Das ist durchaus nicht zu teuer, wie Ihr gleich hören werdet. Ich habe nämlich eine

Bitte auf dem Herzen, die ich längst vorbringen wollte. Ich möchte nämlich meine sehr schwache Redner- und Vortragsbegabung dadurch verbessern, daß ich dramatischen Vortragsunterricht nehme. Nun versteht es sich ganz von selbst, daß ich dabei zuerst an Sie, verehrte gnädige Frau, gedacht habe.

Ein derartiger Unterricht wird sehr teuer bezahlt, drüben in Berlin oder in Hamburg würde kein Künstler von Ihrem Range das billiger als für zwanzig Mark per Stunde übernehmen. Wenn ich also auch annehme, daß Sie mir nicht mehr rechnen werden, als diesen Preis in Dollars übertragen, so macht das, täglich eine Stunde gerechnet, immerhin genau hundertundfünfzig Dollars per Monat aus.

Ich schlage daher vor, daß Sie, schöne Frau, mir den Unterricht erteilen, während ich dafür die Wohnung im Hotel Bellevue übernehme. Einverstanden?“

Elga wurde blutrot und zögerte mit der Antwort. Sie wußte ganz genau, was Schröder mit diesem Vorschlag bezweckte, und ihr gutherziges, von Natur aus recht ehrliches Naturell hielt sie davon ab, ihren Gatten auf diese groteske, beinahe witzige Weise zu betrügen. Bis jetzt — nun, da hatten sie wenigstens die Gelegenheit zum Alleinsein suchen und ein gewisses Risiko übernehmen müssen. Aber nun, nach dem Vorschlage Schröders, würde das Dreieck nach französischem Possenmuster aus dem Verhältnis werden; sie würde ja dann so gewissermaßen zwei Männer haben — und die groteske Laszivität dieser Konstellation trieb ihr das Blut in die Wangen.

Anderseits stiegen aber auch tausend Teufelchen in ihr auf, kichernde und prickelnde Kobolde, die ihr die Pikanterie dieses Ehelebens zu dritt klar machten und ihre Ehrlichkeit dahinschwenden ließen.

Dazu kam noch, daß Karl für den Vorschlag Schröders Feuer und Flamme war. Er faßte die neue Situation

lediglich als außerordentliche Bequemlichkeit für sich selber auf.

Keine Möbelraten, keine Wohnungsmiete zahlen müssen und außerdem fürstlich hausen zu können — das war doch einfach ideal. Außerdem hatte man den reichen Patriziersohn immer gleich bei der Hand, wenn man Geld brauchte — und schließlich, wurde die Geschichte einmal bedenklich, dann konnte man ja immer noch wegziehen. Umsomehr, als Karl sich jetzt wirklich energisch nach passender Beschäftigung umsehen wollte. —

So wurde denn der Vorschlag schließlich feierlich akzeptiert und das neuartige Bündnis durch eine frische Flasche Sekt besiegelt und begossen. Hätte ein wohlmeinender Freund Karl in diesem Augenblick auf das Skandalöse dieser dreieckigen Geschichte aufmerksam gemacht, dann hätte er sich wahrscheinlich ermannt und das Unwürdige seines Vorhabens begriffen. So aber schluckte und schluckte er gewaltsam alle lichtvollen Gedanken und Empfindungen zurück, verscheuchte seine eigenen Bedenken als „kindisch“ und ließ sich von dem erhebenden Bewußtsein tragen, daß Elga eine anständige Frau und Oskar Schröder eine harmlose Null sei. —

Und als Schröder aufstand, um sich nach der Toilette zu begeben, folgte ihm Karl nach. Er hatte sich nämlich mit Schmerz daran erinnert, daß er nur mehr wenige Dollars besaß, andererseits aber unbedingt einen neuen Frühjahrsanzug in mausgrauer Modefarbe haben mußte.

Schröder ließ ihn gar nicht lange reden. Auf Karls einleitende Bemerkung über eine „momentane kleine Verlegenheit“ zog er ohneweiters seine Briefftasche und entnahm ihr zwei Hundertdollarscheine, die er Karl verbindlich lächelnd überreichte.

16. Kapitel

Treibende Keime

Volle acht Tage vergingen, bevor Fred Fisher wieder von sich hören ließ.

Sarmond, der vor Ungeduld brannte und die Langsamkeit der Tage wie Monate empfand, telephonierte ihn in der Zeit zweimal an, bekam aber beidemale die sehr energische Erwiderung:

„Bitte, nicht drängen! Ich werde mich bei Ihnen schon melden, wenn es an der Zeit sein wird.“

So blieb denn Sarmond nichts anderes übrig, als sich zu gedulden und andere zu beruhigen: die arme kleine Frau Marie und den zum Tode Verurteilten, der in Sing Sing in seiner Mörderzelle saß.

Wenn er zur Familie Girk kam, dann frug ihn Frau Marie nichts. Sie sah ihn nur mit großen, fragenden Augen an, in denen wahnsinnige Herzensangst lag. Und jedesmal mußte sich Sarmond damit begnügen, ihre kleine, zuckende, fiebernde Hand zu streicheln und ihr zu sagen:

„Nur Ruhe, kleine Frau! Gut Ding will Weile haben. Geben Sie nur acht, bald haben Sie ihren Gatten wieder!“

Und dann zog sich die junge Frau mit ihrem Kinde in ihr Kämmerchen zurück, küßte den winzigen Knaben, preßte ihn an sich und lachte unter Tränen: „Du, Bubi, Väterchen wird doch noch zu uns kommen!“

Julius Löwy war vom Rechtsanwalt Sarmond schon am Tage nach den Enthüllungen des aristokratischen Tramps Fritz von Högel in Sing Sing besucht worden.

Diesmal konnten sie nicht mehr, wie früher in den Tombs, ungestört und allein mit einander sprechen. Ein doppeltes Drahtgitter trennte sie, und an jeder Seite dieses Gitters war ein Gefängnisbeamter postiert.

„Nun, lieber Freund,“ begann der Anwalt seine Mitteilungen, „sehen Sie, wie ich recht hatte, wenn ich

die Sache noch nicht ganz verloren gab. Ich habe jetzt tröstliche Nachrichten für Sie.“

Der Gefangene schnitt ihm das Wort im Munde ab. In wahnsinniger Erregung rüttelte er an dem Gitter und schrie heiser:

„Reden Sie, Doktor, reden Sie! Soll ich Frau und Kind wiedersehen?“

Sarmond sah ein, daß er diesen Unglücklichen nicht mit bloßen Andeutungen abspeisen konnte, und er entschloß sich, mehr zu sagen, als er eigentlich vorgehabt hatte:

„Ich kann Ihnen nicht alle Details erzählen, schon deshalb nicht, weil wir nicht allein sind. Die Sache liegt, kurz erzählt, so, daß ein Mann sich bei mir gemeldet hat, der eine bestimmte Person in jener Nacht hinter Ihrem Onkel einhergehen und im Hause verschwinden sah. Das ist aber nicht alles. Es kommen verschiedene andere Momente hinzu, die es sehr wahrscheinlich erscheinen lassen, daß diese betreffende Person den Mord begangen hat, um dessentwillen Sie zum Tode verurteilt worden sind. Schon heute habe ich genug Material in der Hand, um vielleicht einen neuen Prozeß bewilligt zu bekommen. Ich will aber mit meinem halbfertigen Material nicht heraustreten. Warten Sie geduldig ab, vielleicht noch ein paar Tage nur, vielleicht auch noch ein paar Wochen — jedenfalls dürfen Sie wieder an das Leben und an die Freiheit glauben.“

Mit Helene war seit jenem Tage, an dem sie dem Freunde die Ereignisse jener verhängnisvollen Nacht erzählt hatte, eine merkwürdige Veränderung vorgegangen.

Zerstreut, träumerisch, weltverloren ging sie umher, aber der bittere, leidende Zug um den Mund war nicht mehr so scharf ausgeprägt, wie bisher.

Als Sarmond sie einmal wieder allein antraf, da sagte er leise und demütig, wie um Verzeihung bittend:

„Sie müssen mich wohl sehr hassen, nicht wahr? Ich habe damals mit brutaler Hand in Ihren Herzenswunden gewühlt, Sie armes Kind Sie! Aber es mußte sein, und gerne habe ich es nicht getan.“

„Nein, Sie lieber, guter Mensch! Ich denke nicht an Haß. Und da ich Ihnen gegenüber schon einmal ganz aufrichtig sein muß, so will ich Ihnen auch sagen, daß die erste Erschütterung nach jener letzten Unterredung, in der so Schreckliches zur Sprache gekommen ist, mir wohlgetan hat. Mir ist es jetzt manchenmal, als läge die Vergangenheit weit, weit weg von mir und versänke langsam in einem rätselhaften Nebel. Und wenn ich jetzt an ihn denke, dann habe ich manchenmal das seltsame Gefühl, als wäre er ein Fremder, den ich nur vom Hörensagen kennen würde.“

Helene senkte die Augen, und eine leise Röte färbte ihr blasses Gesicht.

„Vielleicht ist das ein großes Unrecht von mir, eine Schamlosigkeit sogar, denn er war doch der Mann, der das Weib in mir geweckt hat. —“

Dr. Sarmond aber beugte sich zu ihr hinab und küßte ihre Hand.

„Bleiben Sie nur, wie Sie sind, Helene, Sie sind keusch und rein trotz allem, was geschehen ist!“

Brennender als je wurde in dem jungen Advokaten der Wunsch, die Rätsel des Mordes zu lösen. Ahnte er doch, daß nicht nur das Glück des jungen Paares, sondern auch sein eigenes von einem glücklichen Ende dieser traurigen Affäre abhing. —

17. Kapitel

Ein sensationeller Brief

Der Tag nun, für den sich nun Fred Fisher bei ihm angesagt hatte, sollte ihm eine ungeahnte Fülle von Sensationen bringen, wie er sie in den, wie er sie in seinen kühnsten Träumen nicht erhofft hätte.

Während Dr. Heinrich Sarmond vor seinem Schreibtisch saß und unruhig und zerstreut in einem Aktenbündel herumblätterte, während er ungeduldig auf des Reporters Erscheinen wartete, kam der Postbote mit mehreren Briefen.

Gleichgültig nahm Sarmond Stück für Stück zur Hand. Nichts als uninteressante geschäftliche Angelegenheiten; Anfragen, drängende Bitten von Klienten, deren Prozeß nicht schnell genug vorwärts ging, und dergleichen mehr.

Der letzte Brief trug den Poststempel Denver, Colorado, und der Anwalt drehte ihn neugierig hin und her, bevor er ihn öffnete. Er hatte dorthin weder geschäftliche Beziehungen, noch wußte er von einem Bekannten, der dort lebte. Außerdem war seine Adresse sehr ungenau angegeben.

„Rechtsanwalt Heinrich Sarmond, zu erfragen durch die New Yorker Anwaltskammer.“

Dorthin war der Brief auch gegangen, um von dort aus an seine Adresse befördert zu werden.

Bedächtig öffnete Sarmond nun den Brief und begann zu lesen.

Als er aber geendet hatte war sein Gesicht von tiefer Röte bedeckt und er lehnte sich schwer atmend in den Stuhl zurück.

„Zufall oder Geschick?“ murmelte er vor sich hin. „Da haben wir atheistischen Materialisten wirklich einen schweren Standpunkt. Fast ist es, um an ein höheres Wesen zu glauben.“

Der Brief, der Dr. Sarmond so tief erschüttert hatte, hatte folgenden Wortlaut:

„Geehrter Herr! Durch diesen Brief erfülle ich den letzten Wunsch meines teuren Vaters, James Frederic Robinson, der gestern sanft im Herrn entschlafen ist. Ich will so prägnant und klar wie möglich Ihnen alle Ereignisse schildern, die zu diesem Briefe führen.

Unser teurerer Vater erkrankte vor ungefähr fünf Monaten an einem heftigen Lungenspitzenkatarrh, der sich bald in Entzündung beider Lungenflügel verwandelte.

Monatelang schwebte der Kranke zwischen Tod und Leben, bis wir ihn vor etwa acht Tagen für gerettet hielten. Tatsächlich fühlte sich unser Vater bedeutend besser, er ließ sich zum erstenmal nach langer Zeit wieder aufrecht setzen und verlangte die letzten Nummern der Wochenausgabe des „Denver Journal“ zu lesen, die er wegen seiner Krankheit nicht hatte verfolgen können.

Wir willfahrten, fast möchte ich sagen leider, diesem Wunsch, und unser Vater versenkte sich ganz in die Lektüre seines Blattes.

Plötzlich schrie er laut auf, geriet in ersichtliche Aufregung, begann schwer zu atmen, während ihm kalter Schweiß über die Stirne rann.

Erschreckt stürzten wir, unsere Mutter, ich und meine Schwester, herbei, um ihm zu helfen, Vater aber winkte uns heftig ab, faltete die abgemagerten Hände, hob den Blick gegen Himmel und seufzte, während seine gütigen Augen voll Tränen standen:

„Vater im Himmel du, nun weiß ich, warum du meine erlöschenden Lebenskräfte noch einmal hast auf-flackern lassen.“

Dann las er, trotz unserer flehentlichen Bitten, mit fieberhafter Eile weiter, bis er erschöpft zusammen-brach und in tiefen Schlaf verfiel.

Am nächsten Tag verschlechterte sich sein Zustand ersichtlich, so daß die Ärzte abermals ein Konsilium an seinem Bette abhielten. Achselzuckend erklärten uns die Herren später, daß die Tage unseres Vaters gezählt seien.

18. Kapitel

Dämon Zufall

„Apathisch lag Vater zwei weitere Tage da. Dann fuhr er plötzlich heftig um Mitternacht auf, ließ durch seine Wärterin uns alle wecken, bat dann die Wärterin, das Zimmer zu verlassen und sprach zu uns mit leiser Stimme:

„Meine liebe Frau, meine teuren Kinder, ich weiß, daß ich den morgigen Tag nicht wieder sehen werde, und so muß ich denn sprechen, so lange mir Gott noch die Kraft hierzu läßt. Hört auf jedes Wort, das ich sprechen werde, denn vielleicht hängt das Leben eines anderen Menschen, dessen Uhrwerk noch nicht abgelaufen ist, davon ab.“

Und nun erzählte unser Vater in hastigen, abgerissenen Worten, aber bei vollster Geistesklarheit folgende Geschichte:

„Wie Ihr wißt, bin ich Ende Juni vor zwei Jahren nach meiner großen europäischen Reise nach Denver zurückgekommen. Ich fuhr am 27. Juni — das läßt sich aus meinen Geschäftsbüchern nachweisen — vom Grand Central Depot in New York ab. Ein junger Mensch, jedenfalls ein der englischen Sprache wenig kundiger Ausländer, drängte sich an mich heran und war mir beim Tragen des Handgepäckes behilflich, während ich mir die Fahrkarte löste.

Ich trank mit diesem jungen Menschen dann einen Kaffee im Bahnhof-Restaurant, fürchtete aber meinen Zug zu versäumen und stürzte hastig davon. Hierbei ließ ich eine Geldrolle mit nahezu tausend Dollars Bargeld — den genauen Betrag weiß ich nicht — liegen.

Ich entdeckte den Verlust erst am nächsten Morgen. An die Möglichkeit, das Geld zurückzubekommen, dachte ich nicht einen Augenblick, trotzdem wollte ich von Denver aus eine Verlustanzeige machen, versäumte

dies aber, da wichtige Geschäfts- und Familienangelegenheiten, darunter die Verheiratung meines Sohnes, mich nach meiner Rückkehr ganz in Anspruch nahmen.

Euch habe ich niemals von diesem Verluste erzählt, da ich keine Diskussion über eine Angelegenheit, die sich nicht mehr gut machen ließ, haben wollte.

Nun aber hat mir der allmächtige Schöpfer nochmals vor meinem Tode so viel Kraft gegeben, daß ich diese Zeitungen da lesen und dadurch das Leben eines allem Anscheine nach unschuldig zum Tode Verurteilten retten kann.

Mir wird das Sprechen schwer und schwerer. Ihr könnt ja die Berichte über den Prozeß gegen den angeblichen Raubmörder Julius Löwy selbst lesen und werdet wissen, was Ihr zu tun habt.“

Unser Vater hatte recht gehabt, er erlebte den folgenden Tag nicht mehr. Beim Anbruch des Morgens starb er in unseren Armen.

Wir aber wußten nach der Lektüre der Prozeßberichte genau, was unser Vater mit seiner Erklärung bezweckt hatte und ich berichte Ihnen wörtlich, was er uns gesagt. Wir erfüllen dadurch den letzten Wunsch des Verstorbenen und hoffen, daß unsere Mitteilungen, die wir gerne vor einem Notar wiederholen und beschwören wollen, Ihrem Klienten helfen, vorausgesetzt, daß er unschuldig ist.

Im Namen meiner Mutter und meiner zwei Schwestern, Ihre ergebene

Mabel Robinson,

211 South Boulevard, Denver, Col.

Freudig erregt, mit leuchtendem Gesicht, ging Sarmond auf und ab.

Licht wurde es vor ihm, und der glänzende Lichtstreifen huschte hinüber nach dem Orte der Ausgestoßenen, an dem ein junger Familienvater in tausend Ängsten und Erwartungen das Schicksal beschwor. —

19. Kapitel

Bedenken

Dröhnend flog die Türe auf und Fred Fisher kam mit seinen starken, elastischen Schritten herein, Lärm, Leben, Bewegung erzeugend, wie immer, wenn er irgendwo erschien.

„Was Neues, Doktor?“ brüllte er dem Anwalt auf schlecht deutsch entgegen.

„Sicher, sicher, sehr viel Neues sogar“, erwiderte dieser ernst. „Hier, diesen Brief habe ich vor einer halben Stunde bekommen.“

Fred Fisher wurde wieder ruhig und ernst, nahm den Brief und las ihn, ohne sich zu setzen, durch. Dann gab er ihn den Anwalt zurück und sagte warm:

„Ich gratuliere Ihnen und Ihrem armen Klienten von ganzem Herzen! Nun steht ihm ein bequemer Schaukelstuhl in viel sicherer Aussicht, als der elektrische. Ich denke, daß in ein paar Wochen die Sensationsblase platzen wird.“

„In ein paar Wochen?“ rief Sarmond verdutzt aus. „Ich habe vor, heute noch mit diesem Brief und der beschworenen Aussage des Fritz von Högel alle Schritte zu ergreifen, um Julius Löwy auf freien Fuß zu bekommen.“

„Das würde Ihnen schwer werden, lieber Freund.“ sagte sehr trocken Fred Fisher, der sich nun auf das Lederfauteuil niederließ und die Beine lang von sich wegstreckte.

„Was haben Sie denn eigentlich in Händen? Einen privaten Brief, der von irgend einem Witzbold oder Narren geschrieben sein kann, und die Aussage eines Tramps und Säufers, die Sie ebensogut für zehn Dollars auf Bestellung bekommen konnten.“

Etwas kleinlaut gab Sarmond zu, daß ihn seine Erregung die Verhältnisse hatte nicht ganz durchschauen lassen.

„Aber ganz abgesehen davon,“ fuhr Fred Fisher fort, „Sie scheinen ganz an den guten Karl Lederer und dessen Anwaltschaft auf den kitzelnden Stuhl zu vergessen! Wir wollen doch zwei Fliegen mit einem Schlag fangen: Ihren Klienten reinwaschen und Herrn Karl Lederer unschädlich machen.“

Der junge Anwalt trat schweigend ans Fenster und sah aus der Höhe des fünfzehnten Stockwerkes, in dem er sich befand, auf das brausende, kribbelnde, wimmelnde, jagende New York unter sich hinab, in dem winzige schwarze Punkte mit kleinen rechteckigen Schächtelchen um die Wette zu laufen schienen.

Von unten Menschen mit tausend Leiden und Freuden, von oben Punkte und Flecken — — —

20. Kapitel

Des Reporters Tätigkeit

Sarmond preßte die heiße Stirne an die kühle Fensterscheibe. Er schloß die Augen und mühte sich krampfhaft Ordnung in den Chaos seines Hirnkastens zu bringen, den rechten Weg zu finden, die Balance zu behalten.

Was sollte er tun?

Sollte es damit sein Bewenden haben, daß er seinem Klienten die Freiheit verschaffe, oder mußte er auch den wahren Verbrecher verderben?

Und während er so dachte und sein Rechtlichkeits-sinn für das letztere, sein warmes, weiches Herz für das erstere sprach, sah er unten ein winziges weibliches Wesen mit einem hellblauen Hut den Broadway entlang wandeln. Er erinnerte sich daran, daß auch Helene einen neuen blauen Hut hatte, der sie entzückend kleidete und jäh sprang sein ganzes Denken auf das geliebte Mädchen über.

Er dachte daran, wie dieser Karl Lederer das holde, gute Kind zertreten und zermartert hatte, wie er im Ge-

richtssaal anwesend gewesen war, in dem ein Unschuldiger eines tausendfachen, qualvollen Martertodes starb, wie er in Wohlstand und Üppigkeit dahinlebte, während sein armes Opfer, eines seiner Opfer im Kerker auf den Tod warten konnte — — — und die Entpörung brach sich in dem Anwalt Bahn, so daß er plötzlich mit dem Fuß aufstampfte und laut vor sich hinsprach:

„Er muß zertreten werden! Auch die Schlange zertreten wir, wenn sie uns in den Weg tritt, obwohl sie ja, genau wie jener, nichts tut, als ihren Naturtrieb erfüllen, das Gift verspritzen, das die Schöpfung ihr gegeben hat. So muß auch er zugrundegehen, damit er nicht andere zugrunderichtet.“

Fred Fisher brach in diesem Augenblick in ein schallendes Gelächter aus:

„Komische Menschen ihr Deutsche! Wir sagen, daß nur die Narren laut zu sich selbst reden, bei euch scheinen die Narren die Klugen zu sein! Ich habe nicht alles verstanden, was sie da gesagt haben, aber ich glaube, daß sie sich meiner Meinung angeschlossen haben: Karl Lederer hinein und Julius Löwy heraus!“

Und als Sarmond bejahend nickte, begann Fred Fisher zu erzählen, was er in diesen Tagen erforscht und erkundet hatte.

„Vor fünf Tagen ist das Ehepaar Lederer aus seiner Wohnung nach dem Hotel Bellevue am Central Park West gezogen, wo es ein äußerst elegantes Appartement, aus drei Räumen bestehend, gemietet hat. Tür an Tür mit ihnen wohnt ein Herr Oskar Schröder aus Hamburg, ein steinreiches Herrchen, derselbe, der damals bei Lüchow mit der schönen Frau unzweideutig poussiert hat.

Na, da ich meine Sachen gründlich zu machen pflege, so blieb mir schließlich nichts anderes übrig, als ebenfalls ein kleines Appartement im Hotel Bellevue zu nehmen — kostspielige Sache das, aber es wird wohl dafür stehen.

21. Kapitel

Belauschte Gespräche

„Der Zufall war mir günstig,“ fuhr Fred Fisher fort, „es war in dem großen, weitläufigen, nach europäischer Bauart erbauten Hotel ein Appartement frei, daß die Aussicht nach dem Hof hat und an beide Appartements, an des Herrn Schröder und an das des Ehepaares grenzt. Die Sache ist so, daß mein Parlor an den Parlor Lederers angrenzt, während mein Schlafzimmer an das Schlafzimmer des Herrn Schröder sich anschließt. Nur daß zwischen uns nicht etwa Türen, sondern Mauern, recht feste Mauern sogar liegen.“

Nach dem Grundsatz, daß es beim Detektiv- und Reportergeschäft nur auf die Zwecke und sehr wenig auf die Mittel ankommt, tat ich etwas, was sicher Ihre höchste Mißbilligung finden wird. Mit Hilfe meines sehr kostbaren Werkzeugkastens, der die besten Einbrecherwerkzeuge der Welt enthält, bohrte ich in jedes meiner Zimmer je ein Loch vom Durchmesser eines halben Dollars. So zwar, daß ich bis zur drüberen Tapete bohre, ohne diese zu beschädigen. An meiner Seite hängte ich große Bilder über die Löcher, die sich übrigens sehr hoch oben, nahezu unter der Decke befinden.

Ich muß dabei bemerken, daß dieser Werkzeugkasten seinerzeit beim berühmten Jim Lorinson, dem König aller Einbrecher, gefunden wurde, als man ihn endlich erwischte. Mit Hilfe einigen Einflusses und eines Hundertdollarscheines gelang es mir, mich in den Besitz dieser Kasette zu setzen.

Also: seit drei Tagen bin ich in der Lage, wann ich Lust habe, die Gespräche der Herrschaften nebenan zu belauschen.“

Fred Fisher lachte jetzt laut und grinste vergnügt.

„Ich sage Ihnen, lieber Doktor, so weit diese „Gespräche“ zwischen der schönen Frau Elga und ihrem Galan Schröder stattfinden, ist mir der Lauscher-

dienst noch nie so anregend und pikant vorgekommen, wie diesmal. Ich sage Ihnen, gestern zum Beispiel — —“

„Lassen Sie das, lieber Herr Fisher,“ sagte Sarmond leicht errötend. „Es ist ja nun einmal peinlich genug, daß Sie sich im Interesse einer ernstesten Sache zu solchen Sachen hergeben müssen, aber wir wollen die Diskretion dabei nur so weit verletzen, als es sich um kriminelle Dinge handelt.“

„Recht haben Sie, verehrter Dutchman,“ erwiderte Fred Fisher ein wenig verlegen. „Mir ist wieder einmal meine Zunge mit mir durchgegangen. Ich will also die Bett- und Chaiselongue-Geheimnisse der schönen Frau und des Herrn Schröder für mich behalten.“

Aus den Gesprächen, die ich angehört habe, konnte ich nichts entnehmen, was für uns in Betracht käme. Gestern allerdings war ich Ohrenzeuge eines Gespräches zwischen dem Ehepaar, das ein scharfes Schlaglicht auf den Charakter des jungen Menschen, auf seine vollständige moralische Haltlosigkeit und Verkommenheit warf.

22. Kapitel

Schmutz

Es war acht Uhr abends, Frau Elga war erst vor kurzem aus der Wohnung des Herrn Schröder nach ihrem Parlor gegangen, und Herr Lederer kam nach Hause.

Nach einigen einleitenden Worten, die ich nicht verstand, bat er sie, sie möge ihm hundert Dollars leihen. Auf ihre Erwiderung, daß sie kein Geld habe, forderte er sie auf, Herrn Schröder anzupumpen. Er sagte dabei wörtlich:

„Mir gibt der Kerl nichts mehr. Als ich ihn gestern um ein Darlehen bat, schlug er es mir mit der Motivierung ab, daß sein Monatswechsel, den er von Hamburg bekomme, absolut erschöpft sei und er sich ein wenig einschränken müsse.“

Sehr ruhig erwiderte Frau Elga Immen:

„Das wird wohl stimmen, etwas ähnliches hat er mir auch gesagt. Also hat es ja gar keinen Zweck, ihn anzupumpen.“

Sehr gereizt sagte darauf der saubere Ehegemaal:

„Donnerwetter noch einmal, ich muß die hundert Dollars haben. Geh' nur hin zu ihm; dir wird er es nicht abschlagen. Übrigens irrt sich der Hamburger Affe, wenn er sich einbildet, daß man nur aus Sympathie mit ihm verkehrt.“

Nun hörte ich, wie Frau Elga so heftig aufsprang, daß der Stuhl, auf dem sie wohl gesessen hatte, umfiel. Dann legte sie los:

„Schämst du dich denn gar nicht mehr? Warum schickst du mich nicht lieber gleich auf die Straße, um Geld zu besorgen, das du verspielen kannst? Kommst du denn gar nicht auf die Idee, daß ich dich betrügen muß? Also ich sage es dir: Ich betrüge dich! Ich betrüge dich mit Schröder, wie ich dich mit Winzer betrogen habe. Und du, du Faulenzer, du Tagedieb, du benimmst dich wie ein regelrechter Zuhälter und nicht wie der Sohn eines preußischen Richters. Keinen Cent bekommst du mehr von mir, hörst du!“

Einen Augenblick Ruhe, dann erwiderte Karl Lederer mit den gemeinsten Schimpfworten, die ich nicht alle verstanden und behalten habe. Nur weiß ich, daß er sich dabei immer den Anschein gab, als würde er an einen Betrug nicht glauben.

„Natürlich,“ höhnte er, „du möchtest meine Notlage gerne zum Vorwand für deine Gemeinheit nehmen. Traust dich aber gar nicht, mich zu betrügen, weil du weißt, daß ich dich wie eine Katze erwürgen würde.“

In der Tonart ging es weiter. Frau Elga blieb ihm kein Wort schuldig, nur daß sie in irgend einem Dialekt zu schimpfen begann, dem meine Kenntnis des Deutschen absolut nicht gewachsen war.“

Schließlich verließ Herr Lederer die Wohnung, und die arme Frau blieb schluchzend allein zurück. Nachts kam dann doch wieder so eine Art Versöhnung zu Stande — halt, ich darf ja nichts sagen — na, Sie verstehen schon —“

Sarmond schüttelte sich vor Ekel. Und das war der Mann, der ein schönes, intelligentes, braves, unberührtes und vornehmes Mädchen hatte betören können! Es erschien ihm, der ja Lederer persönlich fast gar nicht kannte, unerklärlich, wieso sich Helene gerade von diesem Gesellen ins Netz hatte locken lassen können.

Allerdings gaben ihm die nächsten Worte des Reporters hierfür eine starke Erklärung.

„Ich habe die Chronologie bei meiner Erzählung vergessen. Vor zwei Tagen machte ich die Bekanntschaft des Herrn Lederer. Er war allein unten im Frühstücksaal, ich sprach ihn an, konstatierte, daß es ein hübscher Morgen sei, und bald waren wir in ein lebhaftes Gespräch verwickelt.

Ich sage Ihnen, Doktor, wenn man nicht das alles von diesem Herrn weiß, was ich weiß, so muß er einen wirklich gefangen nehmen. Ich habe selten einen Menschen gesehen, der sich interessanter, liebenswürdiger, vornehmer und sympathischer geben kann, als dieser Karl Lederer. Und dabei hat er Verstand — alle Achtung! Wir sprachen über Politik, und er entwickelte dabei einige Ideen, die mich direkt verblüfften, wegen ihrer Originalität und Scharfsinnigkeit.

Glück muß der Junge bei den Weibern haben, davon bin ich ganz durchdrungen. Es war auch nicht eine Dame im Frühstückszimmer, die ihm nicht einen oder mehrere kokette Blicke zugesandt hätte.“

Dr. Heinrich Sarmond seufzte tief auf. Ja, Glück hatte er, dieser Karl Lederer, das wußte er ganz genau!

23. Kapitel

Eine Unterbreitung

Fred Fisher lachte still vor sich hin und sagte dann laut:

„Ich bin auf die weitere Entwicklung gewisser Dinge gespannt. Es muß da nämlich eine neue Person aufgetaucht sein, die das friedliche Dreieck dieser Ehe in ein Quadrat umwandeln will. Heute vormittag nämlich, gerade bevor ich zu Ihnen kam, waren Elga und Schröder allein in dessen Zimmer, und da kam es zu einer Eifersuchtsszene. Schröder warf der schönen Frau vor, daß sie bei irgend einer Gelegenheit mit dem millionenreichen Brauer Hochmeister — es ist das ein hiesiger Deutsch-Amerikaner, der gerne mit Theaterdamen anbändelt und tatsächlich enorm viel Geld hat — kokettiert hat.

„Vielleicht ist das eine Folge meiner Bemerkung, daß ich mich diesen Monat ein wenig einschränken müsse,“ sagte Herr Schröder etwas spitz, worauf Frau Elga ihm derartige Ungezogenheiten verwies und dabei schnippisch sagte:

„Mein lieber Oskar, wenn wir auch ein Verhältnis haben, so sind wir ja schließlich nicht verheiratet. Ich kann und werde mit wem ich will kokettieren.“

Die weitere Unterhaltung wurde zwar ziemlich erregt geführt, aber im Flüstertone, so daß ich nicht folgen konnte.

Sie sehen also, Doktor Sarmond, zunächst weiß ich so gut wie nichts, was unserer Sache dienen könnte. Morgen werde ich aber einen Coup ausführen, den —

Die Herren wurden unterbrochen.

Der Officejunge streckte den Kopf zur Türspalte herein und sagte, daß ein Herr draußen sei, der den Avokaten persönlich sprechen wolle.

Sarmond dachte im ersten Moment, daß Fritz von Högel sich eingestellt habe, und ließ den Mann nähertreten.

24. Kapitel

Herr Langmann

Es war aber nicht Högel, sondern ein breitschulteriger, älterer Mann, dem man auf den ersten Blick den biedereren Deutschen ansah.

„Sie wünschen?“

Der Mann warf einen zögernden Blick auf Fred Fisher und sagte dann langsam:

„Ja, eigentlich will ich nichts, ich möchte Ihnen nur etwas mitteilen. Es ist wegen dem jungen Delikatessenhändler, der mein Nachbar war, und der nun dran glauben muß. Aber ich möchte doch lieber allein mit Ihnen reden.“

Sarmond warf Fred Fisher einen bedeutungsvollen Blick zu und sagte rasch:

„Das ist wohl nicht notwendig. Der Herr hat ebenso viel Interesse an Julius Löwy wie ich, Sie können ruhig reden.“

Der Besucher setzte sich nun, dem Anwalt gegenüber, vor dessen Schreibtisch, während Fred Fisher hinter ihm, das Gesicht ebenfalls dem Advokaten zugewendet, und während der Mann deutsch sprach, sich Notizen in ein Notizbuch machte.

„Also, das ganze ist vielleicht nur Unsinn,“ begann der Mann, „aber meine Alte drängt mich jeden Tag, herzugehen, na, schließlich denke ich, wenn es nichts nützt — schaden kann es auch nicht. Und weil ich heute gerade auf dem Washington Markt mit dem Wagen war, so bin ich also zu Ihnen gekommen, während mein Mann allein mit dem Wagen nach dem Bronx gefahren ist.“

Der Mann mochte wohl bemerken, daß Sarmond seine Ungeduld und Unruhe nur mühsam unterdrückte, denn er setzte sich abermals zurecht und fuhr fort:

„Ich will also der Reihe nach erzählen und mich kurz fassen. Ich heiße Johann Langmann und habe

einen Hardwarestore am Boston Road, zwischen der 169. Straße und Union Avenue.

Eines Tages vor langer Zeit — es sind fast zwei Jahre her — kommt zeitig am Morgen, kurz nachdem ich aufgemacht hatte, ein junger Mensch zu mir und kauft eine Quartkanne für Petroleum. Daran wäre ja nun nichts besonderes gewesen, und ich hätte den Verkauf für fünfzehn Cents sofort wieder vergessen, wenn nicht so ein paar Kleinigkeiten dazu gekommen wären.

Der junge Mensch sagte nämlich in schlechtem englisch: „Give me a can for Petroleum“. Und da man hierzulande nicht Petroleum, sondern „Oil“ oder „Kerosine“ sagt, so ist mir das denn aufgefallen, und ich guckte mir den jungen Menschen an.

Ich bin ordentlich erschrocken, sage ich Ihnen. Der sah Ihnen aus, als wäre er dem Grab entstiegen. Schneeweiß im Gesicht, die Lippen blau, tiefe Ringe unter den Augen, und die Augen selbst, die glänzten wie einem, der das Fieber hat. Unterm Arm trug er ein großes Bündel aus Zeitungspapier.

Ich wollte den Landsmann schon fragen, ob er krank sei, aber ich dachte mir, daß das schließlich mich nichts angeht, stieg auf die kleine Leiter und holte eine Kanne herunter. Wie ich aber heruntersteige, fällt mir die Kanne aus der Hand, unten auf ein paar Eisen-sachen auf.

Ich hebe Sie auf und sehe, daß sie einen gehörigen Buckel bekommen hat und der Henkel verbogen ist. Anstandshalber will ich ihm eine andere Kanne holen, aber der junge Mensch scheint es sehr eilig gehabt zu haben, denn er streckte die Hand aus, sagte: „Das macht weiter nichts“, nimmt die Kanne, wie sie ist, zahlt und geht.

Ganz unwillkürlich trete auch ich aus der Türe auf die Straße hinaus und sehe der ersten Kundschaft an diesem Tage nach. Er kreuzte die 169. Straße, ging

zum Grocer Petrovich, holte dort wahrscheinlich sein Öl für die Kanne, und ich ging wieder in den Laden zurück. Ich dachte gar nicht mehr darüber nach und vergaß in ein paar Stunden an die Kanne und an den jungen Deutschen, der so schlecht ausgesehen hat.“

25. Kapitel

Die Kanne

Herr Langmann machte eine Pause, um sich zu räuspern und sittsam in sein enormes Taschentuch zu spucken, während Sarmond abermals einen tiefen Blick mit Fred Fisher wechselte, der ebenfalls ersichtlich erregt dastand.

Ungeduldig sagte Sarmond:

„Dann lasen Sie am Abend oder am nächsten Tage von der Ermordung des Buchmachers Löwy und haben sich nun einen Zusammenhang daraus gemacht?“

Verwundert sah ihn Herr Langmann an.

„Nu, das gerade nicht. Ich las wohl am selben Tag noch von dem Mord, habe aber an den jungen Menschen gar nicht mehr gedacht. Merkwürdigerweise — jetzt wenigstens kommt es mir merkwürdig vor — auch später nicht, als ich wieder an den Käufer der Kanne erinnert wurde.

Zwei oder drei, vielleicht auch vier Tage später gehen nämlich meine Kinder zusammen ins nahe Gehölz jenseits der Westchester Avenue, um dort zu spielen. Wie sie nach Hause kommen, schleppt meine kleine Gretl, sie war damals vier Jahre alt, in der Schürze allerlei Kram mit, den sie gefunden hat: eine Ölkanne, eine Hosenschnalle, wie man sie hinten zum Zusammenziehen an der Hose oder an der Weste hat, und ein paar Hosenknöpfe.

„Schau, Vater,“ ruft sie, „was ich gefunden hab,“ und hält mir alles entgegen.

Ich nehme die Kanne in die Hand und sehe an dem Buckel und dem verbogenen Henkel ohneweiters, daß das die Kanne ist, die ich ein paar Tage vorher dem jungen blassen Menschen verkauft hatte.

Ich rufe meine Frau und sage lachend:

„Du, Alte, sieh mal den Zufall: da laufen einem die Sachen, die man verkauft hat, wieder von selbst ins Geschäft zurück.“

Und bei der Gelegenheit erzähle ich ihr gleich von dem jungen Menschen.

Meine Frau lacht und sagt:

„Das ist ganz einfach, der hat von seiner Frau einen Krach bekommen, weil er die zerbeulte Kanne genommen hat, und in ihrer Wut hat sie sie, wie sie erst leer war, weggeschmissen.“

Meine Gretl schreit aber nun nach ihrer Kanne und bittet, ich soll die Knöpfe und die Schnalle hineintun, damit sie damit klappern kann. Die Knöpfe gehen auch gerade knapp zum Einlaufloch hinein, nicht aber die Schnalle. Da ich aber nun nicht wollte, daß meine Kleine sich an der Schnalle verletzen soll, so nehme ich eine Zange, biege sie zusammen und dränge sie auch hinein. Der kleine Anschlußdeckel fehlte, ich ersetzte ihn daher durch einen Korkpfropfen, und meine Gretl springt klappernd davon.“

Wieder räusperte sich der biedere deutsche Mann erheblich, und Dr. Sarmond, der seine Ungeduld kaum bemeistern konnte, fragte nervös:

„Nun, und was ist weiter geschehen?“

26. Kapitel

Knöpfe und Schnallen

„Ja, geschehen ist ja nun eigentlich nichts mehr,“ erwiderte etwas verlegen Herr Langmann. „Nur daß meine Alte das alles jetzt mit anderen Augen ansieht. Wie der Prozeß gegen den Julius Löwy war, da haben

wir beide die Berichte im „Morgen Journal“ nur so verschlungen, weil wir doch den Löwy und seine arme Frau recht gut gekannt haben. Und was meine Frau ist, die wollte partout nicht daran glauben, daß der junge Mensch, der gegen seine Frau immer so gut und brav war, der Mörder sein soll, obwohl das alles doch sonnenklar bewiesen worden ist.“

„Die Sonne scheint nicht immer klar und hell,“ warf Sarmond trocken ein.

Herr Langmann fuhr fort:

„Vor ganz kurzer Zeit liest meine Alte am Vormittag gerade die Nummer, in der die Rede vom Distriktsanwalt war und wo er sagte: „Wenn die Wälder und Wiesen in der Umgebung von New York reden können, dann würden sie erzählen, wo der Mörder die blutbefleckten Bündel verbrannt oder verscharrt hat.“

In dem Moment wird sie abberufen, muß einen Streit zwischen den Kindern schlichten und bleibt eine Weile hinten in der Stube. Die Kinder waren nämlich gerade damit beschäftigt, eine Kiste, in der allerlei Spielsachen und Kram aus früheren Jahren lag, auszuräumen und zu durchsuchen, weil der Grete ein Cent hineingefallen war.

Dabei stoßen sie auch auf eine Ölkanne, die verstaubt und verrostet da lag und in der es klapperte, wenn man sie schüttelte. Neugierig, wie die Kinder sind, wollten sie wissen, was da drinnen ist, mein ältester Junge holt also eine Kneifzange, reißt die Kanne auseinander und findet richtig eine verbogene Schnalle und ein paar Hosenknöpfe drin.“

„Das haben wir ja schon vor ein paar Jahren gefunden,“ sagt der Bengel, der jetzt elf Jahre alt ist, und zeigt es der Mutter. Und wie Frauen schon einmal sind, die ganz verdreht von dem vielen Romanlesen sind und überall was herauspintisieren wollen: meiner Frau fällt plötzlich wieder die Rede vom Distriktsanwalt ein, sie erinnert sich ganz deutlich daran, daß

die Kinder vor nicht ganz zwei Jahren, als der Mord passiert war, die Kanne gefunden hatten, dieselbe Kanne, die der junge Deutsche, der nach meiner Schilderung so krank ausgesehen hatte, ein paar Tage vorher gekauft hatte.

Bedächtig nahm sie die Knöpfe und die verbogene Schnalle, wickelte sie in ein Papier und brachte sie mir später in den Laden.“

27. Kapitel

Die Worte auf dem Knopf

„Nun, meine Herren“, sagte der Besucher, indem er aufstand, „seither läßt mir meine Alte keine Ruhe. Immer wieder sagt sie mir: „Du, da steckt was dahinter, umsonst schmeißt man eine Kanne, auch wenn sie zerbeult ist, nicht fort, vielleicht hat der junge deutsche Mensch damals das Öl nur gebraucht, um das Bündel, das er bei sich hatte, anzuzünden. Geh, sag ich dir, geh zu dem Advokaten, das ist deine Pflicht als Bürger und Mensch.“

Na, zuerst hab' ich sie zusammengeschimpft und ihr gesagt, sie soll mich mit den verschrobenen Geschichten in Ruhe lassen, aber schließlich, als sie nicht locker ließ, hat sie mir selbst einen Floh ins Ohr gesetzt, bis ich wirklich hergegangen bin. Da sind die Knöpfe!“

Und Herr Langmann zog aus der Westentasche ein Zeitungspapier, in dem drei Hosknöpfe und eine zusammengebogene Schnalle lagen.

Rasch ergriff Dr. Sarmond die Knöpfe und sprang zum Fenster, um sie im vollen Sonnenlicht zu sehen. Fred Fisher ihm nach.

Etwas enttäuscht gab sie der Anwalt dem Reporter in die Hand:

„Daraus wird sich wohl nicht viel entnehmen lassen.“

„Verstaubt und verklebt, wie sie jetzt sind,“ erwiderte der Journalist kalt und ruhig. „Ihre Leute haben doch Schreibmaschinen? Da werden sie sicher auch etwas Benzin in der Office haben!“

Rasch war eine Flasche mit Benzin da, Fred Fisher schüttete einen leeren Aschenbecher voll, legte die Knöpfe und die Schnalle hinein, wandte sie gründlich um, trocknete sie dann, entnahm seiner Westentasche eine Lupe und begann jeden einzelnen Gegenstand bedächtig zu untersuchen.

Als er damit fertig war, umspielte ein eigenartiges, feines Lächeln seine Lippen. Flüsternd sagte er auf Englisch zum Anwalt:

„Die Schnalle hat für uns gar keinen Wert, weil sie keinerlei Marke trägt. Zwei Knöpfe haben einige Buchstaben eingestanzt und zwar: „C. B. Co.“ Das heißt, wenn ich mich nicht sehr irre: „Continental Button Company“. Also amerikanisches Fabrikat. Der eine Knopf aber sagt mehr, viel mehr sogar: Er trägt folgende Firma eingestanzt: „M. Sigrand, Berlin S. W.“

Und wieder tauchten die beiden Männer ihre Blicke ineinander und aus ihren Augen leuchtete Verständnis und Genugtuung.

Nun wandte sich Sarmond an Herrn Langmann.

„Ihre Frau ist eine sehr kluge, brave und besonnene Frau, und Ihnen sind wir für den Weg, den Sie hierher gemacht haben, zu großem Dank verpflichtet. Wir und vor allem Ihr Nachbar, der Delikatessenhändler, der wirklich unschuldig ist. In erster Linie bitte ich Sie nun aber um Stillschweigen. Wenn Sie das gute Werk, das Sie begonnen haben, auch fortsetzen wollen, dann dürfen Sie und Ihre Frau nicht ein Sterbenswörtchen über alles das erzählen, was Sie mir gesagt haben.“

Herr Langmann streckte dem Anwalt seine Rechte entgegen:

„Ich bin nur ein einfacher Mann aber mein Manneswort muß Ihnen gut sein. Ich werde schweigen, und ich garantiere, daß es auch meine Frau tun wird.“

Fred Fisher trat näher an die beiden heran:

„Nun kommt das, was ich für die Hauptsache halte: Glauben Sie, daß sie den jungen Mann, der vor nahezu zwei Jahren die Kanne bei Ihnen gekauft hat, wiedererkennen würden?“

Einen Moment überlegte der deutsche Brouxbewohner. Dann sagte er fest und bestimmt:

„Ich glaube, mit ruhigem Gewissen ja sagen zu dürfen. Ich sehe sein Bild noch immer vor Augen, weil er mir damals eben so besonders aufgefallen ist. Allerdings — wenn er sich sehr verändert hat, wenn er jetzt vielleicht gefärbte Haare oder einen Bart trägt, dann könnte ich nicht garantieren.“

„Das tut er nicht,“ sagte Fisher lächelnd. „Er sieht noch genau so aus wie damals.“

Langmann machte ein sehr erstauntes Gesicht:

„Ja, wieso denn, wissen Sie denn, wer der Mann ist?“

„Wir glauben es wenigstens zu wissen,“ erwiderte der Journalist. „Und zwar will ich, wenn es Ihnen recht ist, Sie morgen ganz unauffällig mit ihm zusammenbringen.“

Und nun wurde eine Zusammenkunft zwischen Fisher und Herrn Langmann verabredet.

Herr Langmann sollte am nächsten vormittag, so gegen zehn Uhr, Fisher im Hotel Bellevue aufsuchen und sich dazu seinen besten Sonntagsrock anziehen. Fisher würde ihn dann Lederer als hiesigen reichen Druckereibesitzer vorstellen.

28. Kapitel

Er ist es

Als Langmann gegangen war, sagte Fred Fisher zu dem Rechtsanwalt Heinrich Sarmond:

„Heute abend werde ich mir diesen guten Lederer ausborgen. Ich werde mit ihm bummeln gehen, und das so gründlich, daß er morgen beim Frühstück ungefähr so elend und übernächtigt aussehen wird, wie damals nach dem Morde.“

Dann verabschiedeten sie sich voneinander, und jeder ging seiner Wege.

Fred Fisher mit dem leichten Lächeln eines Menschen, der einem Erfolge entgegengieht, Sarmond zerstreut und verträumt. Er schmiedete in diesem Augenblick an zwei Schicksalen: dem seines Klienten und an seinem eigenen!

Am nächsten Tage ging alles nach Wunsch.

Um zehn Uhr kam der biedere Herr Langmann im Salonrock und machte nach den Begriffen Fred Fishers eine so komische Figur, daß der Reporter das Lachen kaum verbeißen konnte.

Dann setzten sie sich in den Frühstückssaal und warteten auf Karl Lederer. Und da Viertelstunde auf Viertelstunde verging und dieser nicht kam, ließ ihn der Reporter schließlich wecken und zu sich herunter bitten.

Endlich, gegen halb zwölf Uhr, kam er zu den zwei Herren herunter, und ganz in dem Zustande, in den ihn Fisher hatte versetzen wollen.

Es war eine recht wüste Nacht mit den seltsamsten Getränken und noch seltsameren Weiblichkeiten gewesen. Als man um vier Uhr morgens nach Hause kam, konnte sich Karl kaum noch auf den Beinen halten. Kein Wunder also, daß er jetzt übernächtigt, elend und blaß aussah.

Etwas ärgerlich begrüßte er Fisher, ohne vorderhand von dem anderen Herren Notiz zu nehmen.

„Na, wissen Sie, lieber Herr Fisher, wenn Sie nur frühstücken mit mir wollten, dann hätten sie sich die Weckerei auch ersparen können. Ich fühle mich nämlich hundeelend und bin absolut unausgeschlafen.“

„Eben, weil ich mir dachte, daß Sie sich elend fühlen, habe ich Sie wecken lassen, erwiderte Fisher ruhig. „Ich denke nämlich, daß ihnen ein kräftiges Frühstück sehr wohl tun wird. Übrigens gestatten Sie, daß ich Ihnen einen guten Bekannten, Herrn Langmann, den Besitzer einer großen Druckerei, vorstelle — Herr Karl Lederer.“

Während sich aber Herr Langmann linksch und schwerfällig halb vom Stuhle erhob, um Lederer die Hand zu reichen, wurde er puterrot im Gesicht und gab dem Journalisten einen Knuff unterm Tisch.

Dieser ersah daraus, daß Langmann entweder im bejahenden oder verneinenden Sinne seiner Sache sicher sei, und nahm Gelegenheit, ihn, während Lederer aß, bei Seite zu nehmen.

„Nun?“

„Er ist es! Auf den ersten Blick habe ich ihn erkannt! Genau so wie damals sieht er aus, nicht ein bißchen hat er sich verändert. Ich glaube, ich hätte ihn unter tausend anderen Menschen erkannt.“

„Sie kennen die Bedeutung Ihrer Worte, Herr Langmann,“ sagte der Reporter sehr ernst. „Und Sie sind in der Lage, das, was Sie mir da sagen, ebenso deutlich und sicher vor dem Gericht zu beschwören?“

Langmann legte die Hand auf die breite Brust:

„Herr Fisher, ich bin ja kein dummer Junge, sondern ein erwachsener Mann, der wirklich nicht gerne mit den Gerichten zu tun hat. Aber wo es die Gerechtigkeit und das Leben eines armen Menschen erfordert, da bin ich auf meinem Posten. Natürlich, ich kenne die Heiligkeit des Eides und werde mit Seelenruhe vor den Geschworenen sagen, was ich Ihnen gesagt habe.“

„Dann ist es gut, Herr Langmann, dann werde ich Ihnen Gelegenheit geben, aufzubrechen, damit Sie nach Hause und Ihren Geschäften nachgehen können.“

So war es auch, Herr Langmann konnte bald gehen, und Lederer blieb mit Fisher allein zurück.

29. Kapitel

Der betrogene Gatte

Während nun Rechtsanwalt und Reporter auf die endgültige Lösung des Knotens warteten, ging Lederer seinen leichten Weg sorglos weiter, alle Gedanken an Mannesehre und die Zukunft gewaltsam unterdrückend. Er spielte, verbrachte die Nachmittage und die halben Nächte außer Haus, kleidete sich nach der neuesten Mode der Fünften Avenue und — schloß die Augen, wenn er in lichten Momenten das Gefühl hatte, vor einem Abgrund zu stehen.

Eines Tages bekam er die absolute Gewißheit, daß Elga ihn wirklich betrog. Gleich nachdem er vom Hause fortgegangen war, erinnerte er sich daran, daß er die Klubkarte, ohne die er nicht in seine Spielhalle gehen konnte, zu Hause gelassen hatte, und er kehrte wieder um.

Er betrat den Parlor seines Appartements und hörte einen erregten Wortwechsel aus dem nebenliegenden Schlafzimmer. Elga und Schröder hielten sich dort auf, er machte ihr wieder Vorwürfe wegen ihrer Avancen gegen den Brauer, und aus den beiderseitigen Worten ging klipp und klar hervor, in welchem Verhältnis die beiden zueinander standen.

Karl fühlte, wie ihm das Blut aus dem Kopf zum Herzen strömte. Eine Sekunde lang war es ihm, als müsse er sich auf die beiden stürzen, dann kam er rasch zur Besinnung und — verließ leise, wie er gekommen war, wieder das Zimmer. —

Während er in den Straßen auf- und abtraste, überlegte er, was da zu tun sei. Zuerst war es für ihn ganz selbstverständlich, daß er Elga ihren Treubruch vorhalten und am selben Tage noch sich von ihr trennen mußte.

Dann siegte in ihm das, was er „Vernunft“ nannte. „Ich habe mir zu viel vergeben, zu viel geschehen lassen, zu oft die Augen zugeedrückt,“ sagte er sich, „um mich jetzt auf den Othello herausspielen zu können. Wenn ich ihr gegenüberrete, dann wird sie mir einfach sagen: Ich habe es dir ja selbst gesagt, daß ich dich betrüge! Nein, ich muß mich ohne Aufsehen, ohne Aussprache, ohne Szene von ihr trennen.“

Plötzlich blieb er stehen. Er erinnerte sich an längst vergangene Tage ohne Obdach und Nahrung, und ein eiskalter Schauer lief ihm über den Rücken.

Das alles würde jetzt vielleicht wieder über ihn kommen, er würde wieder auf dem Pflaster liegen, wieder an Diebstahl und Mord denken müssen, um nicht Hungers sterben zu müssen.

Die Röte stieg ihm ins Gesicht.

Wie schlecht hatte er doch seine Zeit ausgenützt, wie elend die schönsten Jahre vertrödelt! Ringsumher brauste das Leben, zu Tausenden kamen und gingen die Menschen von der Arbeit und zur Arbeit, nicht einer von all den Menschen um ihn her, der nicht irgendwie seinen Platz ausfüllte, wie in einem ungeheuren Bienenkorb lief und wimmelte alles durcheinander, scheinbar sinnlos, in Wirklichkeit doch tieferen Nützlichkeitsgesetzen folgend.

Nur er flanierte die Straße entlang, eine Drohne ohne Daseinsberechtigung, ein Arbeitsscheuer, ein Entgleister. Und wie die Arbeitsbienen über die Drohnen, so würde eines Tages die Gesellschaft auch über ihn herfallen, um ihn, den Fruchtlösen, den Unproduktiven, zu töten.

Karl blieb stehen, nahm den Hut vom Kopf und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne.

Er befand sich unweit des Madison Squares auf dem Broadway und stand gerade vor einem sehr feinen, exklusiven Herrenmodegeschäft.

Unbewußt und nachdenklich blieb sein Auge auf einer Reihe von neuen Krawatten haften, die in geschmackvollster Weise ausgelegt waren. Eine gediegener, prachtvoller und aparter als die andere. Und die Krawatten ergötzten sein geschmackvolles Künstlerauge so sehr, daß er ganz fasziniert weiter stehen blieb, und den Jammer und das Elend seines Lebens vergaß.

Als er aber weiter ging, sagte er sich:

„Wenn ich heute gewinne, dann kaufe ich mir drei von diesen Krawatten!“

Und er spielte und gewann zufälligerweise, kaufte Krawatten und kehrte nach Hause zurück und schwieg — schwieg über seine Schmach, über die brennendste Schmach des Mannes — — —

30. Kapitel

Der Brauer

Inzwischen aber begann Herr Oskar Schröder langsam aber sicher einem Nachfolger das Feld zu räumen.

Die Sache lag so, daß der reiche New Yorker Brauer Hachmeister, der bei einer festlichen Veranstaltung des „Liederkranz“ die Bekanntschaft Elgas gemacht hatte, sich auf Tod und Leben in die schöne Künstlerin verliebt hatte.

Diesmal aber ließ sich Elga nicht so ohneweiters überrumpeln. Der Brauer war so ziemlich das Gegenteil eines Adonis und an und für sich reizte es Elga durchaus nicht, aus den Armen Schröders in die des Brauers zu stürzen. Umsomehr reizte sie aber sein Geld.

Konnte der Hamburger Patriziersohn mit Seelenruhe Hunderte ausgeben, so kam es dem Brauer nicht einmal auf Zehntausende an, und außerdem war Schröder auf die Liberalität seines Herrn Papa angewiesen, während Herr Hachmeister seine Millionen nach seinem eigenen Willen ausgeben konnte.

So kam es, daß Elga, die den Wert des Goldes von Tag zu Tag besser zu schätzen verstand, sich dem Brauer gegenüber so gab, wie es ursprünglich ihrer Gemütsart gar nicht entsprach. Sie reizte ihn mit allen Mitteln weiblicher Koketterie, sie machte ihm alle erdenklichen Avancen und gewährte ihm nichts.

Als der Brauer aber erst einmal den Kopf ganz verloren hatte, da gewährte ihm Elga eine Aussprache unter vier Augen, in deren Verlauf sie mitteilte, daß sie prinzipiell nichts dagegen einzuwenden habe, seine Freundin zu werden.

„Ich bin aber kein dummes, junges Ding mehr,“ erklärte sie in einfacher und doch unendlich anmutiger Weise. „Wenn ich diesen folgeschweren Schritt tue, dann muß ich ganz genau wissen, wohin er mich führt. Mein Leben muß dann sichergestellt, meine Verbindung mit meinem Gatten in offener, ehrlicher Weise gelöst werden.“

Der Braumeister ging auf alles ein. Notariell garantierte er Elga eine erhebliche Lebensrente und nach Ablauf von zehn Jahren die Summe von fünfundsiebzigtausend Dollars, außerdem erklärte er sich bereit, eine friedliche Lösung der Ehe Elgas herbeizuführen.

Und so geschah es auch: wenige Tage nachdem Karl die Gewißheit hatte, von Elga betrogen zu werden, fand er, als er nach Hause kam, Elga nicht mehr vor. Sie hatte mit allem, was sie besaß, die Wohnung verlassen, um nach einen kleinen, mit fürstlichem Luxus ausgestatteten Hause in Brooklyn zu übersiedeln.

Ein Brief, den Karl vorfand, setzte ihn von allem, was geschehen war, in Kenntnis. Dieser Brief Elgas machte ihrem guten Herzen alle Ehre. Kein Vorwurf, kein bitteres Wort enthielt er, nur eine einfache Erklärung der Sachlage:

„Nach alledem, was zwischen uns schon vorgefallen ist, wäre es töricht, wenn wir uns einreden wollten, daß wir uns lieben. Ich bin fest überzeugt

davon, daß Dir die Trennung von mir nicht allzu weh tun wird, wie auch ich sie leicht verschmerzen werde. Die Tatsache aber, daß wir uns einst, vor ganz kurzer Zeit noch, sehr geliebt haben, verbürgt es wohl, daß wir uns ein gutes, warmes Angedenken bewahren und ohne Groll an einander denken werden.

Habe Dank für all die rührende und sicher auch aufrichtige Zärtlichkeit, die Du mir vor unserer Ehe und auch in ihrer ersten Zeit noch entgegengebracht hast. Und wenn ich Dich noch um etwas bitten darf, so ist es das, daß Du Dich aufraffen, zur Energie zwingen und an einen neuen Aufbau Deines Lebens gehen mögest. Ich weiß, daß dies in Deiner momentanen Lage Dir bei Deinem weichen, verwöhnten Wesen nicht leicht werden würde, und daher war ich bemüht, Dich finanziell für die erste Zeit sicher zu stellen. Herr Hachmeister ist bereit, dafür, daß Du bei Lösung unserer Beziehungen keine Schwierigkeiten machst, Dir die Summe von zwanzigtausend Dollars in Baarem auszubezahlen. Verwinde den unangenehmen Beigeschmack, den diese materielle Transaktion für Dich wohl haben wird, und nimm das Geld.“

31. Kapitel Trost und Schmerz

Schwer atmend mit bebenden Knien stand Karl da, als er den Brief gelesen hatte, und einen Augenblick war es ihm, als ob der Boden unter seinen Füßen zu weichen begänne und er ins Uferlose, Grauenhafte sinken würde.

Wieder aber lockte und hielt ihn das Leben, die Hoffnungsfreudigkeit, der unbesiegbare Optimismus.

Er reckte und dehnte sich, ein siegreiches Lächeln flog über sein blasses Gesicht und er schickte seine Phantasie hinaus auf die Höhen der Menschheit, wo die Reichen, Großen, Berühmten wohnen.

Und Karl Lederer machte sich daran, seine Sachen zu ordnen und Reisepläne zu entwerfen. Er wollte Amerika den Rücken kehren und nach Europa fahren, wo ihm jetzt das Leben stärker, die Frauen lockender und süßer erschienen. —

Nebenan aber, nur durch eine Türe getrennt, lag Herr Oskar Schröder auf der Chaislongue und weinte bittere Tränen.

Zwei Briefe hielt er in der Hand. Den einen von Elga, in dem sie ihm den Laufpaß gab, den anderen vom Papa in Hamburg, in dem der alte Herr ihm scharfe Vorwürfe wegen seines unglaublichen Geldverbrauches machte. Und nun hatte er keine Geliebte mehr und vorläufig, bis Papa wieder mit sich reden ließ, auch kein Geld.

32. Kapitel

Vereinte Herzen

Nun entwickelten sich die weiteren, logisch unaufhaltsamen Ereignisse Schlag auf Schlag.

An einem Mittwoch, also einen Tag nachdem Fishers Brief in Händen des Berliner Detektives war, bekam der Reporter die Kabelantwort:

„M. Sigrand, Friedrichstraße 140, ist eine der ersten Berliner Schneiderfirmen. Durch drei Jahre hindurch, bis vor zweieinhalb Jahren, war der Referendar Dr. Karl Lederer Kundschaft bei dieser Firma, bei der er seine ganze Garderobe anfertigen ließ. Vor ungefähr zwei Jahren verließ Lederer nach Skandalaffären plötzlich Berlin, um nach Amerika auszuwandern. Schuldet M. Sigrand noch zweitausend Mark.“

Um die vierte Nachmittagsstunde stürmte Fred Fisher in die Office des Rechtsanwaltes, die Depesche in der Hand.

„Nun, Doktor, heißt es handeln! Jetzt erst haben wir den Fuchs ganz im Eisen.“

Dann besprachen sie lange und eingehend die Situation, bis sie beschlossen, am nächsten Tag mit dem ersten Morgenzug nach Albany zu fahren, wo gerade der Appellhof tagte.

Gleich nachdem Fred Fisher den Rechtsanwalt verlassen hatte, begab sich dieser nach der Wohnung der Familie Girik.

„Ich bringe gute Botschaft,“ sagte Sarmond. „Kleine Frau, erschrecken Sie nicht und regen Sie sich nicht auf, aber ich glaube Ihnen versprechen zu dürfen, daß Sie den kommenden Sonntag bereits mit Ihrem Gatten zusammen verbringen werden.“

Und während die arme kleine Frau in einem Atem jubelte und schluchte und sich Herr und Frau Girik und die Kinder um sie drängten, um ihr die Hand zu schütteln und sie zu beruhigen, trat Sarmond an Helene heran und sagte leise:

„Helene, ich habe mit Ihnen allein zu sprechen, geben Sie mir die Gelegenheit dazu.“

Die Gelegenheit fand sich, Sarmond faßte die zitternde Hand des Mädchens und begann:

„Helene, der heutige Tag sollte ein Freudentag nicht nur für jene, sondern auch für uns sein. Es ist so, wie wir vermutet hatten: Karl Lederer ist der in meinen Augen bereits überführte Mörder und nach den Äußerungen, die Sie selbst vor kurzer Zeit machten, glaube ich hoffen zu dürfen, daß Ihnen nun sein Bild ganz aus der Seele schwinden wird.“

„Ja, Doktor, was bis vor kurzem eine süß-qualende Erinnerung war, beginnt immer mehr die Formen eines bösen Traumes anzunehmen.“

„Nun denn, Helene, so bitte ich Sie heute nochmals, mein Weib, mein Lebenskamerad, meine treue Bundesgenossin im Guten und im Bösen werden zu wollen. Ich weiß, was Sie sagen wollen, Helene, und

kann Ihnen nur darauf erwidern: Für mich sind Sie keusch und rein und unberührt!“

Und er schlang seinen Arm um das junge Weib und zog Helene, die nicht widerstrebte, an sich, um ihr heißes, junges Gesicht mit seinen Küssen zu bedecken. —

33. Kapitel

Sensationen

Lange saß man noch zusammen, das Brautpaar Hand in Hand, die Eltern voll Stolz und Glück, und die junge Frau sinnend, ihr Kind an sich gepreßt, an die Zukunft und an Frieden glaubend.

Gemeinsam traten am nächsten Morgen Fred Fisher und Heinrich Sarmond die Reise nach Albany an, gemeinsam begaben sie sich zum Chef des Appellhofes, einem freundlichen, milden alten Herrn, einen von jenen wenigen amerikanischen Richtern, die sich nur von Recht und Unrecht beeinflussen lassen.

Eine Stunde lang dauerte der Vortrag, den Sarmond dem Richter hielt, dann stand dieser auf, schüttelte beiden Männern die Hand und sagte:

„Meine Herren, ich mache Ihre Sache zu der meinen. Noch für heute Abend beraume ich eine Spezialsitzung des Appellhofes an, der Sie, Herr Sarmond, beiwohnen werden.“

So war es auch. Bis zur zehnten Abendstunde saßen die Herren vom Appellhof zusammen, um schließlich nach Anhörung Sarmonds und Prüfung der vorgelegten Aussagen, Briefe und Depeschen einstimmig dem zum Tode Verurteilten einen neuen Prozeß zu bewilligen.

Mitternachts fuhren Fisher und Sarmond zurück, am Morgen trafen sie in New York ein, um neun Uhr früh konferierten sie ernst und eindringlich mit dem New Yorker Distriktsanwalt. Und dieser Herr, der es

wie kein anderer versteht, mit der Wurst nach der Speckseite zu werfen, tat das Klügste, was er tun konnte: er unterstützte den Verteidiger des Julius Löwy, ordnete alle Maßnahmen zur sofortigen Verhaftung Karl Lederers an und bat selbst den zuständigen Richter um Niederschlagung des Prozesses gegen Julius Löwy und dessen Enthftung.

Am Samstag vormittag wurde Julius Löwy aus Sing Sing geholt und nach den Tombs gebracht, wo ihn jubelnd und jauchzend seine junge Frau in Empfang nahm.

Bis dahin war auf Betreiben des genialen Reporters von der ganzen Affäre noch nicht ein Sterbenswörtchen in die Öffentlichkeit gedrungen, nun aber konnte er, während er sich den mit der Verhaftung Lederers betrauten Detektivs anschloß, den ganzen sensationellen Fall zur Presse geben.

Und während schweigend und düster fünf Männer, vier Detektivs und der Reporter, sich nach dem Hotel Bellevue am Central Park West begaben, ächzten und stöhnten die mächtigen Druckerpressen in der William Street und warfen die feuchten Zeitungen zu Tausenden und Hunderttausenden aus, die in einer knappen halben Stunde dem Dreimillionenmob Nahrung für den Sensationshunger, Nervenkitzel und Aufregung geben sollten. —

34. Kapitel

Zur Abreise bereit

Karl Lederer saß auf einem Stuhl, um ihn herum leere Koffer, Handtaschen, Hutschachteln, alle Möbel mit Anzügen, Wäsche, Stiefeln etz. belegt.

Er packte ernstlich, am nächsten Dienstag heißt es sich an Bord des neuen Lloyd dampfers „Kronprinzessin Cecilie“ einschiffen. Bis Cherbourg wollte er an Bord bleiben, dann nach Paris fahren und dort weitere Pläne für sein zukünftiges Leben fassen.

Jetzt war er freudig angeregt und ging mit großen Schritten durch das Zimmer, voll von Plänen und Luftschlössern vor Augen. Dann überkam ihn wieder eine eigenartige müde Schwere, eine Beklemmung, die ihn am freien Atmen hinderte, eine Bedrückung, wie vor einem heftigen Gewitter.

Sich reckend und streckend stand er jetzt wieder auf, um weiter zu packen.

Hier, ein Album, das ausschließlich Photographien Elgas enthielt.

Mit einem leisen, halb wehmütigen, halb ironischen Lächeln schlug er Bild auf Bild um, um schließlich das Album zu unterst in den großen, eleganten Rohrkoffer zu tun.

35. Kapitel

Auf der Flucht

In diesem Augenblick drangen Stimmen an sein Ohr, unterdrückte, aber doch kräftige Männerstimmen von nebenan.

Und mit den von Ahnungen angespannten Sinnen blieb Karl Lederer regungslos stehen und lauschte und hörte, wie eine Stimme sagte:

„Er ist also zu Hause und kann uns nicht entgehen. Ich glaube aber, daß es besser ist, wenn wir den Moment abwarten, wo er sein Apartement verläßt, denn wenn wir eindringen, so könnte er uns durch einen Selbstmord zuvorkommen.“

Die Sache war nämlich die, daß der geniale, an alles denkende Reporter diesmal an ein nicht unwichtiges Detail vergessen hatte. Durch die Löcher, die er in die Wand gebohrt, konnte nicht nur er alles hören, was nebenan vorging, sondern auch nebenan konnte man jedes Geräusch aus seinem Zimmer hören. Bisher hatte er noch niemals einen fremden Menschen bei sich gehabt, daher kam das nicht in Betracht, und so hatte der

Reporter an diese Gegenseitigkeit eben ganz vergessen.

Einen Augenblick noch stand Karl Lederer unbeweglich da, an den Nägeln kauend und starr vor sich hinsehend. Dann handelte er.

Laut pfeifend ging er mit möglichst viel Geräusch im Zimmer auf und ab, wobei er den Hausrock, den er anhatte, abwarf und das Jacket, das zu diesem Anzug gehörte, anzog. Mit der rechten Hand fühlte er an der Brust. Richtig, die Brieftasche war an Ort und Stelle und in ihr der Scheck auf zwanzigtausend Dollars, den er am Tage vorher durch den Advokaten des reichen Brauherrn bekommen hatte.

Nun hatte er den Hut, und nun hieß es gehen.

Durch das Schlafzimmer durch begab sich Karl nach dem Badezimmer.

Das Fenster stand offen, und Karl überzeugte sich durch einen Blick nach außen, daß tatsächlich, wie er angenommen hatte, sich vor diesem Fenster das Ende des Feuerbalkons sich befand, der dann nach links weiter ging.

Blitzschnell zwängte Karl seine schlanke Gestalt durch das enge Fenster durch.

So, nun stand er sechs Stockwerke hoch auf dem Feuerbalkon, die Feuerleiter unter sich. Ganz hinunter durfte er nicht. Das würde sicher jemand bemerken, man würde Lärm schlagen, er wäre verloren. Nein, er hatte eine andere Idee.

Schnell klonn Karl eine Treppe nach abwärts, bis er vor dem Badezimmerfenster der Wohnung unter ihm stand.

Das Fenster war geschlossen, aber nicht von innen verriegelt, so daß er es von außen öffnen konnte. Und schon stand er in dem Badezimmer drinnen.

Hochaufatmend stand er da. Vom nächsten Augenblick hing alles ab. Gewaltsam bemeisterte er seine Aufregung, öffnete vorsichtig die Türe des Badezimmers und rief in das anstoßende Schlafzimmer hinein:

„Bitte nicht zu erschrecken, es ist kein Einbrecher, sondern ich, Mr. Karl Lederer, bin es.“

Es war dies eine junge Französin, die Gattin des französischen Vizekonsuls, der unter Lederer wohnte.

36. Kapitel

Stunde der Qual

Lederer kannte die Dame und er verbeugte sich nun lachend und sagte leichthin:

„Verzeihen Sie dieses gewaltsame Eindringen, gnädige Frau. Stellen Sie sich nur mein Mißgeschick vor: Irgend etwas an meinem Wohnungsschloß ist in Unordnung geraten, so daß ich eingeschlossen war und absolut nicht heraus konnte. Außerdem aber funktioniert schon seit gestern mein Zimmertelephon nicht, so daß ich nicht einmal den Portier verständigen konnte. Da ich es aber nun sehr eilig habe, so gestattete ich mir, auf diese etwas unverschämte Weise den Ausgang durch Ihre Wohnung zu erzwingen.“

Die Französin iachte höflich, ließ nun Karl durch Schlaf- und Wohnzimmer hinausgehen, und Karl fühlte sich halb gerettet.

Ohne erst nach dem Aufzug zu läuten, raste er die fünf Treppen hinunter, aus dem Haus hinaus, rechts nach der nächsten Straße, in die erste Elektrische hinein, die durch die Columbus Avenue ging, um dann vollständig erschöpft, fiebernd, mit fliegendem Atem auf seinen Sitz zu sinken.

Eine halbe Stunde später aber durchbrausten die Extrablätter des „Evening Journal“ wie ein Wirbelwind die Stadt, und wenige Minuten später wußte jeder Mensch von den sensationellen, ungeheuerlichen Geschehnissen: von der Freilassung des Julius Löwy, der unschuldig zum Tode verurteilt worden war, und von dem Haftbefehl gegen Karl Lederer, dem flotten Gatten der schönen Elga Immen vom Deutschen Theater. —

Und wieder eine Stunde später erschienen Extrablätter, in denen die Flucht des Mörders geschildert wurde.

Fred Fisher und die Detektives hatten ungefähr eine Viertelstunde auf die Möglichkeit gewartet, daß Karl Lederer seine Wohnung verlassen würde. Dann begann es ihnen aufzufallen, daß von nebenan nicht das geringste Geräusch zu ihnen herüber drang.

Der Reporter stieg auf einen Stuhl und horchte vergebens an dem Loch in der Wand. Schließlich stieß er die Öffnung leise und ganz vorsichtig durch, so daß er einen Überblick in das Nebenzimmer hatte. Von Karl war keine Spur zu sehen.

Verstört und von bösen Ahnungen erfüllt, forderte Fisher nun die Detektive auf, vorsichtig in Lederers Appartement einzudringen und ihn zu überrumpeln. Dies geschah denn auch. Der stärkste der Geheimpolizisten brach mit einem wuchtigen und plötzlichen Ruck die Tür vom Korridor ein und die fünf Männer stürzten sich nun wie die Panter in das Zimmer und vom Korridor aus in das Schlafzimmer.

Vergebens — der Vogel hatte sein Nest verlassen.

Fred Fisher war es, der die Situation zuerst erfaßte. Er bemerkte das weit aufgezugene Fenster im Badezimmer und war sofort überzeugt, daß Lederer über die Feuerleiter hinweg entkommen sei. Nachfragen bei allen Gästen des Hotels gaben ihm recht. Die Französin erzählte von dem merkwürdigen Erscheinen Lederers in ihrer Wohnung und nun hatte man Klarheit!

Fred Fisher war wütend und tobte mit sich und aller Welt in seinem Unmut.

Was nützte es nun, daß die gesamte Geheimpolizei New Yorks hinter dem Flüchtigen her war, was nützte es, daß alle Bahnhöfe, Hotels, Schiffspiers, alle Boardinghäuser und Herbergen innerhalb einer Stunde bewacht und verständigt wurden? Der Reporter wußte besser als irgend ein anderer, welche ungeheueren Versteck-

möglichkeiten die Riesenstadt einem Verbrecher gaben, und daß die Polizei in diesem Moment ohnmächtig war, wo der Flüchtige auch nur einen Komplizen, auch nur eine Vertrauensperson hatte, die sich seiner annahm.

Als einige Stunden vergangen waren und auf dem Polizeihauptquartier noch immer nicht die Nachricht von der Verhaftung Lederers eingelangt war, da begann der Reporter nahezu zu resignieren. Schließlich hatte ja sein Blatt doch die größte Sensation des Jahres abgeschöpft, und er war es mit in erster Linie, der die Rehabilitierung Löwys und die Entlarvung Lederers herbeigeführt hatte. Das mußte nun seinem Ehrgeiz genügen.

Es kam aber anders.

37. Kapitel

Das eigene Bild

Karl war, wie gesagt, halb besinnungslos in einen Straßenbahnwagen eingestiegen. Erst als er eine Viertelstunde lang mit geschlossenen Augen gesessen hatte, überkam Karl das ganze Grauen vor der fürchterlichen Situation, in der er sich befand. Eine namenlose Angst durchschüttelte ihn, würgte ihn, trieb ihm den kalten Schweiß auf die Stirne.

Nun würden die Häscher nebenan bereits wissen, daß er ihnen entkommen war, und bevor eine Stunde um war, war die gesamte New Yorker Polizei hinter ihm her, wurden die Bahnhöfe bewacht und die Häfen, waren die Hotels und Herbergen verständigt.

Unfähig einen klaren Gedanken zu fassen, duckte sich Karl Lederer zusammen, wie ein kleines Kind, das sich noch kleiner machen will, um dem Hieb des Vaters zu entgehen.

Wieder fühlte er an seine Briefftasche. Da steckte ja das Vermögen darinnen, das Vermögen, das das einzige Mittel zu seiner Rettung werden konnte.

Aber wie den Scheck einlösen?

Kurl preßte die Hände gegen die Schläfen, um das Zucken und Bohren im Schädel zu unterdrücken und überlegen zu können.

Ja, so ging es: der Scheck war auf Müller, Schall und Company ausgestellt und der Kassierer dieses Bankhauses war ihm bekannt. Dort konnte man ja unmöglich schon etwas wissen, er würde also direkt dorthin eilen und versuchen, das bare Geld bekommen zu können.

Nochmals hatte er Glück.

Als er den Kassierer bat, den Scheck gegen Bargeld einzulösen, da er zu einer Transaktion bares Geld brauche, erwiderte dieser:

„Zufälligerweise kann ich Ihrem Wunsche entsprechen. Es kommt nicht oft vor, daß wir so viel Kassa hier haben.“

Und zahlte ihm den Betrag von zwanzigtausend Dollars in zwei Päckchen zu Hundertdollarscheinen aus.

Nun aber kamen Stunden der Qual, wie sie sich mit der erregtesten Phantasie nur schwer ausmalen lassen.

Als Karl aus dem Bankhaus auf die Wall Street trat, hielten ihm gleich zehn Knabenhände das „Evening Journal“ entgegen, und aus zehn Zeitungen grinste ihm ein großes Doppelbild entgegen: Julius Löwy, der herausgekommen war, er, Karl Lederer, der hereinsollte.

Und so vortrefflich war sein Bild, daß es ihm schien, als ob er in einen Spiegel blicken würde. —

Mit gesenktem Haupt, das Taschentuch krampfhaft vor das Gesicht gepreßt, totmüde, erschöpft, hungrig, frierend und fiebernd vor Angst und Qual wanderte Karl stadtaufwärts. Er wagte es nicht, irgend eines der Restaurants zu betreten, sich auf eine Bank zu setzen, sich zu erfrischen und zu stärken.

Denn wer konnte wissen, ob nicht der Nachbar auf der Bank oder im Restaurant die Zeitung in der Hand hielt, die Zeitung, die auf der ersten Seite einmal und auf der nächsten noch ein Dutzendmal sein Bild veröffentlichte?

Der Nachmittag kam und verging, die Geschäfts-, Bank- und Fabrikgebäude spieen unerhörte Menschenmassen aus, die sich drängten und wälzten, wie ein wilder, reißender Strom, der seine Ufer übertreten hat.

Und Karl schleppte sich noch immer einher, ließ sich von den Massen fortreiben und zuckte jäh zusammen, wenn ein lautes Wort, ein Ausruf neben, vor, hinter ihm ertönte. Manchesmal war es ihm, als wenn sein Name tausendfach ertönen würde, als wenn alle diese Menschen nur von dem einen Wunsch beseelt sein könnten, ihn, den Mörder, zu fassen und der Gerechtigkeit zu überliefern.

Das Gedränge lichtete sich, der Menschenstrom versickerte und man konnte wieder frei einhergehen, ohne Püffe austeilen und erdulden zu müssen.

Es war sieben Uhr abends, Karl befand sich am Times Square.

Und nun konnte er nicht mehr weiter. Es flimmerte ihm vor den Augen, es sauste in den Ohren, die Kniee zitterten ihm, die Lunge versagte den Dienst.

Apatisch, gleichgültig, halb dahinschwindend lehnte sich Karl an einen Laternpfahl.

Plötzlich zuckte er jäh zusammen.

38. Kapitel

Kitty

Ein elegantes, brünettes Weib ging an ihm vorbei, den Rock hochgerafft, so daß man die Lackstiefelchen und durchbrochene seidene Strümpfe sehen konnte,

ein wallender Straußfedernhut auf dem Köpfchen, über die ganze schlanke Figur jener eigenartige Charm, der mit seinem „Haut gout“ aufreizt und erraten läßt, daß das Persönchen nicht gerade die Anwartschaft auf die Tugendrose besitzt.

Und dieses zweifellos sehr demimondäne Weibchen war niemand anders als Kitty Wilcox! Kitty Wilcox, das erste Verhältnis, das Karl hier in Amerika gehabt hatte, jenes lustige irische Mädcl, das ihm geholfen hatte die englische Sprache rasch zu erlernen und dann so ganz „sans façon“ mit einem cachierten Fußtritt bei Seite geschleudert worden war!

Karl aber vergaß in diesem Moment an all das, er sah in dem Mädchen nichts als das Weib, das ihn geliebt, das in seinen Armen gelegen, das seine Zärtlichkeit genommen und erwidert hatte, das ihn nun retten mußte, retten um jeden Preis.

Neuer Lebensmut durchströmte ihn, er richtete sich hoch auf, die Müdigkeit, der Hunger, die dumpfe Verzweiflung waren gewichen, klar und scharf arbeitete sein Gehirn wieder, seine Seele und sein Körper bekamen wieder Elastizität.

„Das Mädcl ist nicht mehr Typewriterin,“ sagte sich Karl, während er in einiger Entfernung hinter Kitty herschritt, „sondern sie befindet sich auf jener Ebene, die man die schiefe nennt. Um so besser für mich, solche Mädcl brauchen Geld und das habe ich ja.“

Einen Augenblick nur tauchte in ihm der Gedanke auf, daß das Mädchen ihn vielleicht doch verraten könnte. Sofort aber verwarf er diesen Gedanken wieder.

„Nein, ein Weib, das die Geliebte eines Mannes gewesen ist, liefert ihn nicht dem Henker aus, um keinen Preis, und wenn er sie selbst hätte ermorden wollen. Dazu kenne ich die Frauen zu gut.“ — —

Kitty Wilcox ging zu Fuß bis zur 52. Straße und bog dann westlich ein, bis sie zu einem großen Flathause kam, in dem sie wohnte.

Mit einem Ruck war Karl an ihrer Seite im Hausflur.

„Kitty, erschrick nicht, ich bin es, ich, Karl Lederer.“

Ein gellender, kreitschender Aufschrei entrang sich dem jungen, stark geschminkten und parfümierten Mädchen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie ihn an, wie eine Erscheinung aus dem Jenseits.

„Weg da,“ stammelte sie in wahnsinniger Angst, „sonst schreie ich um die Polizei, du willst mich wohl auch ermorden, was?“

Mit fliegendem Atem begann nun Karl auf sie einzureden:

„Kitty, erbarme dich meiner, bei der Liebe, die du mir geschenkt hast, flehe ich dich an, nimm mich zu dir, gewähre mir Obdach und Schutz! Sieh her, Kitty, ich bin gehetzt wie ein wildes Tier, man will mich richten für eine Tat, die ja so weit zurückliegt, daß ich mich ihrer gar nicht mehr erinnern kann. Hilf du mir, Kitty, verbirg mich, laß mich nicht in die Hände der Bluthunde fallen!

Ich will dich ja auch fürstlich belohnen, Kitty. Sieh her, ich habe Geld, viel Geld, das sollst du zum größten Teile haben, wenn du mich schützeest, wenn du mich bei dir versteckst, nur ein paar Tage lang, bis ich heimlich fliehen kann. Kitty, hilf mir!“

Und schluchzend umklammerte er ihre Hände, die er preßte und streichelte.

Das junge Mädchen hatte seine Fassung wiedergewonnen. Einen prüfenden Blick warf sie über ihn, der auf der Perle in der Kravatte und dem Diamanten am Finger haften blieb. Dann sagte sie rasch im Flüsterton:

„Schnell! Mir nach! Ich werde sehen, was sich machen läßt.“

Kittys Wohnung lag oben im vierten Stockwerk. Der Zufall war ihnen günstig, sie kamen hinauf, ohne unterwegs irgend einen Menschen getroffen zu haben. Rasch sperrte sie auf und schlüpfte in den dunklen Korridor hinein, Karl ihr nach.

Erschöpft ließ er sich in einen Fauteuil fallen. Jetzt erst, wo er sich wieder sicher fühlte, kam die ganze ungeheure Müdigkeit zum Durchbruch und mit ihr die peinigende Hunger.

Kitty machte ihm rasch eine Tasse Kaffee und zwei Eier zurecht, die er mit Heißhunger hinunterschlang. Als er fertig war, sagte das Mädchen:

„Nun erzähle aber auch alles. Wie kommst du denn eigentlich zu dem vielen Geld, von dem du erzählt hast?“

39. Kapitel

Verraten

Einen Augenblick war Karl unschlüssig. Was sollte er ihr sagen? Zuerst hatte er das Bedürfnis, über die unselige Geschichte seiner Ehe, über das schmachvolle Ende, über das demütigende Geschenk seiner Frau mit einer Ausrede hinwegzugehen. Doch ihm fehlte die Kraft. Er war fertig, total fertig, er konnte keinen klaren, logischen Gedanken mehr fassen. Nur instinktiv fühlte er, daß er sich eigentlich diesem Geschöpf gegenüber, das gewohnt war, die seltsamsten Wünsche der verschiedensten Männer zu befriedigen, nicht zu schämen brauche. Kitty hatte sicher in ihrer neuen Praxis viel mehr Abscheuliches gesehen und gehört und konnte wohl nichts mehr dabei finden.

Und so sprach er langsam, papagaienhaft oder wie ein Automat, als sage er eine auswendig gelernte Lektion auf. Und vor Kitty fielen diesmal wirklich alle Schranken, er streifte in diesem Zusammenbruch alles äußerliche, jeden letzten Rest von Scham, Heuchelei, Verstellung ab.

Doch er hatte sich in Kitty getäuscht. Wohl war sie durch seine Schuld gründlich verdorben und verwahrlost, allein sie war nicht zur Maschine geworden. Und voll Abscheu hörte sie nun, wie er seine Frau in einen

Abgrund von Schmutz und Schlamm gezerzt hatte, ähnlich wie sie, Kitty, selbst. Und blitzartig breitete sich der Gedanke in ihr aus, daß jetzt nicht nur der Augenblick zur Rache gekommen sei, sondern, daß sie diesem traurigen Helden das Handwerk legen müsse, daß keine Frau mehr in seine Hände fallen dürfe. Und der Gedanke an das viele Geld in Karls Brieftasche spielte bei den darauffolgenden Erwägungen auch eine gewisse Rolle.

Als Karl seine Erzählung beendet hatte, stand Kitty auf, streichelte seine Hand und sagte:

„Armer Kerl, da hast du ja schreckliches mitgemacht. Jetzt leg dich aber ruhig in mein Bett, ich werde heute im Parlor auf dem Sopha schlafen. Und morgen werden wir sehen, was wir zu tun haben. Dann ging sie nach einem herzlichen Händedruck ins Schlafzimmer, richtete das Bett her, und holte alsbald Karl, während sie selbst sich im Parlor beim Sopha zu schaffen machte.

Hastig streifte Karl die Kleider ab. Dann aber entnahm er seinem Rock sorgsam die Brieftasche, barg sie unter dem Kopfpolster, und jetzt erst streckte er sich zur Ruhe. Wenige Sekunden zogen die Ereignisse der letzten Tage spukhaft an seinem Auge vorbei, doch dann verwischten sich die Bilder, wurden phantastisch und unwirklich, und Karl lag in tiefem, todesähnlichem Schlaf.

Da öffnete sich leise die Tür. Barfuß huschte Kitty ins Schlafzimmer und lauschte. Fest und regelmäßig erklangen die Atemzüge des Schlafenden. Vorsichtig schlich sie zu dem Sessel, auf dem unordentlich die Kleider Karls lagen. Mit bebenden Händen durchwühlte sie alle Taschen — vergebens. Die Brieftasche war nicht da. Sollte er sie belogen und betrogen haben und in Wahrheit ohne Geld sein? Da kam ihr ein Gedanke. Behutsam, langsam tastend schob sie ihre Hand unter das Kopfkissen. Und im nächsten Augen-

blick hielt sie ihre Beute in der Hand. Schnell huschte sie aus dem Zimmer, zog sich an, verließ geräuschlos die Wohnung und eilte hastig durch die nächtlichen Straßen.

Karl schlief indessen nicht lange. Furchtbare Traum-bilder bedrückten ihn, er sah vor sich den Hals des Buchmachers, aus dem ein dicker Blutstrahl ihm entgegenschloß, er sah Elga in den Armen ihres neuen Freundes, er sah den Dr. Sarmond mit unerbittlicher Miene auf ihn weisend, der elektrische Stuhl wuchs drohend aus der Finsternis empor. Mit einem Schrei fuhr Karl empor.

Verwirrt blickte er um sich, dann kam wieder die Erinnerung. Er konnte, er wollte jetzt nicht allein sein, er mußte zu Kitty! Mit wankenden Schritten ging er in den Parlor, doch der war leer. Wo war Kitty? Einen Augenblick stieg ein würgendes Angstgefühl in ihm auf, doch dann beruhigte er sich sofort wieder. Wahrscheinlich war sie auf einen Sprung aus dem Haus gegangen, um noch irgend eine Kleinigkeit für das improvisierte Nachtlager zu besorgen.

Schwer atmend ging Karl zum Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Ein Automobil kam um die Ecke, näherte sich. Der Lichtkegel der Gaslaterne fiel einen Moment lang auf die Insassen: Eine schöne, elegante Dame und neben ihr Georg Winzer.

Der, ja der war Sieger geblieben im Kampf ums Glück. Energie, Schlauheit, Skrupellosigkeit hatten ihn in die Höhe gebracht. Und er selbst, was hatte er erreicht?

40. Kapitel

Gesüht

Karl schlug die Hände vors Gesicht, um die Bilder, die vor ihm auftauchten, nicht zu sehen, um die eigenen Tränen zurückzudrängen.

Plötzlich hörte er, wie leise die Wohnungstür aufging.

„Aha, das ist Kitty,“ sagte er sich und wollte einen Schritt vorwärts ihr entgegen machen. Dann war es ihm aber, als es nicht ihre Schritte allein, als ob die ihrigen, von schwereren, dumpfen, knarrenden Tönen begleitet wären.

Ein würgendes Angstgefühl stieg in ihm auf, lähmte ihn wie ein Schlaganfall, daß er nur vorgebeugt stehen und mit weit aufgerissenen Augen gegen die Tür starren konnte. Und nun ging wieder eine Tür auf, eine Anzahl von Menschen mußte sich nebenan im Schlafzimmer befinden. Karl hörte deutlich und klar murmelnde Laute und dann Kittys Stimme, die hastig und leise ausrief:

„Dann ist er fort oder nebenan im Parlor.“

Ein Bruchteil einer Sekunde, in dem Karl noch immer unfähig war sich zu bewegen, dann flog die Tür vor ihm auf, und blitzschnell sah er Kittys hochgerötetes Gesicht und drei Riesenkerle hinter ihr.

Mit einem Riesensprung stürzten sich zwei der Detektivs ihm entgegen, während der dritte den Revolver gegen seinen Kopf richtete. Und in diesem kaum mehr meßbaren Zeitraum gewann Karl seine Geistesgegenwart wieder. Ein gellendes Lachen stieß er aus, dann duckte er sich und warf sich nach rückwärts kopfüber aus dem Fenster heraus.

Zerschmettert, unförmlich, leblos blieb sein toter Körper auf dem Pflaster liegen. — —

41. Kapitel

Frieden

Eine Woche bildete der „Fall Lederer“ die Sensation und das Tagesgespräch New Yorks. Dann kamen andere Ereignisse an die Tagesordnung, andere Sensationen, andere blutige Kriminalaffären.

Und mit dem Lauf der Zeit begannen auch die Personen zu vergessen, die das Schicksal und der Zufall so innig mit Karl Lederer verknüpft hatte.

Wenige Tage schon nach dem Tode des Verbrechers fand in aller Stille und ohne Prunk die Vermählung Dr. Heinrich Sarmonds mit Helene statt, und ein stilles, friedliches Glück erblühte aus den Schmerzen der Vergangenheit dem jungen Paar.

Elga Immen war durch das fürchterliche Ende ihres Gatten tief erschüttert. Amerika war ihr verleidet, und sie trat sofort nach Beendigung der Theatersaison mit ihrem Freund, dem Brauer, eine Reise um die Welt an. Vorher tat sie aber ein gutes Werk auf sehr taktvolle Weise. Sie schrieb dem Unschuldig Verurteilten und auf so wunderbare Weise dem Tode entrissenen Julius Löwy einen Brief, in dem sie ihn bat, dem Toten, der sein Verbrechen mit dem Leben gesühnt, zu vergeben. Gleichzeitig legte sie dem einen Scheck auf zweitausend Dollars bei, die Löwy dazu verwenden sollte, sich und seiner jungen Familie eine neue Existenz aufzubauen.

Nach einigem Bedenken tat dies Löwy auch. Er etablierte sich wieder in demselben Laden, den er vor seiner Verhaftung gehabt hatte und die ganze Nachbarschaft wetteiferte in Beweisen ihrer Zuneigung und Sympathie. Über Jahr und Tag waren Julius Löwy und seine Frau genötigt einen dreimal so großen Laden zu mieten und sie warfen sich ganz auf dem Import deutscher und österreichischer Delikatessen mit den besten Aussichten, auf diesem Wege reiche Leute zu werden.

Auch Georg Winzer, der „Freund“ Lederers, machte seinen Weg, mit Riesenschritten sprang er von Stufe zu Stufe vorwärts, mit genialer Geschicklichkeit verstand er es, durch die weiten Maschen des Gesetzes durchzuschlüpfen und als er eine ebenso häßliche als

reiche und bigotte Amerikanerin heiratete, war sein „Glück“ gemacht. Er durfte mit Bestimmtheit darauf rechnen, demnächst, wenn auch nicht zu den „Vierhundert“, doch zu den oberen „Tausend“ zu gehören.

(Ende)



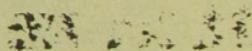
Copyrighted 1907 by Hugo Bettauer in New York

Bettauers Wochenschrift

Chefredakteur Helmut Bettauer

Gegründet von

Hugo Bettauer dem Märtyrer der Aufklärung



Das Magazin der werktätigen
Menschen kämpft für Frei-
heit und Gleichberechtigung,
gegen Willkür, Unterdrückung und Vorurteil.
Sie enthält anregende Artikel, packende Novel-
len, spannende Romane, interessante und
amüsante Bilder, aufschluß-
reiche Rundfragen, „Probleme
des Lebens“, ärztlichen und
kosmetischen Briefkasten

Erscheint wöchentlich — 40 Groschen
Administration: Wien, VIII., Langegasse 7
Abonnenten erhalten Gratisbuchprämien



UB WIEN



+AM145698003

H. RAUTNER
Universitäts Buchbinder
Wien, I., Eiberstrasse Nr. 11.



www.books2ebooks.eu